

READER 2

Zur Sozialpsychologie des Rechtspopulismus. Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Annäherung an Nationalismus, Rassismus, Antisemitismus und Antifeminismus

Seminar an der Goethe-Universität Frankfurt a.M., Fachbereich 05, SoSe 2019
Seminarleitung: Markus Brunner

Zur Sozialpsychologie des Rechtspopulismus.

Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Annäherung an Nationalismus, Rassismus, Antisemitismus und Antifeminismus

Seminar an der Goethe-Universität Frankfurt a.M., Fachbereich 05, SoSe 2019

Seminarleitung: Markus Brunner

Seminarplan

2. Block: Sa., 6.7. / So., 7.7.

Zur Historisierung der Psychoanalyse und des modernen Individuums

1) Markus Brunner (2018): Die Entstehung des modernen Individuums. Entwurf eines Kapitels für ein Einführungsbuch zur psychoanalytischen Sozialpsychologie.

Zum Geschlechterdiskurs der „Neuen“ Rechten

2) Stefanie Mayer & Judith Goetz (2019): Mit Gott und Natur gegen geschlechterpolitischen Wandel. Ideologie und Rhetoriken des rechten Antifeminismus. In: FIPU (Hg.): Rechtsextremismus, Bd. 3: Geschlechterreflektierte Perspektiven, S. 205-247. → **Zu lesen: S. 205-209, 213-236, 239-241.**

Männlichkeit und Antifeminismus

3) Manuel Mayrl (2017): Männlichkeiten in der identitären Bewegung. Journal für Psychologie 25(2), S. 179-204.

4) Christine Rohde-Dachser (1991): Expedition in den dunklen Kontinent. Frankfurt a.M.: Fischer. → **Zu lesen: S. 90-94, 95-97, 99-103, 115-121, 126-130, 135-136.**

5) Auszug aus: Winter, Sebastian (2013). Geschlechter- und Sexualitätswürfe in der SS-Zeitung Das Schwarze Korps. Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Studie. Gießen: Psychosozial. Kap. 3.4. Das Weiblichkeits- und Männlichkeitsdilemma.

6) Markus Brunner (2019): Enthemmte Männer. Psychoanalytisch-sozialpsychologische Überlegungen zur Freudschen Massenpsychologie und zum Antifeminismus in der "Neuen" Rechten. Journal für Psychoanalyse 60. → **Zu lesen: S. 9-16.**

Alle Texte findet Ihr wieder unter: www.agpolpsy.de/rechtspopulismus

Kontaktadresse: brunner@agpolpsy.de



Markus Brunner

2. Die Entstehung des modernen Individuums¹

Zur Geschichtlichkeit der psychoanalytischen Erkenntnisse

Freud entwickelte die Psychoanalyse als Praxis und Theorie in der Auseinandersetzung mit seinen Patient_innen – die ihrerseits als spezifische historische Wesen zu lesen sind. Wie wir auch in den weiteren Kapiteln noch zeigen werden, sind die innerpsychischen Konfliktlagen, welche Freud in seinen Analysen als Ursachen der Symptome freilegte, nicht einfach zufällige, sondern in ihnen zeigen sich – wie vermittelt auch immer – gesellschaftliche Widersprüche. Es ist das bürgerliche Individuum, das schon Ende des 19. Jahrhunderts, kaum dass es mit der Entfaltung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft die Welt erblickt hatte, in eine erste Krise gerät bzw. seine Brüchigkeit offenbart. Ebenso werden in dieser Zeit die psychischen Effekte der bürgerlichen Geschlechterordnung auf verschiedene Weisen sichtbar.

Freud hatte zwar durchaus einen Blick für die spezifischen sozialen Umstände seiner Patient_innen und v. a. in seinen kulturtheoretischen Schriften zeigte er auf, wie bestimmte kulturelle Anforderungen spezifische innerpsychische Konflikte förderten. Freud entwickelte auch Theorien über spezifische soziohistorische Entwicklungen, die gewisse Konflikte und Instanzen erst entstehen ließen: Man denke nur an seinen Mythos über die Ermordung des »Urvaters« durch seine Söhne, die aus Reue nach der Tat seine Gebote als Gesetze verinnerlichten und so erst ein Überich entwickelten. Aber der Erfinder der Psychoanalyse verallgemeinerte seine Erkenntnisse gern und reflektierte die spezifische gesellschaftliche Gewordenheit seiner Patient_innen ebenso wenig wie die Frage, was das für die Erkenntnisse aus seinen Analysen bedeutete.

Es waren die ersten linken Psychoanalytiker_innen, die sich mit dieser Frage auseinandersetzten. Sie wollten den spezifischen historischen und sozialen Gehalt der Kategorien der Freud'schen Psychoanalyse ausloten. Ihre diesbezüglichen Überlegungen entzündeten sich vor allem an der Frage nach der Universalität des Ödipuskomplexes. Wir wollen uns hier nicht intensiver mit dieser durchaus hitzigen Debatte auseinandersetzen – eine differenzierte Einschätzung erforderte eine genaue Auseinandersetzung damit, was die Autor_innen jeweils genau unter dem Ödipuskomplex verstanden –, aber an ihr wird wohl offensichtlich, worum es bei der Frage nach dem historischen Gehalt der Psychoanalyse geht: Wenn der sog. Ödipuskomplex mit all seinen Implikationen, z. B. der Anerkennung der Zweigeschlechtlichkeit, der vorwiegend heterosexuellen Ausrichtung des Begehrens und der Anerkennung der väterlichen/männlichen Dominanz, als universell und für alle Menschen geltend konzipiert wird, wird damit nicht zugleich eine Norm gesetzt? Wie sähe dieser Ödipuskomplex denn in Gesellschaften aus, in denen das Aufziehen von Nachwuchs ganz anders geregelt ist als in der für die bürgerliche Gesellschaft typischen patriarchalen Kleinfamilie? Und was verändert sich, wenn in heutigen sog. Patchwork-Familien schon früh enge Beziehungen mit zahlreichen Personen aufgebaut werden? Diese Fragen führen in den Kern der psychoanalytischen Sozialpsychologie hinein: Was verändert sich auch innerpsychisch bei den Individuen, wenn sich die sozialen Verhältnisse wandeln, wenn sich die Familienstrukturen verändern, wenn Geschlechterbilder umgestoßen werden, wenn neue Erziehungsnormen vorherrschend werden, wenn die »Kulturanforderungen«

¹ Entwurf eines Kapitels für ein Buch zur Einführung in die psychoanalytische Sozialpsychologie, das ich gerade mit Kolleg_innen am Verfassen bin.

von denen Freud spricht, andere werden? Entwickeln z. B. Kinder, die auf einem mit Mägden und Knechten bevölkerten Bauernhof und in einer ländlichen Dorfstruktur aufwachsen, wirklich die gleichen psychischen Strukturen oder innerpsychischen Konfliktlagen wie ein Kind, das in einer bildungsbürgerlichen Kleinfamilie in der Großstadt aufwächst? Wie hängen geschlechtsspezifische psychische Konflikte und der Umgang mit diesen mit den vorherrschenden Geschlechternormen zusammen, die wiederum – wie wir noch sehen werden – viel mit der sozialen Arbeitsteilung zu tun haben? Dieser Blick auf die spezifischen sozialen und historischen Umstände ist für die psychoanalytische Sozialpsychologie zentral. Sie betont stets, dass die Konflikte, welche die Psychoanalyse aufdeckt, letztlich auf soziale Konflikte verweisen und von diesen bestimmt sind.

In den diesbezüglichen Debatten der 1920er und 1930er Jahre über den vorherrschenden Autoritarismus wurde vor allem die autoritär-patriarchale Familie kritisch in den Blick genommen und historisch verortet – entweder relativ allgemein als Ergebnis eines frühen »Sündenfalls«, in dem in ferner Zeit eine angeblich ursprüngliche oder natürliche matriachale Ordnung durch eine patriarchale ersetzt wurde, oder historisch spezifischer als Ergebnis der modernen kapitalistischen Gesellschaft, welche die bürgerliche Kleinfamilie und damit die mit ihr verbundene familiäre Konfliktkonstellation erst hervorgebracht hatte. Wenige Vertreter_innen der psychoanalytischen Sozialpsychologie gingen der historischen Entstehung des modernen Individuums systematischer nach; aber um anschaulich zu machen, wie wichtig ein solch historischer Blick für alle sozialpsychologischen Überlegungen ist, wollen wir ihr hier doch das erste inhaltliche Kapitel widmen.

Norbert Elias' Überlegungen zur Entstehung moderner Subjektivität

Zuallererst Norbert Elias verdanken wir einen großen psychoanalytisch orientierten Entwurf einer Theorie der historischen Entstehung moderner Subjektivität. In seinem Buch *Der Prozess der Zivilisation* (1932) zeichnet er einen Prozess der psychischen Verinnerlichung von immer differenzierter werdenden äußeren Zwängen und der damit einhergehenden »Versittlichung« des höfischen Adels seit dem Mittelalter nach. Diese Verinnerlichung bringt ein alle psychischen Regungen überwachendes Überich hervor, das laut Elias noch viel mehr das *bürgerliche* Individuum kennzeichnen wird. Im Spätmittelalter, so Elias, habe eine neue Art des Zusammenlebens am Hof ihres Herren bei den ehemaligen freien Kriegerern den Aufbau von Scham- und Peinlichkeitsgrenzen erzwungen, die den Einzelnen immer mehr von seinen Mitmenschen abgrenzten und sein psychisches Leben zugleich immer mehr ausdifferenzierten.

Elias zeichnet für den Ritter oder Krieger des »vorhöfischen« Frühmittelalters, einen Alltag, der geprägt ist von unmittelbarer Gewalt durch andere Menschen und durch die Natur und in der der Ritter stets von für ihn arbeitenden Bauern und von hungierenden, ausgeplünderten, erschlagenen und bettelnden Armen umgeben ist. Die Furcht des Kriegers vor der unkalkulierbaren Gefahr, unterworfen oder gar getötet zu werden, sei deshalb zwar groß und schlage sich in der Furcht vor Gott, dem Teufel und Dämonen nieder, aber weder müsse er sonst auf viele gesellschaftliche Zwänge achten, die sein Verhalten disziplinierten, noch kenne der Krieger Mitleid mit seinen Untergebenen – auch wenn ihm das Gewohnheitsrecht gebietet, für die Hungernden seines Herrschaftsgebietes zu sorgen. Die Welt sei eben so, wie Gott sie geschaffen habe. Beherrschen muss sich der Ritter laut Elias kaum, vielmehr lebt er, der aufgrund der ständig lauenden Gefahren sowieso keine Zukunftspläne machen kann, in der unmittelbaren Gegenwart, ist seinen Leidenschaften und ständigen Gefühlsschwankungen unterworfen, wenig zimperlich oder

kontrolliert. Sein Körper ist auch noch kaum von dem seiner Mitmenschen abgegrenzt; außer zuweilen beim Gebet verbringt er kaum eine Minute seines Lebens alleine, sondern ist immer umgeben von seinen Freunden und Diener_innen. Seine körperlichen Verrichtungen sind deshalb kaum mit Scham behaftet.

Dieses kaum von verinnerlichten Normen bestimmte Lebensgefühl wird im weiteren Verlauf, so Elias' These, im kommenden Prozess der Entstehung des modernen Staates, der im Absolutismus seine erste Form findet, immer mehr verschwinden. Im Zuge der sogenannten »kommerziellen Revolution«, der Entstehung der ersten Formen eines europäischen Handelskapitalismus, die im 12. Jahrhundert einsetzt und die längerfristig die Landherren in den Einzugsgebieten der Handelsstädte immer mächtiger werden lässt, werden die anderen Krieger von den Landesherrn immer mehr unterworfen. In den Herrschaftszentren entstehen Fürstenhöfe, die eine Zufluchtstätte für die vom Handel ausgeschlossenen Ritter werden, zu dem Preis, dass die jetzt unterworfenen Krieger dort kontrolliert und gebändigt, »zivilisiert«, werden. An den Höfen werden zunächst einfache Regeln des Zusammenlebens, die »Höflichkeit«, eingeübt und immer mehr kultiviert, ausdifferenziert und verinnerlicht: Wo in Anstandsbüchern anfänglich nur vermerkt wird, dass es sich nicht zieme, auf oder über den Tisch zu spucken – vielmehr solle man hinter sich auf den Boden spucken – oder in die gleiche Hand zu schneuzen, mit der man in die gemeinsame Essenschüssel greife, werden bis ins 18. Jahrhundert beispielsweise die Tischsitten so verfeinert sein, dass die Reihenfolge der verschiedenen Gänge und der Umgang mit neuen Werkzeugen wie der Gabel selbstverständlich sein werden. Elias beschreibt diese »Verhöflichung« und später die absolutistische »Zivilisierung« – im Französischen mit den zeitgenössischen Begriffen »civilité« und »civilité« gefasst – wie erwähnt als einen Prozess des Aufbaus und der Verschiebung von Scham- und Peinlichkeitsschranken: Dass irgendwo hinzuspucken und in die Hand zu schneuzen etwas Ekliges darstellt, erscheint mit der Verinnerlichung der eigentlich willkürlichen Normen (Elias betont, dass der Verweis auf hygienische Gründe erst nachträglich erfolgte) plötzlich als etwas Natürliches – irgendwann wird gar das vormalige »natürliche Bedürfnis«, den Speichel ausscheiden zu müssen, ganz verschwinden. Viele Vorrichtungen werden mit Tabus belegt: die Nacktheit, der sexuelle Verkehr, der Toilettengang, die Gewalt, das Schlafgemach. Während es noch bis in die Renaissance üblich war, nackt zusammen mit Angehörigen und Diener_innen im gleichen Zimmer zu übernachten und mit fremden Gästen das Bett zu teilen, wird der nackte Körper immer mehr den Blicken entzogen und der Schlafraum zum Privatraum. Dass wir selber bei den Berichten über das Schneuzen oder Spucken durchaus auch Ekel verspüren oder die Vorstellungen von nackten fremden Menschen im eigenen Bett ebenso ekelregende oder aber im Gegenteil lustvolle Phantasien erwecken, ist wohl selbst als ein Effekt der beschriebenen Umstrukturierungen des psychischen Lebens zu lesen.

Mit der Verinnerlichung der Sitten geht erstens eine immer größere Abgrenzung der Körper voneinander einher: Nicht nur Körpersäfte und -ausscheidungen werden tabuisiert, sondern auch die Leidenschaften, Zärtlichkeits- wie Aggressionsbekundungen, machen einer gemäßigeren und beständigeren Distanz Platz. Zweitens scheidet sich damit zunehmend der Erwachsene vom Kind: Während die frühen Verhaltensregeln sich an Erwachsene und Kinder gleichermaßen richten, rückt ab der Renaissance das Kind, das erst durch die richtige Erziehung zu einer_m höflichen oder zivilisierten Erwachsenen wird, in den Mittelpunkt des Interesses.

Spätestens im Intrigenspiel am Versailler Hof, wo Tausende von Menschen auf engstem Raum zusammenleben und um die Gunst des Kaisers buhlen, während die Ausübung physischer Gewalt durch das kaiserliche Gewaltmonopol verunmöglicht wird, zeigt sich, wie sehr sich der

Habitus des Adels seit dem Mittelalter verändert hat. Die Zwänge und Ängste sind diffuser und allgemeiner geworden – alle sind von allen abhängig und stets droht der gesellschaftliche Ausschluss, wenn man Zivilisierungsgeboten nicht entspricht und anderen peinlich wird –, die Leidenschaften werden deshalb gezügelt, und das mittelalterliche Leben in der unmittelbaren Gegenwart hat einem differenzierteren und längerfristigen Denken Platz gemacht: Wer am Hof gesellschaftlich reüssieren will, muss lernen, Ambivalenzen auszuhalten (eine ungeliebte Person ist mir vielleicht doch nützlich), die eigenen Züge möglichst vollständig unter Kontrolle zu halten, mit psychologischem Feingespür die Intentionen der Mitmenschen erschließen, Beziehungsgeflechte erkennen und ihre Effekte abschätzen zu können. Diese Selbstkontrolle und Beobachtungsgabe und die dadurch entstehende neue Sensibilität für nuancierte Wahrnehmungen kann durchaus lustvoll sein und erschließt neue Lustquellen, was sich in immer distinguierten Formen des zwischenmenschlichen Umgangs oder des Kunstgenusses zeigt.

Elias sieht in diesem Prozess der höfischen »Zivilisierung« die Entstehung eines modernen Überichs, welches systematisch und permanent das psychische Geschehen überwachen soll. Die »civilité« sei das Modell der modernen Subjektivität: Spätestens mit der sich im 19. Jahrhundert verallgemeinernden bürgerlichen Kleinfamilie ist eine Instanz geschaffen, in welcher die Umwandlung von jede Regung erfassenden äußeren Zwängen in Selbstzwänge systematisch erfolgt. Natürlich sei, so Elias, auch der frühmittelalterliche Ritter nicht einfach »Natur«. Auch der kriegerische Kampf, die Überwachung des eigenen Guts, die Anforderungen der religiösen Askese und die Einhaltung des Gewohnheitsrechts erfordern ein gewisses Maß an Körper- und Selbstkontrolle. Und die ständige Gefahr, auf Waldwegen überfallen zu werden, oder die Erfordernisse der Jagd schaffen sicher auch ein sehr differenziertes Vermögen, auch subtilere Geräusche und Bewegungen im Wald wahrzunehmen und einzuordnen. Aber Elias betont, dass das »Überich« des Ritters nur punktuell und weniger umfassend sei.

Wir können hier nicht weiter über dieses Mehr oder Weniger oder noch grundlegender über die sicherlich interessante Frage diskutieren, ob die Kategorie des »Überichs« für den mittelalterlichen Krieger überhaupt angemessen sei; in den weiteren Kapiteln in diesem Buch soll aber klar werden, dass alles, was am Menschen als vermeintlich Natürlich-Triebhaftes erscheint, immer als gesellschaftlich geformte Natur gedacht werden muss. Elias legt in seinen Ausführungen zumindest sehr anschaulich dar, wie sehr sich der Habitus und die psychische Struktur von Menschen, die in unterschiedlichen sozialen Verhältnissen mit verschiedenen Anforderungen und Lebentwürfen konfrontiert werden, voneinander unterscheiden.

Interessant an Elias' Werk ist, dass er neben der Veränderung der Sitten und psychischen Strukturen zugleich aus einer historisch-soziologischen Perspektive sehr systematisch den Wandel der gesamtgesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen untersucht und beides aufeinander bezieht. Er fragt nach den gesellschaftlichen Ursachen und Bedingungen für die Zentralisierung von Herrschaft und Gewalt und die Entstehung des absolutistischen Hofes, der zugleich das Zentrum des neuen Staatsapparats darstellt. Strukturelle Konfliktlagen (z.B. die relative Verarmung des nur vom Grundbesitz lebenden Adels infolge der Entstehung des Frühkapitalismus) äußern sich in Elias' historischer Rekonstruktion in Gruppenkonflikten (z.B. dem Konkurrenzkampf zwischen dem Adel und dem neu entstehenden, durch Handel und Geldwirtschaft mächtiger werdenden, aufstrebenden Bürgertum), die ihrerseits die »Versittlichung« nicht nur aufgrund neuer Zwänge, sondern auch als Möglichkeit des Distinktionsgewinns vorantreiben (wo der Adel an Macht verliert, versucht er sich zumindest sittlich vom »barbarischen« Bürgertum abzugrenzen, das seinerseits versucht, die höfischen Sitten nachzuahmen, um sich vom »Pöbel« abzuheben).

Die Entstehung bürgerliche Subjektivität im Zuge der Entfaltung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft

Während sich Elias bei der Erklärung der Entstehung moderner Subjektivität vor allem auf den habituellen Wandel beim Adel konzentrierte, fokussierten die marxistisch orientierten Vertreter_innen der psychoanalytischen Sozialpsychologie eher auf die Entstehung einer genuin *bürgerlichen* Subjektivität im Zuge der Entfaltung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Der bürgerliche Habitus, wobei hier vor allem seine spezifische Form der Rationalität und seine Idee von Individualität und Autonomie hervorgehoben werden, entsteht mit der Ausbreitung des Handels und dem damit korrespondierenden Aufkommen moderner Staatsapparate, die die neuen und riesigen fürstlichen und kaiserlichen Herrschaftsgebiete bald kennzeichnen werden.

Die Renaissance, die Reformation und die Gegenreformation, die auch eine Reform innerhalb der katholischen Kirche mit sich brachte, sind schon Manifestationen einer Krise der *gottgegebenen* mittelalterlich-ständischen Ordnung, die durch den sich ausbreitenden Handel, das Anwachsen der Städte und das Entstehen sowohl eines städtischen Bürgertums als auch einer immer größeren Schicht von städtischen Armen zunehmend aus den Fugen geriet. Nicht nur erfordern das neue Zusammenleben immer differenzierterer gesellschaftlicher Schichten und die damit einhergehenden komplexen städtischen Beziehungsstrukturen neue Formen der sozialen Reglementierung. Die Vergrößerung und Zentralisierung der Herrschaftsgebiete, das Entstehen immer komplexerer Verkehrswege und Beziehungsgeflechte durch den Handel, die zunehmend wichtiger werdende Rolle der Geldwirtschaft, die auch (zuvorderst in den Städten) dazu führt, dass die Abgaben der Untergebenen monetarisiert werden, machen insgesamt einen rationalisierteren Verwaltungsapparat notwendig: Die im Feudalismus vorherrschende persönliche Aufsicht von verhältnismäßig kleinen Herrschaftsgebieten durch Vasallen des Fürsten oder Bischofs, dem die unfreien Bauern einen Teil der erwirtschafteten Erträge in Form von Naturalien abgeben und in dessen Haus und Hof sie Frohndienste leisten mussten, wird zunehmend durch eine versachlichtere Form der Herrschaft abgelöst. Ein immer größerer Verwaltungsapparat wird nötig, um Verkehrswege – z.B. durch Straßen- und Brückenbau – ausbauen und vor Übergriffen schützen, den die Staatskassen füllenden Handel im Gang halten, Zölle eintreiben, den Geldwechsel erleichtern, das Reich gegen feindliche Mächte absichern, bald auch im kolonialen Expansionskampf mithalten und neue Handelszonen erobern und absichern, aber auch im Innern Frieden wahren und Aufstände verhindern zu können.

Die neuen obrigkeitsstaatlichen Ordnungen, die von den bürgerlichen Stadträten vielfach gestützt werden, umfassen bald den gesamten Lebensalltag der Untertanen – die Geschichtswissenschaft spricht von einem Zeitalter der staatlichen »Sozialdisziplinierung«: Erlassen werden Tausende neuer Vorschriften, Handelsgesetze, Bauordnungen, Festlegungen von Maßeinheiten, Luxus- und Kleiderordnungen, das Verbot von Gotteslästerung oder öffentlichem Fluchen, berufsgruppenspezifische Reglemente, Ehegesetze, Verhütungs- und Abtreibungsverbote, Bettelgesetze, Weisungen über den Umgang mit sozialen Randgruppen und über die Einrichtung eines Armenfürsorgewesens, das immer auch ein Kontrollorgan darstellte. Zuwiderhandlungen – sie gelten als Verstöße gegen die gesellschaftliche Ordnung insgesamt – werden drastisch geahndet, was im Verwaltungsapparat auch einen immer ausgeweiterten juristischen Apparat entstehen lässt.

Während die mittelalterliche Gesetzgebung sich an Gruppen richtete, sollen jetzt, um die gesellschaftliche Ordnung zu sichern, die aus den vorherigen gemeinschaftlichen Verbänden herausgerissenen und -gefallenen Individuen kontrolliert, diszipliniert und integriert werden. Ein neues Menschenbild setzt sich durch: das des lasterhaften und unvernünftigen, aber durch soziale

Institutionen erziehbaren Menschen. Es gilt von nun an, die sündhafte Natur zu beherrschen – und die renitenten Untertanen notfalls in Straf- und Arbeitsanstalten wegzusperren. Die Erziehung übernehmen neben den polizeilichen Instanzen die staatlich gestützten Kirchen und die konfessionellen Schulen. Im Protestantismus wie im gegenreformatorischen Katholizismus, der die Praxis der individuellen Beichte massiv ausweitet, werden die Einzelnen dazu angehalten, all ihre Regungen nach Sündhaftem zu durchforsten und ihr Leben so einzurichten, dass sie den teuflischen Versuchungen widerstehen können.

Die politische, juristische und religiöse Anrufung der Menschen als Einzelne reflektiert einen grundlegenden gesellschaftlichen Prozess, den Marx als die sog. »ursprüngliche Akkumulation« erfasste. Es handelt sich hierbei um die über Jahrhunderte weg in Schüben erfolgende, durchaus gewaltvolle Umwandlung allen Bodens – d. h. der durch die Bauer_innen verwalteten Schollen, des kollektiv genutzten Gemeindeigentums („Allmende“), der auch von der Bauer_innenschaft als Weideland genutzten kirchlichen Ländereien wie auch sonstiger zuvor von den Fürsten verwalteter Territorien – in ein Privateigentum und damit ein handelbares Gut. Dieser Prozess entzieht Massen von Menschen, die zuvor in sich vorwiegend selbst versorgenden agrarischen Produktionsgemeinschaften lebten, ihre Lebensgrundlage, jagt sie vom Land und nötigt sie mit Unterstützung staatlicher Zwangsmaßnahmen – sie sind Teil der oben beschriebenen Sozialdisziplinierung – in das neue Produktionsverhältnis der Lohnarbeit. Den zuvor in Zünften organisierten Handwerker_innen geht es zunehmend ähnlich, die Konkurrenz durch die Manufakturen zerstört das schützende Zunftsystem, wo dieses nicht durch Gesetze politisch zerschlagen wird. Aus ihren früheren Produktions- und Lebensgemeinschaften herausgerissen, werden die ehemaligen Bauern, Bäuerinnen, Handwerker_innen, Mägde und Knechte zu den »vereinzelt Einzelnen«, die der Manufaktur- und ab Ende des 18. Jahrhunderts der industrialisierte Fabrikbetrieb als Arbeitskräfte benötigt.

Die neue Handels- und später kapitalistische Gesellschaft produziert also in der Zerschlagung vorheriger Gemeinschaften Menschen, die nun – immer weniger über die Stände differenziert – als Individuen einem »sachlichen« Staatsapparat und einem Markt gegenüber stehen. Es ist aber vorerst nur das von diesem Prozess profitierende neu entstehende Bürgertum – die Handel betreibenden Bürger sind die Agenten des Privateigentums –, das auch immer mehr ein Bewusstsein einer aus der gottgegebenen Ordnung herausgelösten Individualität artikuliert. Mit der Renaissance und später der Aufklärung entsteht die Idee eines allein auf sich, seine Vernunft und seine natürlichen Fähigkeiten verwiesenen Individuums, die immer mehr auch in Frontstellung zu den obrigkeitsstaatlichen Zugriffen gerät. Der »bloße Mensch« und eine ihm zugehörige Sphäre der Privatheit werden entdeckt und gegen die Zugriffe stark gemacht. Natürlich ist dieser »bloße Mensch« selbst Effekt des beschriebenen Prozesses: Als Einzelwesen ist er die Folge des Zerfalls der ständischen Ordnung, das den über Privateigentum verfügenden Einzelnen als vermeintlich autonomen setzt. Dass die eigene vorgebliche Autonomie auf der Aneignung von Rohstoffen und Sklavenarbeit in den Kolonien und der Indiennahme von bezahlten und unbezahlten Arbeitskräften im Binnenland beruht, bleibt in dieser Idee ausgeblendet. Und der bürgerliche Habitus dieses Menschen ist Produkt einer durch die Anforderungen des Marktes bedingten und durch die protestantische Lehre gestützten Kontrolle aller (»sündigen« und »unvernünftigen«) Leidenschaften. Sie werden einer spezifischen Form der Rationalität unterworfen, die auf eine umfassende Beherrschung der äußeren wie der inneren Natur zielt. Das sogenannte »Eigeninteresse«, das bald als ökonomischer wie psychologischer Leitbegriff das bürgerliche Denken prägt, muss also erst erfunden werden und sich gegen andere Regungen durchsetzen. Elias hat auch gezeigt, wie sich in einem solchen Prozess der

Selbstdisziplinierung auch die Einzelnen psychisch und physisch immer stärker voneinander abzugrenzen begannen.

Es war schließlich die »doppelte Revolution« (Hobsbawm), die Gleichzeitigkeit der Französischen Revolution, welche auf politischer Ebene den bürgerlichen Nationalstaat hervorbrachte und noch die letzten Reste der ständischen Ordnung zerschmetterte, und der industriellen Revolution, die zusammen dazu führten, dass die beschriebenen Prozesse in großen Teilen Europas allgemein wurden, d. h. die gesamte Gesellschaft erfassten. Die Mehrheit der Bevölkerung, die sich explosionsartig vermehrte, wurde enturzelt, vom Hunger in die Städte getrieben, aber auch von Stadt zu Stadt, den ökonomischen Konjunkturen hinterherjagend, oder nach Übersee, wo ein neues Leben erhofft wurde. Der Historiker Eric Hobsbawm spricht von der »größten Völkerwanderung in der Geschichte« (Quelle). Die Menschen verdingten sich als Tagelöhner_innen oder als ungemein schlecht bezahlte und sich unter die Gesundheit hoch belastenden Bedingungen täglich mindestens 15 Stunden abrackernde Fabrikarbeiter_innen; Kinderarbeit war selbstverständlich; in den Städten bildeten sich Elendsviertel, gezeichnet von Hunger, Massenalkoholismus, Epidemien, Prostitution, Gewalt und Apathie.

Für gewisse Bevölkerungsschichten bot der Siegeszug des Kapitalismus und des bürgerlichen Staates aber durchaus soziale Aufstiegschancen. Einerseits ist es die Zeit der »self-made-men«, die in Absehung von Stand und Bildungsgrad nur durch unternehmerischen Geist und einer gehörigen Portion Rücksichtslosigkeit zu Reichtum kamen; andererseits erforderte die kapitalistische Produktion einen noch weiter ausweiteten Verwaltungsapparat und in den neuen Bildungsinstitutionen, v. a. in den Volksschulen, aber auch im Post-, Steuer- und Justizwesen, waren zahlreiche niedere Beamtenstellen zu besetzen. Angesichts dieser Versprechen wurden auch die neuen Anforderungen zur Selbstdisziplinierung, die in der berühmten puritanischen viktorianischen Moral kulturell ihren Ausdruck fanden, in Kauf genommen.

Die Tatsache, dass jetzt fast alle Schichten außerhalb ihres Wohnraums arbeiteten, produzierte eine Trennung, die zentral werden sollte für die Familienstruktur, das Geschlechterverhältnis und damit die Sozialisationsbedingungen der neuen bürgerlichen Gesellschaft: die Trennung zwischen einer privaten und einer öffentlichen Sphäre. In den land-, haus- und heimwirtschaftlichen und handwerklichen Produktionsgemeinschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit waren das vorstehende Ehepaar, seine Kinder und andere Mitarbeitende Teil eines »Hauses«, in dem zugleich gearbeitet und gewohnt wurde, das also privat und öffentlich zugleich war, und in dem alle nebenbei mit der Aufzucht der Kinder, die bald zu mithelfenden Arbeitskräften wurden, beschäftigt waren. Mit der Trennung von Wohn- und Arbeitsort wird der Erstere zu einer abgeschotteten Privatsphäre, in der nun die Kinderpflege und -erziehung, abgekoppelt von der sonstigen Arbeit geleistet werden muss. Von der Lohnarbeit trennt sich die unbezahlte »Reproduktionsarbeit«, die die außerhäusliche Arbeit erst ermöglicht, und diese wird zur Aufgabe der Frauen. Es ist kein Zufall, dass in der Zeit der Industrialisierung auf einmal gänzlich neue, polarisierte Geschlechterbilder auftauchen (vgl. Hausen): Dem kräftigen, schaffenden, in der Welt sich verwirklichenden Mann wird die auf den kleinen häuslichen Bereich beschränkte, geduldige, sich auf Fortpflanzung und Kindererziehung konzentrierende Frau entgegen gestellt. In der gemeinsamen Ehe sollen sie sich vermöge ihrer Gegensätzlichkeit gegenseitig ergänzen und vervollkommen.

Die feministische Ökonomin Silvia Federici zeichnet nach, dass in den unteren Schichten Formen dieser Entwertung und Verhäuslichung der Frauen schon in den Anfängen der Etablierung von Lohnarbeit, also im beschriebenen Prozess der »ursprünglichen Akkumulation«, zu verzeichnen sind. Nicht nur richtete sich die Sozialdisziplinierung der Frühen Neuzeit mit

ihren Verhütungs- und Abtreibungsgesetzen in besonderem Maß auf den weiblichen Körper, der die vom Markt verlangten Arbeitskräfte produzieren sollte. Federici sieht die massiv geringere Bezahlung weiblicher Arbeit, den Ausschluss von Frauen aus vielen Handwerksberufen und die Kriminalisierung der Prostitution – die es Frauen verunmöglichte, für sich alleine zu sorgen, und sie so zwangen, sich von Männern abhängig zu machen –, auch als Teil einer männerbündlerischen sozialen Befriedungsstrategie: Die gegen die Privatisierungsprozesse mit breitem Widerstand begegnende Arbeiter_innenschaft wurde gespalten und als Ersatz für das verlorene Land wurden den aufbegehrenden Männern die Frauen als nicht zu bezahlende Hausdienerinnen angeboten. Die reproduktive Arbeit der Frauen wurde dabei zur Naturressource degradiert (vgl. S. 122). Die Herstellung der neuen Ordnung verlief überaus gewaltvoll: Federici liest die Hexenverfolgung, die Zehntausende von Frauen ihr Leben kostete, als diese Prozesse begleitende Disziplinierungsmaßnahme, die sich gegen all die Frauen richtete, die sich der staatlichen Bevölkerungspolitik und der neuen Geschlechterordnung nicht fügen wollten und /oder konnten.

Natürlich war die Ende des 18. Jahrhunderts durch die ausformulierten polarisierten Geschlechterbilder entworfene bürgerliche Kleinfamilie bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein nur für wenige Menschen eine Realität. Die reichen bürgerlichen Familien leisteten sich Hausangestellte und in den wenigsten anderen Familien verdienten die Männer so viel, dass die Frauen nicht auch Lohnarbeit leisten mussten. Aber das damit gezeichnete Familienbild wurde durchaus schichtübergreifend zum angestrebten Ideal, auch weil es für Wohlstand und damit die erhoffte Sicherheit gegen das Elend der Arbeiter_innenfamilien stand: Gewerkschaften forderten für ihre männlichen Mitglieder einen Familienernährerlohn.

Jenseits der Elendsviertel schrumpften mit der Entstehung von privaten, von Arbeitsbeziehungen abgekoppelten Räumen die Bezugspersonen der Kinder auf die Kernfamilie zusammen, was zu neuen intimisierten Beziehungen führte, die sich da noch verstärkten, wo sich einzelne (fast durchgängig weibliche) Personen, seien das Kindermädchen oder die Mütter, ganztägig um die Kinder kümmerten. Individuelle Betreuung, Schutz und Konstanz, aber auch eine unausweichliche Enge und ständige Überwachung begannen den kindlichen Alltag zu prägen. Diese Konstellation ließen die durch die Psychoanalyse aufgedeckten familiären Konfliktkonstellationen sowie die der Familienstruktur entsprechenden vergeschlechtlichten libidinösen Bindungen erst entstehen. Auch das Überich entfaltete sich erst hier in seiner ganzen Gewalt als eine der ständigen Überwachung und der Viktorianischen Moral entsprechende, umfassende innere Überwachungsinstanz.

Das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts, in dem Freud die ersten Patient_innen zu behandeln begann, ist schließlich eine Zeit krisenhaften Wandels. Eingeläutet wurde sie durch eine Wirtschaftskrise, die die Euphoriestimmung auch der Gewinner_innen der Entfaltung des Kapitalismus bremste, und forciert wurde sie durch die sog. »Zweite industrielle Revolution«, die die Elektroindustrie hervorbrachte. Diese führte auf der ökonomischen Ebene zu massiven Monopolisierungen, aber zugleich brachte sie erstens eine neue breite Mittelschicht von Angestellten hervor, was auch Frauen Karrieremöglichkeiten verschaffte. Zweitens präsentierte sie ebendieser Mittelschicht durch die massive Vermehrung von leistbaren Massenkonsumgütern zugleich auch neue Verlockungen, welche die Viktorianische Selbstdisziplinierungsmoral frontal angriff. Auf politischer Ebene manifestierte sich der Umbruch in sozialen Kämpfen, dem Aufkommen einer organisierten Arbeiter_innenschaft und einer breiteren Frauenbewegung und auf der anderen Seite dem Erstarken antiliberaler, nationalistischer, antisemitischer, rassistischer

und antifeministischer Bewegungen und einer neuen imperialistischen Staatspolitik, die schließlich in den Ersten Weltkrieg münden sollte.

Eli Zaretsky legt in seiner Sozialgeschichte der Psychoanalyse (...) dar, dass es diese gesellschaftlichen Problemlagen sind, die sich in den weit verbreiteten reaktionären Klagen über die »Dekadenz« und die vernunftstrotzende »Verweiblichung« der Gesellschaft niederschlugen, aber auch in dem Ruf nach individueller Befreiung, in den attraktiven Bildern der „modernen Frau“ oder des „Dandys“ und in einem Boom spiritueller Praktiken. Dieselben Problemlagen drücken sich auch als Symptom in der Hysterie aus, an der Freud die psychoanalytische Methode entwickelte und die er als Ausdruck einer unerträglichen innerpsychischen Konfliktkonstellation deutete.

Psychoanalytische Sozialpsychologie als Gesellschaftskritik

Der Entwicklung dieses Blicks auf die Hysterie und die Patient_innen überhaupt, der auch für Überlegungen zur Methodologie einer psychoanalytischen Sozialpsychologie zentral wird, soll das nächste Kapitel gewidmet sein.

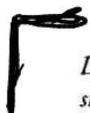
Hier bleibt uns v. a. noch einmal zu betonen, wie zentral eine historisierende und genau kontextualisierende Perspektive, wie sie in diesem Kapitel versucht wurde, für eine kritische, psychoanalytisch orientierte Sozialpsychologie ist: Freud hatte in seinen Hysterien seinen Hysterieanalysen vermeintlich biologische Symptome als »Pseudo-Natur« (Dahmer ...) entblößt, indem er zeigte, dass sich in den Symptomen die konflikthafter Niederschläge von zwischenmenschlichen Beziehungen zeigten. Es sind Beziehungen zu Eltern, Geschwistern oder anderen nahen Personen, in diesen Beziehungen erfahrene Gewalt, aber auch in diesen Beziehungen entstandene Wünsche und sich gegen diese Wünsche richtende, verinnerlichte elterliche Verbote, die am Grunde der hysterischen oder überhaupt neurotischen Krankheiten liegen. Diese Erkenntnis schaffte erst die Möglichkeit, krank machende Erinnerungen und innerpsychische Konflikte in der analytischen Praxis bewusst zu machen und zu verarbeiten. Die marxistisch orientierten psychoanalytischen Sozialpsycholog_innen versuchten wiederum zu zeigen, dass diese familiären Beziehungen spezifisch-historische soziale Beziehungen sind, die deshalb potenziell auch veränderbar wären. Das, was Freud den Ödipuskomplex nannte und in seinen spezifischen Formen ausformulierte, ist eben nicht einfach universell und sein Schicksal unabänderlich, sondern Produkt einer Sozialgeschichte. Die Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse wird so zu einem Vehikel einer grundlegenden Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse. Sie stellen, vermittelt über familiäre und andere konkrete Beziehungen, spezifische widersprüchliche und innerpsychische Konflikte produzierende Anforderungen an die Heranwachsenden und Erwachsenen. Und sie schaffen durchaus auch Möglichkeiten, Formen und Grenzen des individuellen und kollektiven Umgangs mit diesen Konflikten, der sich in Krankheiten, spezifischen Beziehungsmustern, Massendynamiken und kollektiven Phantasien ausdrückt.

Mit diesem Blick können wir auch genauer nach den Auswirkungen gesellschaftlichen Wandels auf die psychischen Strukturen fragen, danach, was es ausmacht, dass sich Familienstrukturen und die geschlechtliche Arbeitsteilung transformieren oder sich mit neuen gesellschaftlichen Problemlagen und Anforderungen auch Erziehungshaltungen verändern. Aber der psychoanalytisch-sozialpsychologische Blick richtet sich nicht nur auf die die Kindheit prägende familiäre Konstellation. Wie wir im Folgenden noch zeigen werden, muss auch nach der spezifischen Situation der Erwachsenen gefragt werden: Welche gesellschaftlichen

Konstellationen, Situationen und Erfahrungen lassen welche infantilen Phantasiebilder und innerpsychischen Konflikte wieder—aufleben? Und welche häufig familiär eingeübten Konfliktverarbeitungsmuster greifen gesellschaftliche Institutionen und Bewegungen – meist modifiziert – wieder auf, um diese Konflikte zu nutzen oder ihnen zu begegnen? Erst mit solchen Fragen kommen wir über problematische Determinismen und normativen Annahmen, die auch das psychoanalytische Denken allzuoft bestimmen, hinaus und können eine sozialwissenschaftlich ernst zu nehmende Sozialpsychologie entwickeln.

Mit Gott und Natur gegen geschlechterpolitischen Wandel

Ideologie und Rhetoriken des rechten Antifeminismus



Der Text analysiert aktuelle Politiken gegen Feminismus, (dekonstruktivistische) Gender-Theorien und Gleichstellungspolitiken. Im Zentrum der Analyse steht die antifeministische Konstruktion ‚natürlicher‘ Zweigeschlechtlichkeit und einer damit verbundenen hierarchischen Geschlechterordnung sowie von ‚natürlicher‘ Heterosexualität und biologischer Fortpflanzung, die als zwei Kernbereiche rechtsextremer Ideologiebildung verstanden werden. Anhand dieser Themenbereiche zeigen wir einerseits, dass antifeministische Diskurse eine enorme Wandelbarkeit aufweisen, andererseits, dass den Feindbildern Feminismus und Gender eine wichtige Scharnierfunktion zwischen unterschiedlichen politischen Spektren zukommt.

205

‚Missbrauchte Sprache‘ und ‚teuflicher Sex‘

Im März 2016 wurde im Rahmen der Frankfurter Buchmesse ein in Österreich lebender Autor mit dem mit 2.500 Euro dotierten Jürgen-Moll-Preis für verständliche Wissenschaft ausgezeichnet. In seinem Werk „Genug gegendert! Eine Kritik der feministischen Sprache“ hätte Tomas Kubelik, so die Jury, „überzeugend und allgemeinverständlich die Argumente der feministischen Sprachkritik“¹

1 o.A.: Thomas Kubelik ausgezeichnet. In: Börsenblatt, 09.03.2017, https://www.boersenblatt.net/2017-03-09-artikel-juergen-moll-preis-fuer-genug-gegendert_.1295325.html (Zugriff am 04.02.2019).

→ Mayer, Stefanie / Sauer, Birgit (2017): "Gender ideology" in Austria: Coalitions around an empty signifier. In: Kuhar, Roman / Paternotte, David (Hg.): Anti-Gender Campaigns in Europe. Mobilizing against Equality. London / New York: Rowan & Littlefield, S. 23–40.

Dies. / Ajanovic, Edma / Sauer, Birgit (2018): *Kampfbegriff „Gender-Ideologie“. Zur Anatomie eines diskursiven Knotens. Das Beispiel Österreich.* In: Lang, Juliane / Peters, Ulrich (Hg.Innen): a. a. O., S. 37–59.

Rommelspacher, Birgit (2001): *Das Geschlechterverhältnis im Rechtsextremismus.* In: Schubarth, Wilfried / Stöss, Richard (Hg.): Rechtsextremismus in der Bundesrepublik. Eine Bilanz. Opladen: Leske + Budrich, S. 199–219.

Stögner, Karin (2014): *Antisemitismus und Sexismus. Historisch-gesellschaftliche Konstellationen.* Baden-Baden: Nomos.

Dies. (2017): *Angst vor dem „neuen Menschen“. Zur Verschränkung von Antisemitismus, Antifeminismus und Nationalismus in der FPÖ.* In: Grigat, Stephan (Hg.): AfD & FPÖ. Antisemitismus, völkischer Nationalismus und Geschlechterbilder. Baden-Baden: Nomos, S. 137–161.

Theweleit, Klaus (1980): *Männerphantasien 1. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte.* Reinbek: Rowohlt.

Wamper, Regina (2016): *Geschlechtergleichschaltung.* In: Gießelmann, Beate / Heun, Robin / Kerst, Benjamin / Suermann, Lenard / Virchow, Fabian (Hg.Innen): a. a. O., S. 113–127.

204

Quellen

FPÖ (2011): *Parteiprogramm der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ)*, <http://www.parteiprogramm.at/bild/Parteiprogramme/FPOE-Parteiprogramm2011.pdf> (Zugriff am 04.02.2019).

FPÖ (2017): *Österreicher verdienen Fairness. Freiheitliches Wahlprogramm für die Nationalratswahl 2017.* https://www.fpoe.at/fileadmin/user_upload/Wahlprogramm_8_9_low.pdf (Zugriff am 04.02.2019).

FPÖ-Bildungsinstitut (2013): *Handbuch freiheitlicher Politik. Ein Leitfaden für Führungsfunktionäre und Mandatsträger der Freiheitlichen Partei Österreichs.* 4. Auflage, https://www.fpoe.at/fileadmin/user_upload/www.fpoe.at/dokumente/2015/Handbuch_freiheitlicher_Politik_WEB.pdf (Zugriff am 04.02.2019).

Rosenkranz, Barbara (2008): *MenschInnen. Gender Mainstreaming. Auf dem Weg zum geschlechtslosen Menschen.* Graz: Ares Verlag.

entkräftet. Bereits 2014 hat Kubelik, der als Lehrer am Stiftsgymnasium in Melk arbeitet, in einem Gastkommentar in der Tageszeitung *Die Presse* ausgeführt, wie seiner Meinung nach „eine Minderheit“ versuchen würde, „der Mehrheit sprachlichen Unfug aufzudrängen“². Hinter dem Anliegen, Frauen in der Sprache zu repräsentieren, vermutet Kubelik in seinem Buch „politischen Missbrauch“, den emanzipierte Frauen nicht nötig hätten. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich deutlich, dass es dem Autor keineswegs nur um Sprache geht, sondern um den Feminismus als solchen.

206 Ein Jahr später wurde der Salzburger Erzbischof Andreas Laun angezeigt, weil er in einem Ende März 2017 auf *kath.net* veröffentlichten Hirtenbrief ausführte, „[h]inter der Gender-Ideologie“ stünde „die Lüge des Teufels!“. Als weitere teuflische Auseinandersetzungen zwischen Gott und seinen Feind_innen machte er den Nationalsozialismus (und Kommunismus) aus und zog damit nicht zum ersten Mal implizit Analogien zwischen dem NS und Gender-Theorien. Auch mit seinen homo-, inter- und trans*feindlichen Positionen hielt er in besagtem Hirtenbrief nicht hinterm Berg:

Besonders gefällt dem Teufel bei dieser Lüge, dass es irgendwie gestörte Männer und Frauen gibt, die anatomisch eine kleine Missbildung haben oder eine sexuelle Anziehung zum eigenen Geschlecht verspüren und damit seine Lüge zu bestätigen scheinen.³

2 Kubelik, Tomas: *Was, bitte, soll das Wort „LehrerInnen“ denn bedeuten? Eine Minderheit versucht, der Mehrheit sprachlichen Unfug aufzudrängen*. In: *Die Presse*, 03.04.2015. <https://diepresse.com/home/meinung/gastkommentar/1586391/Was-bitte-soll-das-Wort-LehrerInnen-denn-bedeuten> (Zugriff hier und im Folgenden – sofern nicht anders angegeben – am 23.07.2018).

3 Laun, Andreas: *Hinter der Gender-Ideologie steht die Lüge des Teufels!* In: *kath.net*, 25.03.2017. <http://www.kath.net/news/58970>.

Erst 2016 hatte auch Papst Franziskus in seinem Schreiben *Amoris Laetitia* von Gender als einer „Ideologie“ gesprochen, die „den Unterschied und die natürliche Aufeinander-Verwiesenheit von Mann und Frau“ leugne. Sie stelle „eine Gesellschaft ohne Geschlechterdifferenz in Aussicht“ und höhle „die anthropologische Grundlage der Familie aus“⁴. Auch mit seiner damit verbundenen Sorge um Erziehungspläne, Gesetzgebungen und die Wahlfreiheit (geschlechtlicher) Identitäten ist der Papst nicht alleine. In unterschiedlichen europäischen Großstädten wird bei den *Demos für Alle*, *Manif pour tous* oder den *Märschen für die Familie* Protest gegen Regenbogenparaden, Ehe bzw. Verpartnerung von LGBTIQ-Personen und deren Adoptionsrechte sowie gegen frühkindliche Sexualerziehung kundgetan.

In Österreich startete zuletzt im März 2017 die FPÖ Steiermark eine Diffamierungs-Kampagne gegen den sexualpädagogisch arbeitenden Verein *liebenslust**, insbesondere gegen das Projekt *Sexuelle Bildung der Vielfalt in der Steiermark* und die Abhaltung von Workshops in Schulen, die „zu einem bewussteren Umgang mit der eigenen Sexualität und weniger riskantem Verhalten“⁵ beitragen sollen. Anders sieht dies jedoch die FPÖ und fordert die Streichung der Förderungen für den Verein:

Tatsächlich trägt dies zur Frühsexualisierung und Verwirrung der Kinder bezüglich ihrer geschlechtlichen Identität bei. [...] Anstatt den Kindern die Schönheit der Sexualität im Zusammenhang mit Liebe, Partnerschaft und Verantwortung zu vermitteln, werden anhand unsittlicher Materialien und frag-

4 Papst Franziskus zit. n. Schmollack, Simone: *GEHT'S NOCH? Franziskus' Genderkritik*. In: *taz*, 08.10.2016. <http://www.taz.de/!5344224/>.

5 Team I(i)ebenslust (2017): *Stellungnahme des Netzwerks Sexuelle Bildung Steiermark zum Thema Sexualpädagogik in Schulen*. <https://www.liebenslust.at/stellungnahme-des-netzwerk-sexuelle-bildung-steiermark/>.

würdiger Methoden Sexualpraktiken erklärt, welche Zelin-jährigen schlicht unzumutbar sind.⁶

208 Der Kampfbegriff ‚Frühsexualisierung‘ wird dabei vor allem zur Abwehr zeitgemäßer pädagogischer Ansätze der Sexualerziehung im Kindesalter zum Einsatz gebracht, die Kindern ein positives Körpergefühl, Abbau von Schamgefühlen und die Entwicklung einer verantwortungsvollen, selbstbestimmten Sexualität ermöglichen sollen. Die Bestrebungen zielen unter anderem auf die Befähigung ab, (sexualisierte) Gewalt zu erkennen und sich gegen diese zur Wehr zu setzen. In kindgerechter Weise werden Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit (nur) als eine von vielen gleichberechtigten Möglichkeiten geschlechtlicher und sexueller Lebens- und Begehrensformen präsentiert, von ‚natürlichen‘ Vorstellungen von Sexualität oder Geschlecht wird Abstand genommen.

Dass die Politiken von rechtskonservativen und rechtsextremen Parteien auch in Österreich auf die Wiederherstellung dieser vermeintlich natürlichen Geschlechterordnung und der damit verbundenen Geschlechterrollen abzielen, zeigt sich hierzulande zudem im Programm der türkisblauen Regierung. Dort ist von der „Besonderheit beider Geschlechter“ zu lesen, die „den Mehrwert für die Gesellschaft sichtbar“ mache und „damit unantastbar mit der Würde des Menschen verbunden“⁷ sei. Der Logik folgend seien also nur ‚echte‘ Männer und Frauen vollwertige Menschen. Entgegen allen sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen und gesellschaftlichen wie auch rechtlichen Entwicklungen werden

6 FPÖ Steiermark (2017): *Selbstständiger Antrag von Abgeordneten (§ 21 GeoLT). Stopp der Förderungen an den Verein „L(i)ebenslust“!* https://www.fpoe-stmk.at/fileadmin/user_upload/www.mkunasek.at/PDFs/2017/stopp_der_foerderungen_an_den_selbstaendiger_antrag_1547_1.pdf.

7 ÖVP (o. J.): *Zusammen. Für unser Österreich. Regierungsprogramm 2017–2022*. <https://www.oevp.at/download/Regierungsprogramm.pdf>, 105.

Geschlechter und die damit verbundenen Vorstellungen von körperlichen Merkmalen und Verhalten nicht als sozial konstruiert – und damit auch veränderbar – verstanden. Im Gegenteil, mit Rückgriff auf biologistische Argumentationsmuster werden Männer und Frauen als komplementäre Wesen begriffen, die von ‚Natur‘ aus bestimmte Wesensmerkmale und Fähigkeiten hätten. So seien sie zwar gleich viel wert, hätten aber unterschiedliche Aufgaben und Rollen in dieser Gesellschaft zu erfüllen. Diese biologistischen Denkmuster sind auch in der gesamten Gesellschaft tief verankert. Dementsprechend können antifeministische Diskurse relativ einfach an diesen scheinbar ‚normalen‘ Biologismus anknüpfen und damit verbundene Debatten in ihrem Sinne politisieren.

Was haben nun Papst Franziskus, Bischof Laun, die FPÖ bzw. die türkisblaue Regierung und ein vermeintlich ‚einfacher‘ Lehrer am Stiftsgymnasium in Melk gemeinsam? Sie alle eint ein gemeinsames Feindbild: Feminismus, (dekonstruktivistische) Gender-Theorien, Gleichstellungspolitik und damit verbunden die Pluralisierung von geschlechtlichen Identitäten und Begehrensformen. Gerade weil Antifeminismus und ‚Antigenderismus‘ demokratischen Werten und Geschlechtergerechtigkeit entgegenwirken, ist es umso wichtiger, sich mit diesen Phänomenen auseinanderzusetzen. Dabei spielt auch die extreme Rechte eine bedeutende Rolle, da sie verstärkt Gleichstellungspolitik ins Visier nimmt und gemeinsam mit anderen Akteur_innen versucht, die feministischen Errungenschaften der letzten Jahre und Jahrzehnte wieder rückgängig zu machen.

Begriffsdebatten: Antifeminismus⁸ – ‚Antigenderismus‘ – Anti-Gender

Konjunktur hat Antifeminismus jedoch nicht nur bei seinen Proponent_innen, sondern auch in der (kritischen) wissenschaftlichen Auseinandersetzung sowie im politischen Protest dagegen. So nehmen die Themen Antifeminismus, Sexismus sowie Geschlechterpolitiken nicht nur in der Kritik an rechtsextremen Ideologien, Parteien und Gruppierungen einen deutlich größeren Stellenwert ein als noch vor wenigen Jahren. Zuletzt sind zudem einige Publikationen⁹ entstanden, die versuchen, das Phänomen Antifeminismus näher zu bestimmen sowie seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen auf den Grund zu gehen. Dennoch besteht in der (wissenschaftlichen) Debatte bislang einerseits noch wenig einheitliches Begriffsverständnis, andererseits fehlt auch die kritisch-analytische Füllung des Begriffs heute weitgehend. So wird Antifeminismus beispielsweise synonym für die Summe der (sexistischen) Geschlechterpolitiken in verschiedenen politischen Spektren verwendet oder als historischer Vorläufer des aktuelleren ‚Antigenderismus‘ verhandelt. An diesen Bezugnahmen lassen sich jedoch verschiedene Kritikpunkte formulieren. Während der erstgenannten Verwendung oftmals die Trennschärfe fehlt, um zwischen Sexismus, Antifeminismus und Frauenfeindlichkeit adäquat differenzieren zu können, verkennt die letztgenannte den gleichbleibenden Kern antifeministischer Denkmuster in den neueren Erscheinungsformen wie den Angriffen auf Gender(-Theorie). Zentral ist aber ein anderes Argument: dass ‚Genderismus‘ als

8 An diese Stelle möchte ich (JG) mich für die Diskussionen mit Eike und Cordelia bedanken, die auch in diesen Beitrag eingeflossen sind.

9 Etwa die Sammelbände von Hark/Villa (2015), Lang/Peters (2018) oder auch Kemper (2011, 2012) sowie Einzelbeiträge wie Scheele (2015). Selten wurde dabei jedoch auf Österreich Bezug genommen, diese Leerstellen füllen vor allem Mayer et al. (2018).

Begriff von seinen politischen Gegner_innen erfunden bzw. neu besetzt wurde und die Übernahme antifeministisch geprägter Begrifflichkeiten nicht zuletzt auch die Popularisierung der damit verbundenen Propaganda bedeutet.

Der Begriff ‚Genderismus‘ wurde ursprünglich von dem US-amerikanischen Soziologen Erving Goffman (1994) geprägt, um in kritischer Weise die mit Geschlecht verbundenen sozialen Arrangements zu beschreiben. Goffman umschrieb damit die Übernahme der gesellschaftlichen Vorstellungen, was einen Mann und was eine Frau ausmache, sowie daraus abgeleitete Verhaltensmuster zur Konstruktion der eigenen Geschlechtsidentität bzw. der Geschlechterarrangements. Dabei unterscheidet er zwischen individuellem ‚Genderismus‘ als „geschlechtergebundene[r] individuelle[r] Verhaltensweise“¹⁰ und institutionalisiertem ‚Genderismus‘ als Praktiken paralleler Organisation der Geschlechter (Turnunterricht, Toiletten etc.) oder stereotypisierter Darstellungen im Alltag oder in den Medien. Diese Vorstellungen liefern einerseits die Basis für Ungleichbehandlung, andererseits werden sie auch naturalisiert, denn ohne den Glauben an einen ‚natürlichen‘ Unterschied zwischen ‚den beiden‘ Geschlechtern (in Hinblick auf Charakter und damit verbundenem Verhalten) mache Goffmann zufolge auch das Geschlechterarrangement keinen Sinn.

Daran anknüpfend bedeutet ‚Genderismus‘ eigentlich den als Natur getarnten Zwang, dass alle das ‚passende‘ Gender, also ein ihrem biologischen Geschlecht entsprechendes und mit bestimmten Verhaltensweisen verknüpft soziales Geschlecht haben müssen. Diesem Verständnis folgend meint auch Sebastian Scheele, dass „die Antifeminist_innen [...] mit ihren naturalisierten Geschlechtervorstellungen in Reinform das [betreiben], was

10 Goffmann 2004: 113.

kritisch-analytisch als Genderismus bezeichnet wird¹¹. ‚Antigenderismus‘ wäre in weiterer Folge vielmehr die Ablehnung dieser naturalisierten Ordnung.

Trotz dieser begrifflichen Schwierigkeiten und begleitender Kritik erfreut sich der Begriff ‚Antigenderismus‘ nach wie vor weiter Verbreitung und wird u. a. auch von Expert_innen verteidigt. So behaupten beispielsweise die Herausgeberinnen des Sammelbands „Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen“, Sabine Hark und Paula de Villa, zwar nicht, dass es einen ‚Genderismus‘ im Sinne der Antifeminist_innen gäbe. Sie sind sich dennoch bewusst, dass der Begriff ‚Antigenderismus‘ „unglücklich“ sei, halten aber an seiner Verwendung fest, da „er im Kern“ festhalte,

worum es geht: um eine ‚Anti‘-Haltung, eine Abwehr gegen Gender beziehungsweise gegen das, was diesem Begriff unterstellt wird. Unterstellt wird, Gender stehe für eine nicht-natürliche, damit also post-essentialistische Fassung von Geschlecht (und Sexualität).¹²

Bezugnehmend auf diese Argumentation würde sich allerdings ‚Anti-Gender‘ immer noch deutlich besser anbieten als ‚Antigenderismus‘. Treffende Kritik an der Verwendung des Begriffs formuliert auch Scheele:

Es gibt diesen Genderismus nicht, den unsere Gegner_innen als Angstfantasie ausmalen, und es gibt daher keinen Anti-Genderismus – außer in der Selbstwahrnehmung jener, die an diese Angstfantasie glauben. Wenn wir ihre Selbstwahrnehmung zum analytischen Begriff adeln, geben wir damit einem Aspekt der antifeministischen Weltbeschreibung recht. Derartige Begriffe haben eine strategisch-diskursive Dimen-

11 Ebd.

12 Hark/Villa 2015: 8.

sion, und sogar mit der Vorsilbe ‚Anti-‘ kann ein politischer Kampfbegriff etabliert und verfestigt werden.¹³

Der skizzierten Kritik folgend und um antifeministische Ideen nicht weiter zu verbreiten, scheint uns Antifeminismus nach wie vor der nützlichste Begriff zur Beschreibung des dargestellten Phänomens, zumal er auch die Möglichkeit bietet, aktuelle Ausformungen beispielsweise als ‚genderbezogenen Antifeminismus‘ oder ‚genderfixierten Antifeminismus‘ zu beschreiben.

Erfindung und Verbreitung der ‚Gender-Ideologie‘

Der Begriff ‚Gender-Ideologie‘ wurde Mitte der 1990er-Jahre im Vatikan in seinem Kampf gegen die Integration des Begriffs Gender und des Gender-Mainstreaming-Konzepts in die Abschlussdokumente von UN-Konferenzen (Kairo 1994, Beijing 1995) erfunden.¹⁴ Während die Themen des homofeindlich-katholischen Antifeminismus die gleichen blieben – Kampf gegen den Zugang zu Abtreibung und Verhütung, Kampf gegen die Akzeptanz von Homosexualität – erfolgte mit der Bündelung der Energien auf den Kampf gegen ‚Gender‘ eine wesentliche strategische Neuorientierung: In seiner Selbstinszenierung stellte sich der Vatikan nun (statt als konservativer Bewahrer) als Speerspitze einer kleinen aber kämpferischen Minderheit dar, die gegen mächtige feministische Lobbys, die UN-Bürokratie und die Industriestaaten aufbegehre und die Interessen ‚der Frauen‘ vertrete.¹⁵ In den 2000er-Jahren wurde diese Position des Vatikans in einer Reihe von Schriften konsolidiert¹⁶

13 Scheele 2016: 4.

14 Vgl. hier und zum Folgenden: Marschütz 2014; Paternotte 2015; Paternotte/Kuhar 2017; Heß 2017.

15 Eine zentrale katholische Stichwortgeberin war die US-amerikanische Autorin Dale O’Leary (1997).

16 Päpstlicher Rat für die Familie 2000; 2007. Mit dem Schreiben an die Bischöfe der katholischen Kirche über die Zusammenarbeit von Mann und

und bis heute sind katholische Akteur_innen – manchmal offen auftretend, manchmal im Hintergrund tätig¹⁷ – in vielen Ländern die maßgebliche Kraft hinter ‚anti-genderistischen‘ Mobilisierungen. Für den deutschsprachigen Raum gilt das allerdings nur eingeschränkt: Erstens vertreten die katholischen Kirchen hier keine einheitliche Position,¹⁸ zweitens haben neben fundamentalistischen katholisch-konservativen Kräften rasch auch – traditionell antikerliberale – rechtsextreme Akteur_innen diese Themen aufgegriffen.

214 Als zentrale Figur für die Popularisierung des katholischen ‚Antigenderismus‘ muss die in den 1990er-Jahren vom Protestantismus zum Katholizismus konvertierte Publizistin Gabriele Kuby genannt werden,¹⁹ die nicht nur durch ihre Publikationen,²⁰ sondern auch durch ihre rege Vortragstätigkeit in mittel- und osteuropäischen Ländern Bedeutung erlangte. Bereits 2007 wurde auch die rechtsextreme Zeitschrift *Junge Freiheit* auf die Autorin aufmerksam

Frau in der Kirche und in der Welt 2004 erfolgte eine globale Verbreitung.

17 Zu Versuchen der Kirche, die religiöse Agenda durch die Berufung auf ‚die‘ Wissenschaft zu kaschieren, vgl. Kuhar 2015.

18 Neben einigen Bischöfen sind es v. a. katholische Laienvereinigungen und unabhängige Online-Medien, die den katholischen Anti-Gender-Diskurs in Österreich vertreten und sich auch gegen progressivere Teile der Kirche – insbesondere die Katholische Frauenbewegung – positionieren (z. B. Weinzl, Martha: *Katholische Frauenbewegung Österreichs im Netzwerk von Abtreibungslobby und Gender-Ideologie*. In: katholisches.info, 10.05.2015. <http://www.katholisches.info/2015/05/10/katholische-frauenbewegung-oesterreichs-im-netzwerk-von-abtreibungslobby-und-gender-ideologie/> (Zugriff am 11.07.2018).

19 Ihren Weg zum Katholizismus, für den sie nicht zuletzt Erfahrungen im – von der Amtskirche nicht anerkannten – Marien-Wallfahrtsort Medjugorje anführt, hielt die Autorin in dem Buch „Mein Weg zu Maria – Von der Kraft lebendigen Glaubens“ (Kuby 1998) fest.

20 Kuby 2006; 2007; 2012; 2014.

sam und widmete ihr ein Spezialdossier.²¹ Während bei Kuby der katholische Hintergrund ihre Argumentation bestimmt, können die Publikationen des Journalisten der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Volker Zastrow, als Säkularisierung des ‚Antigenderismus‘ gelesen werden,²² „Tradition“ und „gesunder Menschenverstand“ nehmen bei ihm den Platz der religiösen Schöpfungsgeschichte ein. Zudem konkretisiert er das bereits durch den Vatikan verbreitete Verschwörungsnarrativ, bezieht es direkt auf EU- und nationale Politiken und ergänzt das Bedrohungsszenario um den konkreten Vorwurf der Steuergeldverschwendung. Er spitzt zudem Angriffe ad personam auf angebliche Vertreter_innen der „Gender-Ideologie“ und deren sexuelle (lesbische) Orientierung zu und schafft so den Anschluss an etablierte Formen des Antifeminismus. Sozusagen der Star im deutschsprachigen Bereich ist allerdings Birgit Kelle – wie Kuby eine katholische Konvertitin. Sie verpackt antifeministische Positionen in Satire und setzt auf den Auftritt als selbstbewusste Frau und Mutter.²³ Auch wenn Kelle selbstverständlich eine reaktionäre politische Agenda verfolgt, stellt sie sich in entpolitisierter Weise als Vertreterin des ‚gesunden Menschenverstands‘ dar, die gegen eine „absurde Ideologie“²⁴ antritt.

Neben dieser scheinbar unpolitischen Variante lassen sich auch Spielarten finden, die den Anti-Gender-Diskurs als Teil

21 *Junge Freiheit* 27/07, 29.06.2007: *Die große Umerziehung. Angriff auf Gender Mainstreaming und Homo-Lobby: Gabriele Kuby klagt die staatlich geförderte Sexualisierung von Kindern an.*

22 FAZ-Autor Zastrow (2006) publizierte zunächst eine Artikelserie zu ‚Gender‘, dann ein gleichnamiges Buch im einschlägigen *Manuscriptum* Verlag. Eine ausführliche Analyse dieser Diskursverschiebungen findet sich in Heß 2017.

23 Kelle 2013; 2015; 2017.

24 So der Untertitel eines ihrer Bücher (Kelle 2015).

rechtsextremer Ideologien ausdrücken.²⁵ 2008 publizierte die damalige FPÖ-Politikerin Barbara Rosenkranz ebenfalls ein Buch gegen die Gleichstellungsstrategie Gender Mainstreaming, in dem sie sich stark auf Zastrow bezog.²⁶ Sie stellte Gender Mainstreaming als Fortsetzung des Marxismus bzw. Kommunismus dar und zog ideologische Linien, die einerseits von Friedrich Engels über Simone de Beauvoir, die US-amerikanische Feministin Shulamith Firestone und den französischen Philosophen Michel Foucault bis zu Judith Butler reichen, andererseits über die 1968er, Wilhelm Reich und die Frankfurter Schule zu aktuellen LGBTIQ-Bewegungen. Als verbindendes Element machte sie den Wunsch nach Zerstörung der Familie aus. Ziel all dieser Strömungen sei stets der „von allen Bindungen befreite Mensch“, d. h. die „ideale Arbeitskraft“ gewesen. Da letzteres Ziel auch vom „globalisierten“ Kapitalismus“ geteilt würde,²⁷ stünden wir heute vor einer umfassenden Verschwörung, die im Gender Mainstreaming ihren Ausdruck finde. Auf Basis antisemitischer Muster schuf Rosenkranz so einen ausformulierten, spezifisch ‚antigenderistischen‘ Verschwörungsmythos,²⁸ der sowohl die gesamte Linke und den Feminismus umfasste wie auch wirtschaftliche und politische Eliten. Zudem stellte Rosenkranz den Diskurs in den Dienst völkischen Denkens: Die (heterosexuelle) Familie erscheint nicht mehr als Selbstzweck, sondern als der biologischen Reproduktion der ‚Einheimischen‘ gewidmetes Mittel nativistischer Bevölkerungspolitik. Rosenkranz’ Buch ist nicht zuletzt deshalb immer noch von Interesse,

25 In Deutschland wäre hier u. a. Akif Pirinçci (2014; 2015) zu nennen. Auch seine Bücher sind im *Manuscriptum* Verlag erschienen.

26 Rosenkranz 2008.

27 Rosenkranz 2008: 93.

28 Zu Überlagerungen, strukturellen Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen Antisemitismus und Antifeminismus siehe den Beitrag von Klammer/Bechter in diesem Band.

weil es (auch nach ihrem Ausscheiden aus der Partei) die inhaltliche Linie der FPÖ im Bereich Gleichstellungspolitik vorgibt – ablesbar etwa am „Handbuch freiheitlicher Politik“²⁹, dessen Kapitel zu Gender Mainstreaming eine bloße Kurzfassung ihres Werks darstellt.

Die Verschiebung des antifeministischen Diskurses in das Feld der Bevölkerungspolitik macht den Anti-Gender-Diskurs für rechtsextreme Akteur_innen attraktiv, bietet er doch ein Narrativ, das die Re-Artikulation unverstellt völkischen Denkens in einer Form erlaubt, die weit über rechtsextreme Kreise hinaus anschlussfähig ist. Zudem eignet er sich hervorragend für die Strategie der „kalkulierten Ambivalenz“³⁰, also die Adressierung unterschiedlicher Gruppen von Rezipient_innen und die Absicherung gegen Kritik durch Doppeldeutigkeit und ständige Verschiebung der diskursiven Ebenen.

Antifeminismus zwischen Kontinuität und Modernisierung

Eine kritisch-analytische Verwendung des Begriffs Antifeminismus fasst diesen – neben Rassismus, Nationalismus, Antisemitismus etc. – als eigenständige, wenn auch nicht widerspruchsfreie, je nach politischem Spektrum anders ausgeformte, Ideologie der Ungleichheit. Antifeminismus wird dabei in Anlehnung an Herrad Schenk (1992) und Ute Planert (1998) als ablehnende Reaktion auf verschiedene Emanzipationsansprüche von Frauen, Frauen- sowie feministischen Bewegungen verstanden bzw. als die bewusste Gegner_innenschaft und Bekämpfung feministischer und frauenpolitischer Anliegen sowie die Zurückdrängung bereits erreichter Verbesserungen. Dadurch lässt sich Antifeminismus auch von der Misogynie, der Vorstellung der Minderwertigkeit

29 FPÖ 2013.

30 Engel/Wodak 2013.

der Frauen und der Frauenfeindlichkeit bzw. dem Sexismus, nämlich bewussten Handlungen und politischen Praktiken, die darauf abzielen, die Diskriminierung von Frauen in die Tat umzusetzen, abgrenzen. Die beschriebenen Phänomene treten jedoch in der Regel nicht isoliert voneinander auf, sondern bedingen einander. Wie auch andere rechte Ideologien hat sich der Antifeminismus als veränderbar bzw. modernisierungs- und anpassungsfähig erwiesen. Dies zeigt sich u. a. auch an seiner aktuellen Erscheinungsform, dem bereits erwähnten ‚Antigenderismus‘, der als ‚moderne Spielart‘³¹, ‚Variante‘³², ‚Konfiguration‘³³ oder Fortsetzung des Antifeminismus gefasst werden kann, nicht jedoch als seine Ablösung. Schließlich hat sich einerseits am Ziel der Verteidigung heterosexuell-männlicher Vorherrschaft wenig geändert. Andererseits ist unter dem Vorwand der Ablehnung von Gender-Theorien auch ‚klassischer‘ Antifeminismus (wieder) artikulierbar geworden. Verändert haben sich lediglich die diskursiven Muster wie beispielsweise die verstärkte Verteidigung der ‚Natürlichkeit von Geschlecht‘ und damit zusammenhängend auch der Sexualitätsfokus.

So zählen neben ‚dem Feminismus‘ und damit verbundener Strategien zur Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit wie Frauenförderungsprogrammen, geschlechterreflektierter Sprache oder Quoten seit einigen Jahren auch jene Theorien, die sich kritisch mit der sozialen Konstruktion von Geschlecht auseinandersetzen, allen voran die an den Universitäten inzwischen etablierten Gender Studies sowie die daraus abgeleiteten pädagogischen Konzepte, aber auch Gender Mainstreaming zu den deklarierten Feindbildern von Antifeminist_innen. Der Begriff Gender fun-

31 Lang/Peters 2018: 18.

32 Schmincke 2018: 29.

33 Mayer et al. 2018: 56.

giert in diesem Zusammenhang als eine ‚negative Interpretationsfolie‘³⁴ und wird von seinen Gegner_innen dafür eingesetzt, Bedrohungsszenarien der Nation, der Gesellschaft oder der Familie zu konstruieren. Diese ‚Verfallserzählungen‘ lassen sich aufgrund der damit verbundenen rechten/rechtsextremen Denkfiguren, die sich u. a. an scheinbar ‚unauflöslische Antagonismen‘ am Beispiel des konstruierten ‚Wir‘ gegen die ‚Anderen‘ (‚da unten‘ oder ‚da oben‘) zeigen, ‚in weiten Teilen als rechtspopulistischer Diskurs analysieren‘³⁵.

Trotz gleichbleibender Muster können anhand aktueller antifeministischer Debatten auch zwei diskursiv-strategische Verschiebungen festgemacht werden: Einerseits stehen Angriffe auf Frauenrechte bzw. die Ablehnung der Gleichberechtigung als solcher vielfach nicht mehr so stark im Zentrum der Auseinandersetzungen. Entsprechend wird die Benachteiligung von Frauen im aktuellen Antifeminismus oftmals nicht mehr geleugnet, sondern vielmehr historisiert, also in die Vergangenheit abgeschoben. Imke Schmincke spricht beispielsweise von ‚Neosexismus‘, der fortbestehende Diskriminierung leugne und Sexismus auf sexualisierte Gewalt reduziere.³⁶ Laut dieser Argumentation sei der Einsatz für die Gleichberechtigung von Frauen ein gutes Anliegen gewesen, da diese jedoch längst erreicht sei, müsse offengelegt werden, worum es dem Feminismus bzw. der ‚Gender-Ideologie‘ heute eigentlich ginge.

In diesem Zusammenhang kommt es teilweise sogar zu einer ‚rhetorische[n] Distanzierung vom ‚alten‘ Antifeminismus, während dessen Anliegen gleichzeitig bestätigt, vertreten und verbreitet

34 Schulz/Bartz 2017: 48.

35 Mayer et al. 2018: 54f.

36 Schmincke 2018: 30.

werden³⁷. Diese scheinbare Distanzierung³⁸ ermöglicht es Antifeminist_innen einerseits, sich als weniger antiquiert und misogyn darzustellen, andererseits aber auch anschlussfähig(er) in breiteren gesellschaftlichen Spektren zu werden, die das diffuse Unbehagen gegenüber ‚dem Gender‘ teilen und denen die angebliche permanente Bevorteilung von Frauen zu weit ginge.

220 Andererseits lässt sich aktuell auch eine Verschiebung von einem männerzentrierten Antifeminismus hin zu einem familienzentrierten Antifeminismus, oder genauer: zu einem Vater-Mutter-Kind-zentrierten Antifeminismus³⁹ feststellen, der dem Feminismus und der Gender-Theorie stärker Familienfeindlichkeit bzw. Zerstörung der Familie als Männerhass vorwirft und sich vor allem gegen Sexualpädagogiken der Vielfalt sowie rechtliche Verbesserungen für nicht-heterosexuelle Lebens- und Liebesformen richtet.

Zusammenfassend plädieren wir dafür, Antifeminismus als eigenständige Ideologie zu betrachten, die sich einerseits grundsätzlich gegen Feminismus als politisches Projekt richten kann, aber auch gegen einzelne feministische/frauenpolitische Anliegen (geschlechterreflektierte Sprache, Frauenquoten, Diskriminierungsschutz, Gleichstellung von Frauen sowie LGBTIQ-Personen

37 Mayer/Sauer 2017a: 60.

38 Beispielhaft lässt sich hier Unterberger (2015: 149) anführen, der einen Abschnitt seines Textes mit „Von der notwendigen Frauenemanzipation zum Terror des Genderismus“ übertitelt. Ähnlich auch Kirche in Nor (o. J.: 2), die von sich behauptet, die „feministische Forderung ‚gleicher Lohn für gleiche Arbeit‘“ uneingeschränkt zu unterstützen. Dies trifft freilich nicht auf alle antifeministischen Spektren zu, da sich sowohl unter den militanten Männerrechtlern als auch im rechtsextremen Spektrum Akteure finden lassen, die das Frauenwahlrecht in Frage stellen oder sich für die Entkriminalisierung der Vergewaltigung in der Ehe einsetzen.

39 Scheele 2016: 5.

etc.). Die Angriffe auf die Angstfigur ‚Gender‘ oder ‚Genderismus‘ können dementsprechend als neues, zentrales Versatzstück antifeministischer Rhetoriken gedeutet werden, die sowohl die Kontinuitäten selbiger als auch die Modernisierungs- und Flexibilisierungsfähigkeit antifeministischer Denkmuster sichtbar machen. Je nach politischem Spektrum wird Antifeminismus (weiterhin) religiös, naturwissenschaftlich oder auch politisch begründet, wobei sich die damit verbundenen Bezüge auf die göttliche, die volksgemeinschaftliche oder die weltliche Ordnung, Geschichte, Tradition und Wissenschaft selten klar voneinander trennen lassen, sondern vielmehr stark miteinander verwoben sind. Gerade auch die eingangs genannten Beispiele liefern einen eindrücklichen Beleg für die Gleichzeitigkeit von Modernisierung und Kontinuität antifeministischer diskursiver Muster.

Über die politische Agenda diverser Parteien, aber auch außerparlamentarischer Gruppierungen wurden antifeministische Denkmuster nicht nur institutionalisiert, Antifeminist_innen treten heute durchwegs organisierter als in der Vergangenheit in Erscheinung und schaffen es mit ihren Anliegen, sehr unterschiedliche Akteur_innen zusammenzubringen und neue Allianzen zu bilden. Sowohl die diskursiven Verschiebungen als auch der Umstand, dass der Vermittlung gender-theoretischer, dekonstruktivistischer Ansätze abseits der Universitäten lange Zeit zu wenig Bedeutung zugemessen wurde, tragen zudem zur Salonfähigkeit des Anti-Gender-Antifeminismus bei.

Ideologie und Rhetorik des (rechten) Antifeminismus

Im Kern beruhen aktuelle antifeministische Diskurse auf zwei eng miteinander verflochtenen Annahmen, die allerdings – und darin besteht der diskursive Trick – nicht argumentativ begründet und damit als Konstruktionen kenntlich gemacht, sondern ganz im Gegenteil als unhinterfragbare Wahrheiten und nor-

mative Orientierungspunkte ausgegeben werden: die Idee der ‚Natürlichkeit‘, die mit Ewigkeit und Unveränderbarkeit verbunden wird, und die daraus abgeleitete ‚Normalität‘ der heterosexistischen und patriarchalen gesellschaftlichen Ordnung. Beide Begriffe sind dabei im wertenden Sinn zu verstehen. ‚Gut‘ ist, was der (angeblichen – auf den spezifischen, verengten Natur-Begriff kommen wir noch zu sprechen) ‚Natur‘ und damit dem wünschenswerten gesellschaftlichen Normalzustand entspricht, ‚böse‘ ist alles, was diesen Zustand zu verändern droht. Hier wird bereits in groben Zügen das Ziel dieses Antifeminismus deutlich, der – wie es extrem rechte Ideologien auch in anderen Bereichen tun – der Normalisierung und Legitimierung von Ungleichheit dient. Nicht Diskriminierung und Privilegierung seien die Probleme, sondern vielmehr jeder Versuch, an diesem ‚natürlichen‘ Zustand etwas zu ändern. Damit ist auch ein Spannungsverhältnis verbunden, das die rechtsextreme Ideologieproduktion in vielen Bereichen kennzeichnet und aus dem sie ihre Dynamik bezieht: Auf der einen Seite steht die Berufung auf eine unveränderbare und unhintergehbare ‚Natur‘, auf der anderen Seite deren akute, existenzielle Bedrohung durch innere und äußere Feind_innen. In diesem Paradoxon zwischen absoluter Dauerhaftigkeit und Stabilität einerseits und höchster Verletzlichkeit andererseits liegt einer der Gründe für die Aggressivität und Unversöhnlichkeit rechtsextremen Denkens sowie für die Unmöglichkeit jeglicher Diskussion.⁴⁰

Wie bereits angesprochen, ist das Argumentationsmuster der Naturalisierung keineswegs auf Antifeminismus beschränkt, es wird hier aber besonders deutlich. Mit Bezug auf andere Makrostrukturen sozialer Ungleichheit (Klassengegensätze, Rassismen, Kolonialismus) ist der plumpe Bezug auf die ‚Natur‘ zur Rechtfertigung und Verstärkung von Diskriminierung und Privilegierung heute weitgehend verpönt. Dementsprechend wird etwa Rassismus in aktuellen Diskursen eher mit Bezug auf angeblich unvereinbare ‚Kulturen‘ gerechtfertigt und Armut als vermeintlich individuelles Versagen gebrandmarkt.⁴¹ In Bezug auf Geschlecht und Sexualität existieren hingegen keine derartigen Tabus, die vermeintlich gegensätzlichen bzw. komplementären ‚Naturen‘ von Männern und Frauen gehören zum weitgehend unbestrittenen ‚Alltagswissen‘, bilden die Hintergrundfolie für Produkte der Kulturindustrie und des Kunstbetriebs und stellen eine Grundlage für Politik und Wissenschaft dar. Der vielzitierte ‚gesunde Menschenverstand‘ deckt sich hier mit der rechten und rechtsextremen Vorstellung einer ‚normalen‘ Ordnung von Geschlechter- und Sexualitätsverhältnissen und steht damit für die Politisierung im Antifeminismus bereit, der diese Alltagsvorstellungen aufgreift und gegen feministische Analysen und Forderungen, gegen Gleichstellungspolitikern und gegen die Liberalisierung von Sexualitätsregimen wendet.

Von diesen Grundlagen ausgehend, zeigen konkrete antifeministische Diskurse eine enorme Wandelbarkeit. Sie erweisen sich als situativ anpassungs- und in verschiedene Richtungen ausbaufähig und sind in der Lage, immer wieder neue Themen aufzugreifen und relativ konsistent in die umfassende Mastererzählung der bedrohten ‚natürlichen‘ Ordnung einzufügen.⁴² Wir verfolgen dies in weiterer Folge anhand von zwei Kernbereichen der (Re-)Naturalisierung⁴³ festzumachen: an der rechtsextremen/

41 Balibar 1991; Teidelbaum 2014.

42 Mayer/Sauer 2017.

43 Die aktuelle Konjunktur des Antifeminismus lässt sich auch als Reaktion auf die feministische und queere Infragestellung von Patriarchat, Heterosexismus und (Zwei-)Geschlechtlichkeit analysieren, die in großen Teilen Europas und darüber hinaus in den letzten Jahrzehnten auch deutliche

40 Vgl. dazu mit etwas anderer Schwerpunktsetzung Herrmann 2015; Siri 2015.

antifeministischen Konstruktion von ‚natürlicher‘ Zweigeschlechtlichkeit und der damit verbundenen Geschlechterordnung sowie der ‚natürlichen‘ Heterosexualität und biologischen Fortpflanzung.

Als Mann und Frau ...

224 Wo der religiöse Anti-Gender-Diskurs in erster Linie auf die biblische Schöpfungsgeschichte zurückgreift, setzt der säkularisierte rechte Antifeminismus die ‚Natur‘ bzw. die Naturwissenschaften – allen voran die Biologie – als höchste Legitimationsinstanz ein. Die Existenz von zwei Geschlechtern (genau zwei, nur zwei!) sei wissenschaftlich bewiesen, eine „biologische Tatsache“, an der nicht gezweifelt werden könne und dürfe.⁴⁴ Umgekehrt wird daraus ein Vorwurf an ‚die‘ Gender Studies: Sie seien unwissenschaftlich, würden die Erkenntnisse der Biologie ignorieren, seien bloße Ideologie ohne jeden Realitätsbezug.⁴⁵ Gemeinsam werden Gott, Wissenschaft und Alltagsverstand zu Kronzeug_innen gegen die kritische Geschlechterforschung.

Nur auf den ersten Blick handelt es sich hier um eine einfache Aussage, bei näherer Betrachtung werden die dahinterliegenden Annahmen deutlich, auf deren unhinterfragter Übernahme alle weiteren Schlüsse in diesem Diskurs basieren.

rechtliche und gesellschaftliche Veränderungen erkämpfte. In diesem Sinn können antifeministische Diskurse als Versuche der ‚Renaturalisierung‘ (Goetz 2014) verstanden werden, die eine bereits brüchig gewordene Ordnung wieder befestigen und außer Streit stellen wollen.

44 Diese Biologisierung von Geschlecht stellt die gemeinsame Basis aller Spielarten des genderbezogenen Antifeminismus dar und findet sich bei unterschiedlichen Akteur_innen. Beispielhaft: FPÖ 2013, 137; Kirche in Not o. J.; Kutschera 2016.

45 Siehe u. a. Reichel 2015: 105ff; Unterberger 2015: 148.

Erstens ist der Bezug auf ‚die‘ Naturwissenschaften bzw. ‚die‘ Biologie zu hinterfragen, der den aktuellen Stand der biologischen Geschlechterforschung eben gerade nicht zur Kenntnis nimmt. Erkenntnisse, die geschlechtliche Vielfalt, die Wandelbarkeit von Körpern⁴⁶ und die historische Entwicklung biologischer Geschlechtervorstellungen⁴⁷ thematisieren, werden völlig ausgeblendet. Stattdessen wird ein längst überkommenes Wissenschaftsverständnis propagiert, laut dem wissenschaftliche Erkenntnis die bloße Entdeckung einer schlicht gegebenen äußeren Wirklichkeit sei. Ja mehr noch: Die längst auch in den Naturwissenschaften verbreitete Einsicht, dass jede Wissenschaft ihre Objekte (mit-)konstruiert, dass sich keine Realität unabhängig von Beobachter_innen denken lässt und dass Forschung selbst notwendigerweise ein soziales Unterfangen ist,⁴⁸ wird als Erfindung der Gender Studies angegrangert, mit der diese ihre eigene Unwissenschaftlichkeit verschleiern wollten.⁴⁹ Die – in ihrem ganzen Gestus zutiefst unwissenschaftliche – Argumentation, wonach ‚die Biologie‘ eindeutig und ein für alle Mal gezeigt habe, dass die Menschheit ausschließlich aus Männern und Frauen bestehe, richtet sich explizit gegen die Gender Studies. Sie impliziert aber darüber hinaus eine Absage an jede kritische Wissenschaft und schließt damit an den ‚gesunden Menschenverstand‘ und seine Intellektuellenfeindlichkeit an.

Zweitens ist danach zu fragen, was hier eigentlich unter ‚Gender Studies‘ verstanden wird. Unter Ausblendung des größeren Teils der Geschlechterforschung – ob nun in den Sozialwissenschaften, in der Technik, den Kultur- oder Naturwissenschaften –

46 Voss 2018; Ainsworth 2015.

47 Laqueur 1992.

48 Haraway 1988; Kuhn 1970.

49 Reichel 2015: 105f.

wird diese auf einen kleinen Ausschnitt, nämlich auf (de-)konstruktivistische, poststrukturalistische Theoriebildung, verengt. Idealtypisch dafür stehen Judith Butlers Arbeiten,⁵⁰ die im antifeministischen Diskurs allerdings in spezifischer Weise (fehl-)interpretiert werden. Ihre hier rezipierten Arbeiten widmen sich vorrangig der Analyse der gewaltförmigen Herstellung heteronormativer Geschlechtsidentitäten, also von ‚echten‘ Männern und Frauen (und dekonstruieren diese Identitäten damit tatsächlich) – sie werden im Antifeminismus allerdings zu normativen Vorgaben umgedeutet, die der ganzen Gesellschaft eine „freie Wahl des Geschlechts“⁵¹ und/oder den „geschlechtslosen Menschen“⁵² aufzwingen wollten.⁵³ Dieses interessierte Missverständnis feministischer Theorien liefert dem aktuellen Antifeminismus die Basis für

50 Butler 1991; 1995.

51 So kritisiert etwa Kirche in Not (o. J.): „Manche Forderungen der Genderisten nehmen absurde Züge an. [...] [So] verlangen die Gender-Ideologen, dass jeder Mensch sein Geschlecht selbst auswählen soll.“ (6) Häufig wird in diesem Kontext auf Simone de Beauvoirs berühmte Formulierung, dass niemand ‚als Frau zur Welt komme‘, verwiesen (vgl. dazu auch FPÖ 2013: 135; Reichel 2015: 101). Neben dem – oft durch aggressive Diffraktionierung und Pathologisierung gekennzeichneten – Hass auf Trans*personen artikuliert sich hier auch die Angst vor einer Verschiebung patriarchaler Geschlechterverhältnisse. So beklagt Kirche in Not (o. J.): „Genderismus [...] diese Ideologie möchte die völlige Auswechselbarkeit von Mann und Frau in allen Lebensbereichen erreichen.“ (5)

52 Barbara Rosenkranz (2008) spricht beispielsweise bereits im Titel ihres Buches vom „geschlechtslosen Menschen“ und Georg Immanuel Nagel (2015) bezeichnet schulische Sexualpädagogik als „ex cathedra verordnete Umerziehung der Kinder, um den neuen geschlechtslosen, aber dauergeilen Multi-Sex-Menschen der Gender-Verwirrung heranzuzüchten“.

53 Heftige Kritik an dekonstruktivistischen Geschlechtertheorien findet sich auch in feministischen Debatten (u. a. Duden 1993). Bei der antifeministischen Ablehnung handelt es sich allerdings im Unterschied dazu eben nicht um Kritik, die eingehende Auseinandersetzung mit dem kritisierten

das nächste Glied der Argumentationskette: die Ausdehnung dieser Ablehnung auf alle gleichstellungspolitischen, feministischen und/oder queeren Forderungen und Politikformen – auch wenn diese (wie etwa das Geringste mit einer Dekonstruktion von Zweigeschlechtlichkeit zu tun haben. Diese Ausweitung wird selten explizit argumentiert. ‚Irgendwie‘ scheinen die Gender Studies die Basis aller geschlechts- und/oder sexualitätsbezogenen Gleichstellungspolitiken zu bilden – damit reicht es, diese als ‚Ideologie‘ zu brandmarken, um die argumentative Schlaufe zu schließen. Das führt notwendigerweise zu massiven logischen Widersprüchen innerhalb des Antifeminismus – u. a. wird der angebliche „Genderismus“ sowohl für die Bevorzugung von Frauen wie auch für die Abschaffung der Geschlechter verantwortlich gemacht. Hier zeigt sich bereits, dass Antifeminismus nicht logisch-argumentativ, sondern über Assoziationsketten funktioniert, die im – mit völlig beliebigen Inhalten gefüllten – Begriff ‚Gender‘ ihren gemeinsamen Bezugspunkt finden.⁵⁴

Drittens verdient das bereits angesprochene Framing von kritischer Geschlechterforschung, feministischen und queeren Politiken sowie Gender Mainstreaming als ‚Ideologie‘ Beachtung. Auch hier wird ein assoziativer Kontext aufgerufen: das Alltagsverständnis des Begriffs, das diesen mit verzerrten Wahrnehmungen und politisch gefärbten Deutungen verbindet und in Gegensatz zur Wissenschaft stellt. Zudem erleichtert der Begriff die Bildung von Assoziationsketten, die die angebliche „Gender-Ideologie“ als

Gegenstand erfordert (vgl. dazu für den religiösen Anti-Gender-Diskurs: Marschütz 2014).

54 Diese Struktur ist typisch für rechtspopulistische Diskurse, in denen Antifeminismus daher auch nicht zufällig eine zentrale Rolle spielt (Mayer/Sauer 2017).

Fortführung sozialistischer Politiken verstehen wollen. So schreibt der Journalist Werner Reichel, die „Gender-Ideologie“ sei „ein neuer, vielleicht sogar der letzte, Versuch der Sozialisten, ihre Visionen von einer Gesellschaft ohne Unterschiede zu schaffen. Der sozialistische Gleichheitswahn“ werde so „auf die biologische Sphäre erweitert“.55 Diese Deutungen sind nicht nur ein Versuch der (extremen) Rechten, ein altes Feindbild in neuem Gewand zu präsentieren, sie begünstigen auch eine weitere Assoziationskette, die sich vom – synonym gebrauchten – Sozialismus bzw. Kommunismus zu autoritären, diktatorischen bzw. ‚totalitären‘ Herrschaftsformen spannt. Der Ideologie-Begriff erleichtert die Behauptung, es würde sich bei Gender Mainstreaming und Antidiskriminierungsgesetzen um „totalitäre“ Maßnahmen handeln,56 mittels derer eine Verschwörung aus EU-Bürokrat_innen, feministischen Eliten und anderen „Genderisten [...] gegen die Familie, gegen die Männer, aber nicht für die Mehrzahl der Frauen“ kämpfen würde.57 Gleichzeitig hätten abgehobene Gender-Professorinnen ein Schreckensregime an Universitäten errichtet, das jede abweichende Meinung unterdrücken würde.58 Gerade die ver-

55 Reichel 2015: 100; vgl. auch: Rosenkranz 2008; Pekarek 2011; FPÖ 2013: 136f., Bieberstein 2015.

56 Rosenkranz (2008) breitet dieses Argumentationsmuster buchfüllend aus. Die FPÖ fasst die Logik in ihrem „Leitfaden für Führungsfunktionäre und Mandatsträger“ (2013) zusammen: „Gender Mainstreaming‘ soll im ‚Top-Down-Prinzip‘ durchgepeitscht werden. Das bedeutet, dass auf allen staatlichen und gesellschaftlichen Ebenen alle Entscheidungen einer von der Spitze vorgegebenen Maxime unterworfen werden und einem gänzlich undemokratischen Vorgehen unterliegen. Diese Strategie findet ihren Ursprung im Wesen der marxistisch-leninistischen Kaderpartei“ (FPÖ 2013: 135f.).

57 Unterberger 2015: 156.

58 Vgl. u. a. Rosenkranz 2008: 59ff; Reichel 2015: 105. Diese Behauptung ist angesichts der marginalen Stellung der Gender Studies an deutschsprachi-

schwörungsmächtig angehauchte These von der diktatorischen Macht des Feminismus hat ihren Weg auch bis weit in die sogenannte Mitte gefunden – besonders dort wo geschlechtergerechte Sprache abgelehnt werden soll, kommt kaum ein Artikel ohne Verweis auf angebliche ‚Sprachdiktate‘ und die Unterdrückung der freien Meinungsäußerung durch ‚political correctness‘ aus.59 Dabei handelt es sich nicht nur um eine Verkehrung der Tatsachen – gefordert wird schließlich eine Sprache, die Frauen, Trans*- und Nicht-Binäre-Personen weiterhin unsichtbar macht –, das (Schein-)Argument dient vor allem der Selbstdarstellung des Antifeminismus als Notwehrreaktion der Opfer des Feminismus und Abwehrkampf gegen eine übermächtige Bedrohung.

... zur Fortpflanzung geschaffen

Wie oben in Bezug auf die Entwicklung des Anti-Gender-Diskurses deutlich wurde, reartikuliert der neuere Antifeminismus viele Elemente des ‚alten‘. Er verwebt diese Diskursfragmente in eine umfassende Bedrohungserzählung, die umgekehrt (und darin besteht der zentrale diskursive Trick) jedes einzelne dieser Themen

gen Universitäten eine besonders originelle Erfindung. In Österreich gibt es – quer durch alle Disziplinen und unter Einschluss von Gastprofessuren – ganze 21 Professuren mit einer Voll- oder Teildenomination in Geschlechterforschung, davon 17 unbefristete. Das entspricht knapp 0,7 Prozent der Professuren (Datenbank des Margeritha-von-Brentano-Zentrums der FU Berlin, <http://www.database.mvzbz.org/database.php>, Zugriff am 22.06.2018).

59 So schreibt etwa Edith Pekarek (2011): „Und ein neuer, *politisch korrekter Sprachkodex*, der mit hoheitlicher Zwangsgewalt durchgesetzt wird, erfordert eine funktionierende Überwachung, neudeutsch ein *Monitoring*, in Form von Sprachpolizei und Denkkontrolle.“ [Herv. i. Orig.] Kirche in Not (o. J.) ortet im Begriff Homophobie „ein Totschlag-Argument gegen Andersdenkende [...], die praktizierte Homosexualität nicht als natürliche Form menschlicher Geschlechtlichkeit anerkennen.“ (8).

mit existenzieller Bedeutung auflädt.⁶⁰ Besonders deutlich lässt sich das am Beispiel sexueller und reproduktiver Rechte bzw. sexueller Selbstbestimmung zeigen.

Der Versuch, Frauen die Kontrolle über ihre Sexualität, über Schwangerschaft und Geburt zu verwehren, ist ein zentraler Pfeiler patriarchaler Gesellschaften. Es geht schlicht um männliche Kontrolle über Frauen – die soziale Situation von Alleinerzieherinnen⁶¹ ist bis heute deutlicher Ausdruck der harten Konsequenzen, mit denen Frauen zu rechnen haben, die sich und ihre Kinder der männlichen/väterlichen Kontrolle entziehen. Ganz ohne Zweifel wurden gerade in diesem Bereich in den letzten Jahrzehnten große Verbesserungen erreicht – die Fristenlösung stellt Abtreibung unter bestimmten Umständen zumindest straffrei, die Familienrechtsreformen der 1970er-Jahre beseitigten die rechtliche Vormachtstellung von Männern in der Ehe und seit 1989 ist Vergewaltigung auch in einer Ehe oder Lebensgemeinschaft ein Straftatbestand. Doch diese und andere Errungenschaften sind bis heute keineswegs selbstverständlich: Der männerrechtliche bzw. väterrechtliche Antifeminismus, der die Situation von Frauen mit Kindern nach Scheidungen massiv verschlechtern will,⁶² und der v. a. katholisch fundierte Aktionismus gegen die (ohnein sehr eingeschränkte) Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs,⁶³ sind zwei Seiten dieses Angriffs auf die Selbstbestimmungsrechte von Frauen. Im rechten/rechtsextremen Antifeminismus trifft dieser

60 Mayer/Sauer 2017: 36.

61 Laut Statistik Austria kamen im Jahr 2017 auf mehr als 250.000 alleinerziehende Mütter nur 51.000 alleinerziehende Väter. Gleichzeitig waren 31 Prozent der Ein-Eltern-Haushalte armutsgefährdet. (https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/soziales/armut_und_soziale_eingliederung/index.html, Zugriff am 26.06.2018).

62 Scambor/Jauk 2018.

63 Achtehik 2018; Sanders et al. 2018.

Versuch, männliche Dominanz in heterosexuellen Beziehungen aufrecht zu erhalten auf bevölkerungspolitische Vorstellungen, die aus rassistischen Gründen eine Steigerung der Geburtenzahlen der ‚Einheimischen‘ anstreben – hier sei auch an die vom damaligen Präsidentschaftskandidaten Norbert Hofer ventilerte Idee einer zwangsweisen ‚Nachdenkpause‘ vor Schwangerschaftsabbrüchen erinnert.⁶⁴ Kreuzungspunkt dieser unterschiedlichen Zugänge ist die heterosexuelle, auf Fortpflanzung ausgerichtete Kleinfamilie und deren angebliche Bedrohtheit.⁶⁵ Die Vorstellung der ‚natürlichen/normalen Familie‘ bildet damit einen diskursiven Knoten, in dem alle Akteur_innen des aktuellen Antifeminismus – christliche Fundamentalist_innen, anti-klerikale Rechtsextreme, Väterrechtler_innen usw. – zusammenfinden. Daraus folgt ihre enorme Bedeutung für den antifeministischen Diskurs, wie sie Sebastian Scheele in seiner vorne diskutierten Definition des „familienzentrierten Antifeminismus“⁶⁶ zu fassen versucht.

Der Antifeminismus bleibt allerdings bei der Bedrohung der ‚normalen‘ – sprich: patriarchalen – Kleinfamilie (konkret also der männlichen Dominanz innerhalb der Familie) durch feministische Errungenschaften, die Frauen mehr Unabhängigkeit bescheren, nicht stehen. Während diese Ängste noch einen gewissen materiellen Kern haben – tatsächlich ‚können‘ sich Frauen heute leichter von (Ehe-)Partnern trennen als vor einigen Jahrzehnten – verweist ein zweites Bedrohungsszenario noch stärker auf die ideologische und normative Seite der Privilegierung. Jede Akzeptanz von nicht heteronormativen Sexualitäten⁶⁷ – von der rechtlichen Anerken-

64 Botsch/Kopke 2018.

65 Lang 2015b.

66 Scheele 2016.

67 Die gegen die „Ehe für alle“ gerichteten französischen *Demos für alle* (*Manifest pour tous*) waren 2013 die erste im großen Stil international sichtbare Manifestation des genderfixierten Antifeminismus. Zu Hintergrün-

nung homosexueller Zweierbeziehungen bis zu jeder Form der Toleranz gegenüber vielfältigen Sexualitäten – wird als Bedrohung ‚der Familie‘ imaginiert.⁶⁸ Es ist offensichtlich, dass hier keine realen Nachteile befürchtet werden, da schließlich keinem heterosexuellen Paar ein Nachteil aus der Gleichstellung mit gleichgeschlechtlichen Ehen erwächst. Es geht vielmehr um die Verteidigung der heterosexuellen Ehe als einzig ‚normaler‘, einzig denk- und lebbarer Lebensform. ‚Normalität‘ funktioniert allerdings am besten dort, wo sie sozusagen unsichtbar bleibt und nicht begründet werden muss, weil sie gar nicht erst hinterfragt werden kann. So lässt sich erklären, dass bei allem Gerede über ‚die Familie‘ Heterosexualität kein beliebtes Thema des Antifeminismus ist. Im Unterschied zum Katholizismus ist für den rechten/rechtsextremen Antifeminismus auch Homosexualität nicht in erster Linie als sexuelle Praktik im vermeintlich privaten Bereich interessant, sondern ihre öffentliche Sichtbarkeit, die als angebliche „Schwulenkultur“⁶⁹ zum Feindbild stilisiert wird. Sexualität – so die im Kern schlicht prüde Idee – gehöre einzig und allein ins Ehebett. Abgelehnt wird daher in erster Linie jede (halb-)öffentliche Thematisierung vielfältiger Sexualitäten.

den und Effekten dieser Bewegung siehe Stambolis-Ruhstorfer/Tricou (2017).

68 Deutlich sichtbar etwa in der Namensgebung des *Marschs für die Familie*, einer seit 2012 jährlich stattfindenden Gegenveranstaltung zur Regenbogenparade, die Teilnehmer_innen aus dem rechts-katholischen, konservativen und rechtsextremen Spektrum anzieht. Siehe aber auch die Webseite der *Initiative wertvolle Sexualerziehung*, die die „Zerstörung der Familie“ als Ziel aktueller Sexualpädagogik identifiziert (<http://www.sexualerziehung.at/negative-auswirkungen-der-staatlichen-sexualerziehung/>, Zugriff am 28.06.2018).

69 Zeitz 2015; Bieberstein (2015) führt den „Schwulenkult“ bereits im Titel seines Buches an.

Der Hass auf vielfältige Erotik, Lust und Sexualität macht sich besonders an der Sexualpädagogik der Vielfalt, also an einem nicht normierenden, nicht ausschließlich auf Heterosexualität fokussierten Schulunterricht fest.⁷⁰ „Schwulenaktivisten“ würden hier versuchen, „jungen und knackigen Nachwuchs heranzuziehen“, Kinder würden mit „an Missbrauch grenzenden Sexspielen konfrontiert“ und – ein besonders perfider und völlig faktenwidriger Vorwurf – dem „Missbrauch“ würde Tür und Tor geöffnet.⁷¹ Die sogenannte „Früh-“ oder „Übersexualisierung“, geschlechtsreflektierte Pädagogik⁷² und generell ein „verweiblichtes“ Schulsystem,⁷³ dem nicht zuletzt vorgeworfen wird, die Kinder der elterlichen

70 Laumann/Debus 2018. Besonders heftige Angriffe richteten sich gegen die 2012 erstellten Unterrichtsmaterialien *Ganz schön intim* des Wiener Vereins SELBSTLAUT (Download unter: http://selbstlaut.org/wp-content/uploads/2017/01/ganz_schoen_intim_2017_WEB_korr.pdf; Zugriff am 28.06.2018). An diesem Beispiel zeigt sich auch der Einfluss der Massenmedien, die mit ihrer Wortwahl – selbst dort wo die Artikel weniger feindselig sind als die reißerischen Titel nahelegen – zur Diffamierung der Sexualpädagogik beitragen. So bezeichnete etwa der *Kurier* die von Expert_innen erstellten Lehrmaterialien konsequent als „Sex-Fibel“ (*Kurier* 27. und 28.11.2018), *Österreich* titelte mit „Sex-Heft“ (27.11.2012), *News* sprach von „Sex-Broschüre“ (30.11.2018). Losgetreten hatte die Debatte eine Gruppe ‚besorgter Eltern‘, an deren Spitze die mittlerweile zur ÖVP-Nationalratsabgeordneten aufgestiegene fundamentalistische Katholikin und antifeministische Aktivistin Gudrun Kugler. FPÖ, BZÖ und ÖVP sprangen in der Folge auf den Erregungszug auf – u. a. gab es parlamentarische Anfragen von ÖVP und FPÖ (*News*, 30.11.2018, <https://www.news.at/a/sex-broschuere-konservative-kritik>; Zugriff am 28.06.2018).

71 Unterberger 2015: 151; vgl. hier und auch zum Folgenden zudem die *Initiative wertvolle Sexualerziehung*, <http://www.sexualerziehung.at/negative-auswirkungen-der-staatlichen-sexualerziehung/> (Zugriff am 28.06.2018).

72 Siehe dazu auch FPÖ 2013: 137.

73 Unterberger 2015: 150; Reichel 2015: 116f.

(sprich: väterlichen) Kontrolle zu entziehen,⁷⁴ gelten in diesem Diskurs als wesentliche Ursachen für die Zerstörung von Familien, den Niedergang des Bildungssystems und der Ökonomie⁷⁵ und mithin des ‚Volkes‘. In antifeministischer Manier wird das (vermeintliche) Fehlen ‚männlicher Vorbilder‘, die ‚Vaterlosigkeit‘ als zentrales Problem verstanden und in weiterer Folge lamentiert, dass (frauenfeindliche) Väterrechtsorganisationen nicht in gleicher Weise Zugang zu Schulen bekämen wie Sexualpädagog_innen. Umschreibungen wie „unnatürlich“, „pervers“ oder gar „pädophil“ zielen dabei nicht nur gegen (in erster Linie männliche) Homosexualität, sondern sollen jede Abweichung von fortpflanzungsfixierter Heterosexualität stigmatisieren.⁷⁶

Auch in seiner Verteufelung nicht-heteronormativer Sexualitäten schließt der antifeministische Diskurs an die gesellschaftlich weit verbreitete Homo- und Trans*feindlichkeit an – z. B. wenn feministische Theoretiker_innen wegen ihrer lesbischen oder queeren Lebensweise und/oder ihrer nicht-binären Identität angegriffen⁷⁷

74 Ein zentraler Vorwurf der *Initiative wertvolle Sexualerziehung*.

75 U. a. Reichel (2015): „Das gegenderte und verweiblichte Schulsystem benachteiligt nicht nur Jungen und junge Männer, es führt die europäischen Länder in eine ökonomische Sackgasse.“ (118) Schuld seien die Frauen, die sich für „weiche“ statt technische Studienfächer entscheiden würden. Durch ihre geschlechtsspezifische Berufswahl seien Frauen auch selbst schuld am Gender Pay Gap: „Frauen verdienen rund 25 % weniger als Männer. Stimmt. Und das zu Recht“ (119), heißt es da.

76 Kämpf 2015.

77 So bezeichnet etwa Reichel (2015) Professorex Lann Hornscheidt als „geschlechtsloses Fabelwesen“ (109). „ex“ steht hier für „exit gender“ und wird von Hornscheidt derzeit sowohl als „entzweigendernde“ Wortendung wie auch als Pronomen verwendet (<http://www.lannhornscheidt.com/>, Zugriff am 28.06.2018). Ex' Auftreten als weder weibliche noch männliche Person löste immer wieder heftige Anfeindungen in ‚alten‘ und ‚neuen‘ Medien (bis zu Morddrohungen) aus, in denen sich die

und Trans*-Personen beschimpft werden.⁷⁸ Diese an das Alltagsdenken anschlussfähigen Elemente werden mit politischer Bedeutung aufgeladen, in den politischen Diskurs eingebracht und dabei radikalisiert – Hass und Vorurteil spielen sich als politische Argumente auf. Besonders deutlich wird das in der Agitation gegen Antidiskriminierungsgesetze, die zu einer „Diskriminierung der Mehrheit“ umgedeutet werden.⁷⁹ Das Verbot, den eigenen Hass auszuleben (und z. B. einem schwulen Pärchen ein Hotelzimmer zu verweigern), wird als Verfolgung der ‚normalen‘, heterosexuellen bzw. christlichen Bevölkerung verstanden und dementsprechend bekämpft. Für den rechtsextremen Antifeminismus bildet die Ablehnung von Antidiskriminierungsgesetzen zudem eine wichtige Brücke zum Rassismus – schließlich würden neben Homosexuellen auch (muslimische) Migrant_innen von diesen Gesetzen profitie-

trans*feindlichen Attacken gegen die Person auch mit der Diffamierung von Gender Studies und Feminismus verbunden.

78 In publizistischer Form geballt findet sich der Hass auf Trans*personen in einem von Werner Reichel (2014) herausgegebenen Sammelband zur Songcontest-Gewinnerin Conchita Wurst. Mit Trans*feindlichkeit in der (extremen) Rechten befasst sich Goetz in diesem Band.

79 So etwa in einem Rundumschlag von Christian Zeitz (2015), der Mitglied im *Wiener Akademikerbund* ist und eine „versteckte Agenda“ entlarvt, deren Ziel es sei, „ein Referenzsystem für breit angelegte Instrumentarien der Meinungsunterdrückung bzw. Gesinnungskontrolle sowie der drakonischen Beherrschung aller relevanten Institutionen der politischen und medialen Sphäre durchzusetzen. Diese reichen von ‚politisch korrekter‘ Sprachmanipulation, erstrecken sich auf das weite Feld der Antidiskriminierungsgesetzgebung und reichen bis zu strafrechtlichen Instrumenten zur Einschränkung der freien Meinung, der Wissenschaft und der politischen Agitation.“ Dass Zeitz hier kaum verhüllt auch das Verbotsgesetz anspricht, ist im antifeministischen Diskurs eher die Ausnahme, es weist aber auch darauf, dass Antifeminismus integraler Bestandteil des ideologischen Kerns extrem rechten Denkens ist.

ren.⁸⁰ Über diese Schnittstelle gelingt es einigen Akteur_innen, eine gemeinsame Verschwörung von „Genderisten“ und Muslimen herbeizufantazieren, obwohl ihr eindimensionales und monolithisches Bild des Islam als homo- und frauenfeindlich dem entgegensteht.⁸¹ An dieser Schnittstelle konkretisiert sich die rechtsextreme Erzählung einer existenziellen Bedrohung europäischer Gesellschaften (bzw. ‚Völker‘) durch inneren Verfall und Dekadenz einerseits und eine drohende Eroberung von Außen andererseits in den beiden konkreten Feindbildern.

Vereint im Antifeminismus

236

Antifeministische Theorien und Praxen haben Gleichstellungspolitiken von Beginn an begleitet und folglich waren immer schon Widerstände in der Gesellschaft gegen derartige Politiken zu verzeichnen. Dennoch scheint Feminismus- und Gender-Bashing immer mehr zu einem neuen Volkssport zu avancieren, der zu neuen Allianzen verschiedener politischer Spektren führt. Antifeminismus kann längst nicht nur am äußeren rechten Rand angegriffen werden, sondern ist seit jeher in der Mitte der Gesellschaft tief verankert. Es zeigt sich, dass von Antifeminist_innen geschaffene Bedrohungsszenarien nicht nur die argumentative Basis ihrer oftmals mit Untergriffigkeiten versehenen ‚Kritik‘ ausmachen, sondern vor allem im Internet, zeitweise aber auch auf der Straße enorme Mobilisierungskraft aufweisen und zudem Akteur_innen aus der unterschiedlichen Lagern miteinander vereinen. Mit neu gewonnenem Selbstbewusstsein melden sich unterschiedliche Akteur_innen in der Öffentlichkeit zu Wort und ihre Positionen finden auch – nicht zuletzt über die Wahlerfolge rechtsextremer Parteien in vielen europäischen Ländern – immer öfter Eingang in

80 Ebd.

81 Vgl. auch Reichel 2015: 124f.

politische Debatten und mediale Berichterstattung. Dadurch wird auch erneut die Tür für offen geäußerte misogynie, sexistische und auch homofeindliche Positionen geöffnet.

Die fünf Akteursgruppen – „journalistische Gender-Gegnerschaft“, „Wissenschaftlichkeitswächter“, „christlicher Fundamentalismus“, „explizit antifeministische Akteurinnen und Akteure“ sowie „rechte Organisationen“⁸² –, die Regina Frey, Marc Gärtner, Manfred Köhnen und Sebastian Scheele für Deutschland festmachen, sind auch in Österreich anzutreffen. So sind einerseits Parteien und andere meist rechtsextreme Gruppierungen wie FPÖ, AfD, aber auch Burschenschaftler, *Pegida*, *Identitäre* und andererseits Christ_innen (*Marsch für die Familie*, Abtreibungsgegner_innen und andere Vertreter_innen der Kirchen) sowie wertkonservative Spektren als zentrale Akteur_innen zu nennen. Weiters zählen sogenannte Single-issue-Gruppierungen wie Väter-/Männerrechtler (*Väter ohne Rechte*, Männerrechtsblogs im Internet) zu einer weiteren bedeutsamen Akteursgruppe, die maßgeblich an der Verbreitung antifeministischer Denkweisen beteiligt ist. Über enorme Wirkmächtigkeit verfügen auch Medien, die aufgrund von falsch verstandener Objektivität oder Hoffnung auf Einschaltquoten Antifeminist_innen als legitime Sprecher_innen zu Wort kommen lassen. Nicht selten werden an dieser Stelle die genannten „Wissenschaftlichkeitswächter“ hofiert, die in der Regel mit Biologismus versuchen, Gender-Theorien die Wissenschaftlichkeit abzuspochen. Dementsprechend fungiert Journalismus als zentrale Instanz gesellschaftlicher Deutungsmacht und trägt in weiterer Folge auch zur Stabilisierung hegemonialer Ordnungen bei. Inszenierte Angst- und Bedrohungsszenarien ermöglichen es Antifeminist_innen, ihre Positionen als notwendige, legitime Kritik in öffentlichen und medialen Debatten zu präsentieren. Wegen

237

82 Frey et al.: 17ff.

der ohnehin tiefen Verankerung derartiger Denkmuster in der Mitte der Gesellschaft gelingt es ihnen zudem, ihre antifeministische und homofeindliche Agenda als mainstreamfähig darzustellen. Ergänzt werden müsste diese Aufzählung um Argumentationsmuster, die sich scheinbar liberaler Ideen und Rhetoriken – insbesondere aus dem Bereich der Antidiskriminierung – bedienen, und breite gesellschaftliche Kreise ansprechen. Dazu zählt beispielsweise die ‚Kritik‘ an der angeblichen Diskriminierung der Mehrheitsgesellschaft durch die ‚Bevorzugung‘ gesellschaftlich benachteiligter Gruppen mittels Frauenförderung oder Affirmative-action-Programmen. Ihre Bedeutung ergibt sich vor allem in

238 Hinblick auf die Normalisierung antifeministischer Denkweisen und kann als Indiz für die weite Verbreitung ebendieser gedeutet werden.

Weil Antifeminismus auch Allianzenbildung mit sich bringt, sind Abgrenzungen nicht immer genau vorzunehmen, da die unterschiedlichen Spektren nicht nur gut vernetzt sind, sondern es durchwegs auch personelle Überschneidungen gibt bzw. einzelne Protagonist_innen auch in mehreren Spektren zeitgleich aktiv sind. Antifeminismus scheint dabei oftmals als kleinster gemeinsamer Nenner unterschiedlicher Akteur_innen zu fungieren. Die dargestellten Diskurse rund um Geschlecht und Sexualität können folglich, wie Juliane Lang meint, als „Scharnierdiskurse“⁸³ eingestuft werden, die über eine hohe Ansprechbarkeit und Mehrheitsfähigkeit in der vermeintlichen Mitte der Gesellschaft verfügen. Dabei kommen die Stichwortgeber_innen nicht notwendigerweise immer aus dem rechtsextremen Lager, wenngleich sie in den seltensten Fällen Berührungspunkte aufweisen und als gerngehörte Redner_innen und Vortragende in diesen Spektren auftauchen. Die gegenseitigen Verweise erzeugen ein machtvolleres Bild.

Durch die Alltäglichkeit und weite Verbreitung sexistischer und antifeministischer Denkmuster in der Gesellschaft gelingt es zudem rechten und rechtsextremen Gruppierungen und Parteien über derartige Anliegen aus dem rechtsextremen Eck herauszukommen und sich selbst als Teil des Mainstreams zu inszenieren. Dasselbe gilt auch für den antimuslimischen Rassismus, der neben dem Antifeminismus wohl das aktuell wichtigste Einfallstor der extremen Rechten in die Mitte darstellt. Sowohl Antifeminismus als auch antimuslimischer Rassismus erfüllen somit nicht zuletzt auch eine Brückenfunktion zwischen dem organisierten Rechtsextremismus und der Mitte der Gesellschaft. Dies zeigt sich in Österreich beispielsweise am jährlichen *Marsch für die Familie*, an dem neben christlichen Einzelpersonen und christlich(fundamentalistischen) Organisationen auch rechte und rechtsextreme Gruppierungen teilnehmen, die durch Mitglieder der *Identitären*, *Pegida* oder militante Väterrechtsorganisationen sowie durch (ehemalige) Parteipolitiker_innen von FPÖ, ÖVP sowie BZÖ vertreten sind.

Gender als Symbol gesellschaftlichen Wandels

Abschließend stellt sich die Frage nach Gründen und Erklärungsansätzen für das aktuelle Aufflammen und Erstarken antifeministischer Denkmuster. Auch dafür lassen sich in den aktuellen Auseinandersetzungen mit dem Phänomen Antifeminismus unterschiedliche Deutungsmuster finden, die im Kern in eine ähnliche Richtung zielen und Antifeminismus entweder als (Teil-)Reaktion auf gesellschaftlichen Wandel und/oder spürbar zunehmende politische, kulturelle und rechtliche Anerkennung vielfältiger Lebensweisen und Begehrensformen erklären. Im Zentrum stehen folglich vor allem durch Modernisierung und Liberalismus hervorgerufene gesellschaftliche Veränderungen, die u. a. oder vor allem auch das Geschlechterverhältnis betreffen und einerseits als Bedrohung für die vermeintlich natürliche Konstitution der Gesellschaft, anderer-

seits aber auch für den eigenen Lebensentwurf wahrgenommen werden und sich in weiterer Folge für Untergangsszenarien und Schüren von Ängsten anbieten. Schmincke spricht beispielsweise von „Antifeminismus als moderne[m] Krisensymptom“⁸⁴, Esther Kováts und Maari Pöim wiederum bestimmen ‚Gender‘ als „symbolischen Klebstoff“⁸⁵, über den rechte Gruppen und Parteien es vermögen, das Unbehagen vieler Menschen an neoliberalen Umstrukturierungen bzw. an westlichen, liberalen Demokratien ‚zusammenzukleben‘ und Christine Wimbauer, Mona Motakef und Julia Teschlade analysieren den Zusammenhang von ökonomischem Wandel und ‚Antigenderismus‘ als eine „Reaktion auf [die] Prekarisierung männlicher Privilegien“⁸⁶. Gender avanciert in diesen Vorstellungen zum Symbol dieses Wandels schlechthin und fungiert somit ‚als Chiffre für eine fehlgeleitete, dem ‚Volkkörper‘ schadende Entwicklung und ein ‚von oben‘ oktroyiertes Programm“⁸⁷. In diesem Sinne meint auch Schmincke:

Die Angst vor einem sozialen Wandel, vor der Globalisierung und Neoliberalismus, vor Veränderungen, ist häufig Voraussetzung für Ängste, die sich an Fragen zu Geschlecht und Sexualität manifestieren. Aber diese Ängste werden auch bewusst geschürt von jenen, die auf eine autoritäre Einrichtung der Gesellschaft setzen.⁸⁸

Wie bereits aufgezeigt wurde, richten sich antifeministische Politiken dabei oftmals nicht nur gegen Gleichstellungspolitik im engeren Sinne, sondern lassen sich mit einem breiten Spektrum weiterer Feindbilder kombinieren. Gerade die Debatten um ‚Gender-

84 Schmincke 2018: 33.

85 Kováts/Pöim 2015.

86 Wimbauer et al.: 44.

87 Ganz/Meißner 2015: 73.

88 Schmincke 2018: 33.

Ideologie‘ sind, wie Birgit Sauer, Edma Ajanovic und Stefanle Mayer aufzeigen, „in der Lage einen gegenhegemonialen Diskurs [...] zu etablieren“, in dem „auch homofeindliche, anti-intellektuelle, anti-muslimische und gegen die EU und die politische Elite gerichtete Argumente [...] einfließen“⁸⁹. In Ländern wie Polen, Ungarn oder Russland wird der gegen Gender gerichtete Antifeminismus zudem erfolgreich zur Verbreitung antiwestlicher und damit verbunden auch antiliberaler Haltungen eingesetzt.

Ein weiterer Grund für das Mobilisierungspotential antifeministischer Diskurse kann außerdem darin gefunden werden, dass einerseits die feministischen Errungenschaften und (rechtlichen) Verbesserungen der letzten Jahre und Jahrzehnte tatsächlich spürbar geworden sind. Andererseits besteht durch Konzepte wie „Sexualpädagogik der Vielfalt“ die Möglichkeit, sexistischen, homo- und trans*feindlichen Denkmustern vorzubeugen. In Aufruhr scheinen Antifeminist_innen jedoch vor allem deswegen zu sein, weil durch derartige Bestrebungen nicht nur dichotome Geschlechtervorstellungen ins Wanken geraten, sondern auch die traditionelle heteronormative, bürgerliche Kleinfamilie. Umso stärker werden daher, wie sich in der Analyse der Rhetoriken und ideologischen Fundamente des (rechten) Antifeminismus gezeigt hat, scheinbar ‚natürliche‘ Bestimmungen von Geschlecht und die Familie als ‚Keimzelle, Rückgrat und Leistungsträger‘ der Gesellschaft in Stellung gebracht, um vermeintlich natürliche Geschlechterordnungen und die damit verbundenen Privilegien, Geschlechterbilder und Machtansprüche zu verteidigen, aufrechtzuerhalten und abzusichern. Zusammenfassend kann das erneute Erstarken antifeministischer Politiken und Denkformen als „Versuch der Restabilisierung prekär gewordener Sicherheiten“⁹⁰ gedeutet werden.

89 Mayer et al. 2018: 38.

90 Hark/Villa 2015: 10.



Bibliografie⁹¹

- Achtelik, Kirsten (2018): *Für Föten und Werte. Die „Lebensschutz“-Bewegung in Deutschland*. In: Lang, Juliane / Peters, Ulrich (Hg.Innen) (2018): a. a. O., S. 117–138.
- Ainsworth, Claire (2015): *Sex Redefined: The Idea of Two Sexes Is Simplistic. Biologists Now Think There Is a Wider Spectrum Than That*. In: *Nature* 518 | S. 288–291.
- Balibar, Étienne (1991): *Is there a 'Neo-Racism'?* In: Ders. / Wallerstein, Immanuel (Hg.): *Race, Nation, Class: Ambiguous Identities*. London / New York: Verso, S. 17–28.
- Botsch, Gideon / Kopke, Christoph (2018): *Der „Volkstod“. Zur Kontinuität einer extrem rechten Paranoia*. In: Lang, Juliane / Peters, Ulrich (Hg. Innen): a. a. O., S. 63–90.
- 242 Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dies. (1995): *Körper von Gewicht*. Berlin: Berlin Verlag.
- Duden, Barbara (1993): *Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung*. In: *Feministische Studien* (2), S. 24–33.
- Engel, Jakob / Wodak, Ruth (2013): *'Calculated ambivalence' and Holocaust denial in Austria*. In: Wodak, Ruth / Richardson, John E. (Hg.Innen): *Analysing Fascist Discourse. European Fascism in Talk and Text*. New York u. a.: Routledge, S. 73–96.
- Frey, Regina / Gärtner, Marc / Köhnen, Manfred / Scheele, Sebastian (2014) (hg. v. d. Heinrich-Böll-Stiftung): *Gender, Wissenschaftlichkeit und Ideologie. Argumente im Streit um Geschlechterverhältnisse* (=Schriften des Gunda-Werner-Instituts Band 9), 2. Aufl. https://www.boell.de/sites/default/files/gender_wissenschaftlichkeit_ideologie_2.aufgabe.pdf.
- Ganz, Kathrin / Meßmer, Anna-Katharina (2015): *Anti-Genderismus im Internet. Digitale Öffentlichkeiten als Labor eines neuen Kulturkampfes*. In: Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene (Hg.innen): *Anti-Genderismus, Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript, S. 59–78.
- Goetz, Judith (2014): *(Re)Naturalisierungen der Geschlechterordnung. Anmerkungen zur Geschlechtsblindheit der (österreichischen) Rechtsextremismusforschung*. In: FIPU – Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (Hg.in) (2014): *Rechtsextremismus. Entwicklungen und Analysen – Band 1*. Wien: Mandelbaum-Verlag, S. 40–69.
- Goffman, Erving (1994): *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt am Main et al.: Campus-Verlag.
- Haraway, Donna (1988): *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. In: *Feminist Studies* 14 (3), S. 575–599.
- Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene (2015) (Hg.innen): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript.
- Herrmann, Steffen (2015): *Politischer Antagonismus und sprachliche Gewalt*. In: Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene (Hg.innen): a. a. O., S. 79–92.
- Heß, Ruth (2017): *Anti-Genderismus? Hintergründe und Konturen der aktuellen Front gegen „Gender“ – Erkundungen in einer (kirchen)politischen Kampfszone*. In: epd-Dokumentation 42/2017, S. 4–24.
- Kämpf, Katrin M. (2015): *Eine ‚Büchse der Pandora‘? Die Anrufung der Kategorie Pädophilie in aktuellen antifeministischen und antiqueren Krisen-Diskursen*. In: Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene (Hg.innen): a. a. O., S. 109–128.
- Kemper, Andreas (2012) (Hg.): *Die Maskulisten. Organisierter Antifeminismus im deutschsprachigen Raum*. Münster: Unrast Verlag.
- Ders. (2011): *frjechte Kerle. Zur Kumpanei der MännerRECHTSbewegung*. Münster: Unrast Verlag.
- Kováts, Eszter / Pöim, Maari (2015) (Hg.innen): *Gender as symbolic glue. The Position and Role of Conservative and Far Right Parties in the Anti-Gender Mobilizations in Europe*. Budapest: FEPS/Friedrich-Ebert-Stiftung. <https://library.fes.de/pdf-files/bueros/budapest/11382.pdf>.
- Kuhar, Roman (2015): *Playing with science: Sexual citizenship and the Roman Catholic Church counter-narratives in Slovenia and Croatia*. In: *Women's Studies International Forum*, 49, S. 84–92.
- Kuhn, Thomas S. (1979): *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago: University of Chicago Press.
- Lang, Juliane (2015a): *Familienpopulismus und Antifeminismus als Kitt zwischen extremer Rechter und ‚Mitte der Gesellschaft‘: Kongress „Respekt statt Resentiment. Strategien gegen Homo- und Transphobie“ der Fachstelle Gender und Rechtsextremismus der Amadeu Antonio Stiftung und Lesben- und Schwulenverband (LSVD), 10.06.2015, Berlin*. <https://www.>

91 Alle hier angeführten Internetquellen wurden am 20.11.2018 zum letzten Mal eingesehen.

- lsvd.de/fileadmin/pics/Bilder/Veranstaltungen/Kongress/PDF_Dateien/LSVD_2015_Beitrag_von_Juliane_Lang.pdf.
- Dies. (2015b): *Familie und Vaterland in der Krise. Der extrem rechte Diskurs um Gender*. In: Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene (Hg.innen): a. a. O., S. 167–182.
- Dies. / Peters, Ulrich (2018) (Hg.Innen): *Antifeminismus in Bewegung. Aktuelle Debatten um Geschlecht und sexuelle Vielfalt*. Hamburg: Marta Press.
- Laqueur, Thomas (1992): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt am Main / New York: Campus.
- Laumann, Vivien / Debus, Katharina (2018): „Frühsexualisierung“ und „Umerziehung“? Pädagogisches Handeln in Zeiten antifeministischer Organisations und Stimmungsmache. In: Lang, Juliane / Peters, Ulrich (Hg.Innen): a. a. O., S. 275–302.
- Marschütz, Gerhard (2014): *Trojanisches Pferd Gender? Theologische Anmerkungen zur jüngeren Genderdebatte im katholischen Bereich*. In: Schlögel, Kerstin / Prüller-Jagenteufel, Gunter M. (Hg.Innen): *Aus Liebe zu Gott – im Dienst an den Menschen: Spirituelle, pastorale und ökumenische Dimensionen der Moralthologie*. Münster: Lit Verlag, S. 431–454.
- Mayer, Stefanie / Sauer, Birgit (2017): *“Gender ideology” in Austria: Coalitions around an empty signifier*. In: Kuhar, Roman / Paternotte, David (Hg.): *Anti-Gender Campaigns in Europe. Mobilizing Against Equality*. London / New York: Rowman & Littlefield, S. 23–40.
- Dies. (2017a): *“... queer as in ‘fuck you’”. Anti-Genderismus und die queer-feministische Herausforderung*. In: ARIADNE. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte, 71, S. 54–61.
- Mayer, Stefanie / Ajanovic, Edma / Sauer, Birgit (2018): *Kampfbegriff, Gender-Ideologie’. Zur Anatomie eines diskursiven Knotens. Das Beispiel Österreich*. In: Lang, Juliane / Peters, Ulrich (Hg.innen): a. a. O., S. 37–62.
- Paternotte, David (2015): *Blessing the Crowds. Catholic Mobilisations against Gender in Europe*. In: Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene (Hg.innen): a. a. O., S. 129–147.
- Paternotte, David / Kuhar, Roman (2017): *“Gender ideology” in movement: Introduction*. In: Kuhar, Roman / Paternotte, David (Hg.): a. a. O., S. 1–22.
- Planert, Ute (1998): *Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Sanders, Eike / Achtelik, Kirsten / Jentsch, Ulli (2018): *Kulturkampf und Gewissen. Medizinethische Strategien der „Lebenschutz“-Bewegung*. Berlin: Verbrecher Verlag.

Scambor, Elli / Jauk, Daniela (2018): *„Mander es isch Zeit.“ Antifeministische Positionen im österreichischen Männerrechtsdiskurs*. In: Lang, Juliane / Peters, Ulrich (Hg.Innen): a. a. O., S. 159–188.

Scheele, Sebastian (2015): *Das trojanische Zombie-Pferd – Fünf Thesen zu einer diskursiven Verschiebung im organisierten Antifeminismus*. In: Burschel, Friedrich (Hg.): *Aufstand der ‚Wutbürger‘ – AfD, Christlicher Fundamentalismus, Pegida und ihre gefährlichen Netzwerke. Dokumentation des Gesprächskreises Rechts zu den Treffen in Halle und Rostock*, Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung, https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/rls_papers/Papers_GK-Rechts.pdf. S. 32–46.

Ders. (2016): *Von Antifeminismus zu „Anti-Genderismus“? Eine diskursive Verschiebung und ihre Hintergründe*. Tagung „Gegner*innenaufklärung – Informationen und Analysen zu Anti-Feminismus“, Gunda-Werner-Institut in der Heinrich-Böll-Stiftung, 31.05.2016, Berlin. https://www.gwi-boell.de/sites/default/files/uploads/2016/08/scheele_diskursive_verschiebung_antifeminismus.pdf. 245

Schenk, Herrad (1992): *Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland*. München: Beck-Verlag.

Schmincke, Imke (2018): *Frauenfeindlich, sexistisch, antifeministisch? Begriffe und Phänomene bis zum aktuellen Antigenderismus*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 17, S. 28–33.

Schulz, Claudia / Bartz, Angelina (2017): *Genderfragen und ihre Verunglimpfung. Kirchliche Positionierungen und Handlungen als Gegenstand von Hate Speech*. In: ARIADNE. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte, 71, S. 46–53.

Siri, Jasmin (2015): *Paradoxien konservativen Protests. Das Beispiel der Bewegung gegen Gleichstellung in der BRD*. In: Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene (Hg.innen): a. a. O., S. 239–256.

Stambolis-Ruhstorfer, Michael / Tricou, Josselin (2017): *Resisting gender theory in France: A fulcrum for religious action in a secular society*. In: Kuhar, Roman / Paternotte, David (Hg.): *Anti-Gender Campaigns in Europe. Mobilizing Against Equality*. London / New York: Rowman & Littlefield, S. 79–98.

- Tridelfbaum, Lucius (2014): *Obdachlosenhass und BettlerInnenfeindlichkeit in Österreich*. In: FIPU – Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (Hg.in): *Rechtsextremismus. Entwicklungen und Analysen* – Band 1. Wien: Mandelbaum, S. 170–197.
- Voss, Heinz-Jürgen (2018): *Geschlecht*, 4. Aufl. Stuttgart: Schmetterling.
- Wimbauer, Christine / Motakef, Mona / Teschlade, Julia (2015): *Prekäre Selbstverständlichkeiten. Neun prekarisierungstheoretische Thesen zu Diskursen gegen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung*. In: Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene (Hg.innen): a. a. O., S. 41–58.
- Quellen**
- Bieberstein, Johannes Rogalla von (2015): *Schwulenkult und feministischer Geschlechterkampf. Wie der „sex-positive“ Geschlechterkrieg Kirche und Gesellschaft verändert*. Graz: Ares.
- FPÖ (2013): *Handbuch freier Politik. Ein Leitfaden für Führungsfunktionäre und Mandatsträger der Freiheitlichen Partei Österreichs*. 4. Aufl. Wien: FPÖ Bildungsinstitut.
- Günther, Christian / Reichel, Werner (Hg.) (2015): *Genderismus(s). Der Masterplan für die geschlechtslose Gesellschaft*. Wien: Frank & Frei.
- Kelle, Birgit (2013): *Dann mach doch die Bluse zu*. Asslar: adeo Verlag.
- Dies. (2015): *Gender Gaga. Wie eine absurde Ideologie unseren Alltag erobern will*. Asslar: adeo Verlag.
- Dies. (2017): *Muttertier. Eine Ansage*. Basel: Fontis Verlag.
- Kirche in Not (o. J.): *Gender-Ideologie. Ein Leitfaden*. Wien: Eigenverlag.
- Kuby, Gabriele (1998): *Mein Weg zu Maria – Von der Kraft lebendigen Glaubens*. München: Goldmann.
- Dies. (2006): *Gender-Revolution – Relativismus in Aktion*. Kissleg: fe-medienverlag.
- Dies. (2007): *Verstaatlichung der Erziehung: Auf dem Weg zum neuen Gender-Menschen*. Kissleg: fe-medienverlag.
- Dies. (2012): *Die globale sexuelle Revolution – Zerstörung der Freiheit im Namen der Freiheit*. Kissleg: fe-medienverlag.
- Dies. (2014): *Gender. Eine Ideologie zerstört die Familie*. Kissleg: fe-medienverlag.
- Kutschera, Ulrich (2016): *Das Gender-Paradoxon. Mann und Frau als evolvierte Menschen-Typen*. Münster: Lit Verlag.

- Nagel, Georg Immanuel (2015): *Gender-Umerziehung. Links-grüne Kindersex-Pädagogik wird politisch gegen alle Widerstände durchgepuscht*. In: *Zeit* 21–22 (22.05.–04.06.2015), S. 52f.
- Wheary, Dale (1997): *The Gender Agenda. Redefining Equality*. Lafayette/LA: Vital Issues Press.
- Österreichischer Rat für die Familie (2000): *Ehe, Familie und „faktische Lebensgemeinschaften“*. http://www.vatican.va/roman_curia/pontifical_councils/family/documents/rc_pc_family_doc_20001109_de-facto-unions_pp.html (Zugriff am 11.07.2018)
- Österreichischer Rat für die Familie (2007): *Lexikon Familie. Mehrdeutige und umstrittene Begriffe zu Familie, Leben und ethischen Fragen*. Paderborn et al.: Schöningh.
- Pekarek, Edith (2011): *GENDER MAINSTREAMING – Der Generalangriff auf die christliche Kultur*. <http://schreibfreiheit.eu/2011/08/09/gender-mainstreaming-der-generalangriff-auf-die-christliche-kultur/> (Zugriff am 26.06.2018).
- Pirinçci, Akif (2014): *Deutschland von Sinnen. Der irre Kult um Frauen, Homosexuelle und Zuwanderer*. Waltrop: Manuscriptum.
- Ders. (2015): *Die große Verschwulung. Wenn aus Männern Frauen werden und aus Frauen keine Männer*. Waltrop/Leipzig: Manuscriptum.
- Reichel, Wener (2015): *Der Genderismus und seine Opfer*. In: Günther, Christian / ders. (Hg.): a. a. O. S. 99–128.
- Ders. (Hg.) (2014): *Das Phänomen Conchita Wurst. Ein Hype und seine politischen Dimensionen*. o. O.: Edition Aecht
- Rosenkranz, Barbara (2008): *MenschInnen. Gender Mainstreaming. Auf dem Weg zum geschlechtslosen Menschen*. Graz: Ares.
- Unterberger, Andreas (2015). *Die Männer: verunsichert, feige und perspektivenarm*. In: Günther, Christian / Reichel, Werner (Hg.): a. a. O. S. 145–160.
- Zastrow, Volker (2006): *Gender. Politische Geschlechtsumwandlung*. Waltrop: Manuscriptum.
- Zeit, Christian (2015): *Conchita, Islam und die Homosexualisierung der Gesellschaft*, <http://www.andreas-unterberger.at/2015/06/conchita-islam-und-die-homosexualisierung-der-gesellschaft> (Zugriff am 28.06.2018).

Männlichkeitskonstruktionen der Identitären Bewegung Österreich



MANUEL MAYRL

Zusammenfassung

Seit ihrer Entstehung im Jahr 2012 schaffte die rechtsextreme Identitäre Bewegung Österreich in bemerkenswerter Häufigkeit den Sprung in die mediale Berichterstattung. Dennoch ist die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dieser Gruppierung bzw. eine Analyse der Bedingungen für ihren Erfolg bislang bestenfalls überschaubar. Vor allem eine geschlechterreflektierte Untersuchung der Identitären Bewegung blieb bisher fast gänzlich ausgespart. Dabei vermag gerade eine eingehende Betrachtung der Männlichkeitskonstruktionen in der Kommunikation dieser Organisation Antworten auf die Frage nach den Identifikationsangeboten und damit der Anschlussfähigkeit des darüber kolportierten Gedankengutes zu geben. Unter Rückgriff auf die Arbeiten von Connell, Bourdieu und Meuser werden in diesem Beitrag eben jene Identifikationsangebote aufgedeckt und in Bezug zu neokapitalistischen Funktionsweisen gesetzt. Dies ermöglicht ein grundlegendes Verständnis des fruchtbaren Zusammenwirkens ökonomischer Bedingungen und den Identifikationsangeboten hegemonialer Männlichkeit der Identitären Bewegung Österreich und trägt so zur Erklärung ihres Erfolges bei.

Schlüsselwörter: *Rechtsextremismus, Identitäre Bewegung, Männlichkeit, Geschlecht, Politik*

Summary

Constructions of masculinities of the Identitarian Movement Austria

Ever since the upcoming of the right-wing extremist Identitarian Movement Austria in 2012 they managed to gain a notable amount of media coverage. However, scientific research regarding this specific political group and analyses of the conditions of its success is still lacking. Especially a genderreflective study has not been done yet. This is surprising as detailed considerations on the construction of masculinities in the organisations communication is able to deepen our understanding of the offered possibilities for identification. Moreover, this adds on a more differentiated knowledge of the organisations connectivity and its ideology. Recurring on Connell, Bourdieu and Meuser these very possibilities for identification are identified and related to neocapitalistic mechanics. Thus, a profound understanding of the productive interaction of economic conditions and the possibilities for identification offered by the Identitarian Movements construction of hegemonic masculinity can be elaborated and adds to an explanation for their success.

Keywords: *right-wing extremism, identitarian movement, masculinity, gender, politics*

1. Einleitung

»Jung, hip, rechtsextrem«, so titelte kürzlich die Tageszeitung Hannoversche Allgemeine einen Artikel über die Identitäre Bewegung in dem sowohl die Verquickung mit etablierten Parteien wie AfD und NPD aufgezeigt wird, als auch die Strategien der Organisation beleuchtet werden (Köpke/Sternberg 2016). Auch in Österreich formierte sich spätestens ab Herbst 2012 eine Gruppierung, die sich der Identitären Bewegung zugehörig fühlt. Seitdem fällt die Identitäre Bewegung Österreich (IBÖ) vor allem mit ihrem jugendlichem Aktionismus und ihrer referenziellen Popkultur auf (Bruns et al. 2016). Diese Kombination bildet die Grundlage für den großen Zulauf zu jener Gruppierung, die vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes als »rechtsextreme Jugendorganisation mit vielfältigen faschistischen Anklängen« (DÖW o.J.) charakterisiert wird. Während ersteres ihr regelmäßig den Sprung in die Medienberichterstattung

ermöglicht¹, gewährleistet das jugendliche Auftreten und die zahlreichen Entlehnungen popkultureller Elemente² eine vermeintliche Distanz zur »muffige[n] alte[n] NS-Zeit« (Köpke/Sternberg 2016). In Anlehnung an Gramscis Überlegungen zur kulturellen Hegemonie und den Beobachtungen der Erfolge der 68er Bewegung zielt die Identitäre Bewegung auf eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung ab. Das jüngste Beispiel dafür ist die sogenannte »Defend Europe« Kampagne, bei der mittels Crowdfunding Geld gesammelt und schließlich im Juli 2017 ein Schiff gechartert wurde. Vorgebliches Ziel dieser maßgeblich von Vertretern der Identitären Bewegung initiierten Aktion war das Stören der Rettungsmissionen von NGOs, bei ihren Versuchen flüchtende Menschen im Mittelmeer zu retten (Jakob 2017). Vor allem ging es aber um eine Delegitimierung humanitärer NGOs. Dieser Strategiewechsel führte zu einer raschen Etablierung neuer Strukturen in diversen europäischen Ländern und »bindet auch bisher nicht politisch aktiv gewordene Sympathisant_innen mit ein« (Bruns et al. 2016, S. 98). Eine intensive Auseinandersetzung mit dieser relativ jungen und bislang wenig beleuchteten Organisation ist folglich nicht nur für den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn erforderlich, sondern auch für eine konsequente politische Aufklärungsarbeit über neue Formen des Rechtsextremismus unerlässlich. Die Verortung der Identitären Bewegung als rechtsextrem begründet sich zum einem in ihrer völkischen Ausrichtung, die trotz »neuer Fassade« dennoch »mit altem Rassismus« (Sieber 2016, S. 373) daherkommt und in der Tatsache, dass ihre Führungsriege als Sammelbecken für Burschenschafter und Neonazis angesehen werden kann (Bruns et al. 2016). Wie im Verlauf dieser Arbeit aufgezeigt werden wird verfolgen sie darüber hinaus auch in Bezug auf Geschlechter eine Ideologie der Ungleichheit, ein weiteres Charakteristikum rechtsextremer Ideologie (Holzer 1994).

Der bisherige Forschungsstand zur Identitären Bewegung (IB) ist, vorsichtig ausgedrückt, überschaubar. Bis vor kurzem bestand die Auseinandersetzung mit der IB vor allem aus medialen Randbemerkungen und den Recherchearbeiten diverser antifaschistischer Gruppierung. Eine erste umfangreiche Untersuchung lieferten Bruns et al. 2014 in ihrem Buch »Die Identitären: Handbuch zur Jugendbewegung der Neuen Rechten in Europa«. Der Fokus richtete sich dabei vor allem auf deren Ideologie, ihre Aktionsformen und das Netzwerk recht(sextrem)er Protagonist_innen in dem sie sich verorten lassen. Auch die weiteren

Arbeiten die sich zu den Identitären finden lassen kamen kaum über eine Analyse dieser drei Bereiche hinaus (Kuschel 2013; Hentges et al. 2014; Kökgiran/Nottbohm 2014; Virchow 2015; Bruns et al. 2016; Sieber 2016). So blieb etwa auch eine eingehende Auseinandersetzung mit den Geschlechter- bzw. den Männlichkeitskonstruktionen der Identitären Bewegung bisher weitgehend vernachlässigt. Dies ist insofern wenig verwunderlich, als überhaupt erst in den letzten Jahren Untersuchungen über rechtsextreme Männer und deren Männlichkeitskonstruktionen zunehmend in den Fokus gerieten (Theweleit 1987, 2015; Weber 2001; Geden 2004; Claus et al. 2010; Birsl 2011; Radvan 2013). Anhand einer Analyse der medial inszenierten Männlichkeitskonstruktionen der Identitären Bewegung Österreich und ihrer Kontextualisierung in aktuelle ökonomische Verhältnisse möchte die vorliegende Arbeit die Kenntnisse über diese Gruppierung und ihre Erfolgsfaktoren erweitern. Dabei soll im speziellen das Identifikationsangebot das sie mittels ihrer Konstruktion von Männlichkeiten bereitstellen aufgezeigt werden. Dadurch lässt sich ein tiefergehendes Verständnis über die Anschlussfähigkeit an das von der IB kolportierte rechtsextreme Gedankengut gewinnen.

Als theoretische Bezugspunkte für die Untersuchung von Männlichkeitskonstruktionen der IBÖ, sollen vor allem die Arbeiten von Raewyn Connell, Pierre Bourdieu und Michael Meuser dienen. Diese werden im nächsten Kapitel kurz skizziert, um darauf aufbauend in Kapitel 3 die spezifischen Männlichkeitskonstruktionen zu analysieren. Anschließend folgt eine Kontextualisierung jener aufgedeckten Männlichkeiten innerhalb von Bourdieus Konzept der »ersten Spiele des Wettbewerbs« (1997, S. 203). Mithilfe eines konkreten Beispiels kann so aufgezeigt werden, wie das über Männlichkeitskonstruktion vermittelte Identifikationsangebot der Identitären im Konkreten funktioniert. Zum Abschluss folgt noch eine Skizzierung jener aktuellen ökonomischen und sozialen Verhältnisse, welche die Attraktivität dieses Identifikationsangebots zu beeinflussen bzw. zu erklären vermögen.

2. Männlichkeitsforschung

Im weiteren Teil der Arbeit wird von Männlichkeit(en) die Rede sein. Die Pluralform impliziert, dass es mehrere voneinander unterscheidbare Formen gibt. Unter Männlichkeit(en) wird in dieser Arbeit nicht eine biologische Determination, sondern eine »in sozialer Interaktion - zwischen Männern und Frauen und

von Männern untereinander - (re-)produzierte und in Institutionen verfestigte Handlungspraxis« (Meuser 2010, S. 122) verstanden. Männlichkeit(en) sind durch soziale Normen, Machtverhältnisse und Diskurse geformt, wodurch es in unterschiedlichen sozialen Kontexten zu unterschiedlichen, durchaus auch sich ändernden, Konstruktionen von Männlichkeit kommen kann (Loos 1999). Es reiche aber nicht die »Mannigfaltigkeit von Männlichkeitsformen zu erkennen«, sondern es müsse erkannt werden, dass es dabei immer auch um dessen Relationalität nicht nur zur Kategorie Weiblichkeit, sondern auch »zwischen den verschiedenen Arten von Männlichkeit« gehe, betont Connell (2006, S. 56) in ihrer Arbeit. Dabei spielen Praxen wie »ein- oder ausschließen, einschüchtern, ausbeuten und so weiter« (Connell 2006, S. 56) eine zentrale Rolle und produzieren verschiedene Formen von Männlichkeit: hegemonial, komplizenhaft, untergeordnet und marginalisiert.

An dieser Stelle soll eine kurze Übersicht über die vier von Connell (2006) benannten Relationen von Männlichkeiten gegeben werden. Die erste Form, auf die eingegangen werden soll, ist die »hegemoniale Männlichkeit«. Hierbei handelt es sich um jenes Bündel an geschlechtsbezogenen Praxen, welche »die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet« (S. 130) und zu einer bestimmten Zeit erfolgreich Anspruch auf Autorität erhebt. Autorität drückt sich dabei nicht zwangsläufig (ver)mittels Gewalt oder Macht aus, sondern kann auch von Vorbildern oder sogar Phantasiegestalten wie Filmfiguren verkörpert werden. »[H]egemoniale Männlichkeit ist die Orientierungsfolie des *doing masculinity*« (Meuser 2010, S. 126). Obwohl nur wenige Männer den jeweils geltenden normativen Ansprüchen der hegemonialen Männlichkeit entsprechen, profitieren fast alle von der durch sie generierten »*patriarchalen Dividende*« (Connell 2006, S. 100). Um die Profiteure dieser Dividende, die selbst nicht die hegemoniale Relation verkörpern (können) konzeptuell fassen zu können, führt Connell die »komplizenhafte Männlichkeit« ein. Diese Gruppe stellt laut Meuser (2010, S. 126) vermutlich den Regelfall dar und zeichnet sich durch ihre, nicht notwendigerweise intentionale, Unterstützung für die hegemoniale Männlichkeit aus (etwa durch eine stillschweigende Anerkennung der »Spielregeln«). »Untergeordnete Männlichkeit« lässt sich wohl am besten am Beispiel von homosexuellen Männern illustrieren. Mithilfe einer Vielzahl von politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Praktiken geraten schwule Männer »an das unterste Ende der

männlichen Geschlechterhierarchie« (Connell 2006, S. 99). Dass auf vielen Schulhöfen »schwul« als Schimpfwort dient illustriert diese Hierarchisierung. Auffallend ist, dass vor allem Schimpfworte, die eine symbolische Nähe zum Weiblichen aufweisen zur Konstitution untergeordneter Männlichkeit beitragen. Einer intersektionalen Betrachtung folgend, berücksichtigt Connell (2006, S. 102) auch die »Beziehung zwischen Männlichkeiten dominanter und untergeordneter Klassen oder ethnischer Gruppen« und beschreibt dazu eine »marginalisierte Männlichkeit«. Als Beispiel wird ein erfolgreicher schwarzer Sportler angeführt der zwar hegemoniale Männlichkeit verkörpern kann, dessen Ruhm allerdings nicht auf andere schwarze Männer strahlt und ihnen nicht zu einem größeren Maß an Autorität verhilft (Connell 2006, S. 102).

Unter Rückgriff auf Bourdieus *ernste Spiele des Wettbewerbs*, entwickelte Michael Meuser das Konzept hegemonialer Männlichkeit weiter. Demzufolge ist »das zentrale Moment in der Konstruktion von Männlichkeit« die »Konkurrenz unter Männern« (Stückler 2011, S. 1). In homosozialen Feldern wird der Wettbewerb mimetisch erlernt und konstituiert eine kompetitive Struktur von Männlichkeit. Im folgenden Kapitel werden nun die oben skizzierten connell'schen Relationen der Geschlechterordnung in der Inszenierung der Identitären Bewegung Österreich aufgezeigt. Darauf aufbauend werden sie in Bezug zu Bourdieus *ersten Spielen des Wettbewerbs* gesetzt, um anhand eines Beispiels das Identifikationsangebot hegemonialer Männlichkeit der IBÖ aufzuzeigen.

3. Männlichkeitskonstruktionen der Identitären Bewegung Österreich

3.1 Weiblichkeit

Männlichkeit existiert nach Connell (2006, S. 93) nur in Relation und Abgrenzung zu Weiblichkeit. Erst durch die gegenseitige Bezugnahme erlangen sie Bedeutung. Daher wäre jede Untersuchung zu Männlichkeiten unvollständig, wenn sie nicht auch das Verhältnis zu Weiblichkeit darstellt.

Rechtsextremismus folgt einer Ideologie der Ungleichheit und einem als natürlich angenommenen heteronormativen Geschlechterverhältnis (Goetz 2014). Dass die Identitäre Bewegung Österreich diese Auffassung teilt, beschreibt Martin Sellner (2014) – Leiter der IBÖ – ausführlich in ca. 18 Minuten auf seinem

Vlog³. Er beschreibt, dass obwohl sich Geschlechterrollen geschichtlich immer wieder im Wandel befunden haben, die geschlechtliche Identität dennoch keine reine soziale Konstruktion sei und eine natürliche Polarität zwischen Mann und Frau existiere. Hier kann angenommen werden, dass er die, in der feministischen Theorie verbreitete Auffassung einer sex/gender Unterscheidung aufgreift. In der Tat spricht er über das biologische Geschlecht und dessen »Essenz«, nämlich der gegenseitigen Anziehung von Mann und Frau und der Möglichkeit Kinder zu zeugen. In der weiteren Argumentation konterkariert er allerdings diese Unterscheidung. Er spricht davon, dass in fast allen Sprachen, abgesehen von der deutschen, Sonne einen männlichen und Mond einen weiblichen Artikel haben, weil dies dem jeweiligen – männlichen bzw. weiblichen – Prinzip entspreche. Diesem Prinzip werden dann eine Reihe von Attribute zugeschrieben. So sei das Männliche aktiv, ausstrahlend, aber auch zerstörerisch und gefährlich. Das Weibliche hingegen sei empfangend, ruhig, gelassen und harmonisch-ausgeglichen. Diese Zuschreibungen werden dann auf die Menschen übertragen, indem eine gegenseitige Abhängigkeit und Ergänzung postuliert wird, die schließlich das Leben erzeuge. Diese Essentialisierung widerspricht selbstverständlich dem Grundgedanken der sex/gender Unterscheidung und reduziert das Verständnis vom Geschlechterverhältnis erneut auf ein heteronormatives. Das hier postulierte biologische Geschlecht, so wird mit einer mystisch anmutenden Analogie behauptet, impliziere also unterschiedliche Charaktereigenschaften und Interessen.

Die Attribute mit denen Sellner Weiblichkeit beschreibt, drücken alle eine Passivität aus, die der männlichen Aktivität gegenüberstehen. Aus dieser Haltung heraus lässt sich auch der zutage tretende Paternalismus erklären, der den »Schützt unsere Frauen«-Aktionen⁴ der IBÖ inhärent ist (Identitäre Bewegung Österreich 2016). Es liegt - in dieser Betrachtung - in der Aufgabe der Männer für den Schutz der Frauen zu sorgen. Frauen werden auf eine Opferrolle reduziert und ihnen jegliche Handlungsmacht abgesprochen. Bemerkenswert ist in dieser Formulierung auch die Verwendung des Possessivpronomens »unserer«. Dadurch wird implizit ein Besitzanspruch gegenüber den angesprochenen Frauen geltend gemacht. Außerdem beschwört es das konstruierte Wir-Kollektiv, gegen die als Bedrohung dargestellten »Anderen« Stellung zu beziehen. Nach Connell (2006, S. 94) verstehe ich diese Form der Entmachtung als Absicherung männlicher Hegemonie auf der Ebene der Machtbeziehungen. Als ein weiterer Akt der Absi-

cherung, auf Ebene der symbolisch-kulturellen Repräsentation der Geschlechter, kann die Verweigerung der sprachlichen Inklusion von Frauen, durch die Nichtverwendung von geschlechtergerechter Sprache verstanden werden (Möller 2010).

Die Identitäre Bewegung Österreich geht also von einem dichotomen und komplementären Geschlechterverhältnis (Heteronormativität) aus, in welchem sie unterschiedliche Charaktereigenschaften und Interessen begründet sieht. Die Hierarchisierung der Geschlechter wird deutlich, wenn ein genauerer Blick auf die Machtverteilung innerhalb der Organisation, die verwendete Sprache und Darstellungen geworfen wird.

3.2 Hegemoniale Männlichkeit

« Lasst euch nicht unterkriegen! Die momentane Situation, in der sich Europa und Österreich befinden, mag aussichtslos erscheinen, doch im Angesicht der bewegten Geschichte unseres Kontinents darf man nicht resignieren. Die Geschichte wurde immer durch jene geprägt, die selbst im Angesicht einer nahezu sicheren Niederlage nicht wichen und weiterkämpften. Wir haben zwei Türkenbelagerungen und die Gräueltaten zweier Weltkriege durchlebt, doch in seiner Seele ist sich Österreich immer treu geblieben. Es braucht Menschen, die für den Erhalt dieses Charakters aufstehen und den Protest von der Wahlurne auf die Straße bringen. Österreich, wir schaffen das!« (IBÖsterreich 2016)

Dieses Zitat beinhaltet bereits viele Elemente und Zuschreibungen, welche in der Identitären Bewegung Österreich für die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit essentiell sind. Im ersten Satz wird bereits der heroische Abwehrkampf beschworen, der sich wie ein roter Faden durch die Kommunikation der Identitären zieht. Bilder von (Film-)Held_innen – meist männlich – wie Han Solo, Wickie oder Asterix, die in scheinbar ausweglosen Situationen immer noch das Ruder herumreißen und die zahlreichen Anspielungen auf den Film *300*, die vor allem kämpferische Inhalte transportieren - das Lambda Logo, welches auf den Schilden prangte, die Abbildung von Leonidas und dessen silbernem Helm - tragen durchgehend zur Inszenierung dieses Abwehrkampfes gegen diverse

konstruierte Bedrohungen bei. Dabei präsentieren sie sich als tapfere Minderheit, die sich traut gegen ›Wirtschaftsbosse‹ oder ›korrupte EU Eliten‹ aufzubegehren, tabubrecherisch die Dinge beim Namen zu nennen und aktiv für die Bewahrung einer, nicht näher ausgeführten ethnisch-kulturellen Identität, einzustehen. Es handelt sich um heterosexuelle, ›weiße‹, christlich-geprägte Männer, die mit vermeintlich rationalen Argumenten, im Gegensatz zu den politischen Gegner_innen, danach streben, in eine Machtposition⁵ zu kommen, in der sie die demokratische Willensbildung und das Wahlverhalten (IBÖsterreich, o.J.a) beeinflussen können. Dabei wird bedauert, dass es keine ›echten‹ Männer mehr gebe, da diese immer ›femininer‹ und ›zarter‹ würden (Sellner 2014). Sei doch gerade die heutige Jugend die letzte Generation, die ihr Schicksal noch selbst in die Hand nehmen könne.

Wichtig ist zu erkennen, dass im Unterschied zum »klassischen« Rechtsextremismus, nicht Gewalt und physische Stärke im Mittelpunkt der Selbstinszenierung von Männlichkeit steht (Virchow 2010), sondern vorgeblich friedlicher Aktivismus und vermeintlich rationale Argumentation. Obwohl es durchaus auch zu gewalttätigen Handlungen von Seiten der Identitären bei Demonstrationen kommt und Schulungen in Kampfsportarten angeboten werden, wird dies in ihrer Kommunikation ausgeblendet. Die Inszenierung des ›echten Mannes‹ durch die IB unterscheidet sich also vom ›soldatischen Mann‹ wie ihn Theweleit (1987) in seinem vielbeachteten Werk »Männerphantasien« ausführt. Es soll gerade nicht durch Gewalt Macht gezeigt, Anhänger rekrutiert und Nicht-Anhänger verschreckt werden (Theweleit 2015, S. 58). Anstatt in Kampfpose oder mit freiem Oberkörper, präsentieren sich die Köpfe der Identitären Bewegung Österreich mit dem Mikrofon in der Hand (IBÖsterreich o.J.b). »Von der Idee in die Tat« (Identitäre Bewegung Österreich 2012). Dass diese Taten bzw. der Aktivismus der IBÖ von Zurschaustellung von Tapferkeit wie dem Klettern auf Häuserdächer oder dem Eindringen in Räume der politischen Gegner_innen geprägt ist, hängt zum einen mit dem erhöhten Aufmerksamkeitspotential, zum anderen mit der Konstruktion einer aktiven und mutigen Männlichkeit zusammen. In Kapitel 4 wird auf den Zusammenhang eines solchen Risikoverhaltens und der Struktur kompetitiver Männlichkeitskonstruktion näher eingegangen.

Hegemoniale Männlichkeit in der Identitären Bewegung Österreich konstruiert sich also vornehmlich, mittels einer vermeintlichen Vernunftfähigkeit bzw. Rationalität und risikohaften Aktivismus.

3.3 Komplizenhafte Männlichkeit

Die komplizenhafte Männlichkeit ist die am unpräzisesten formulierte Form bei Connell. Demnach handelt es sich um all jene, die zwar nicht dem Ideal hegemonialer Männlichkeit entsprechen, aber dennoch von dessen Hegemonie profitieren. Ausgehend von dem zuvor ausgeführten Ideal hegemonialer Männlichkeit in der Identitären Bewegung Österreich, können all jene als komplizenhaft angesehen werden, die in deren Konstruktion einer ethnisch-kulturellen Identität in das Wir-Kollektiv eingeschlossen werden. Darunter fallen einerseits eher passiv agierende Mitdemonstrierende auf den Demos der Identitären sowie auch Menschen, die Social Media Inhalte der Identitären teilen/ liken/ positiv bezugnehmend kommentieren und die Gruppierung dadurch affirmieren bzw. legitimieren. Andererseits fallen hierunter auch bislang komplett Unbeteiligte, die sich abwartend bzw. neutral gegenüber den Identitären verhalten. Da sie in der Konstruktion der IBÖ als Teil des Wir-Kollektiv betrachtet werden, würden nämlich auch sie von der neuen Hegemonie profitieren und an der *patriarchalen Dividende* teilhaben.

3.4 Untergeordnete Männlichkeit

Der hegemonialen Männlichkeit steht die untergeordnete quasi diametral gegenüber, so werden letztere aus dem Kreis der Legitimierten ausgeschlossen. Häufig ist dies bei Homosexualität der Fall. Obwohl scheinbar keine explizite Auseinandersetzung der IBÖ mit Homosexualität stattfindet, lässt sich anhand ihrer allgemeinen Haltung zum Geschlechterverhältnis die Annahme treffen, dass homosexuelle Männer untergeordnet werden. Dies begründet sich zum einen durch das heteronormative Weltbild, das die IBÖ vertritt, welches per definitionem heterosexuelles Begehren als naturgegebene und unveränderbare Grundlage hat. So behauptet Martin Sellner (2014) in einem seiner Vlog-Beiträge, dass die »Essenz« der »Polarität von Mann und Frau« die Zeugung von Nachkommen sei und sie einander ergänzen, denn »das Eine ohne das Andere ist nichts«. Diese Beschreibung schließt Homosexualität sehr deutlich aus und grenzt es damit vom ver-

meintlich Natürlichen und »Wunderschönen« aus. Die Bedeutung sexuellen Begehrens zur Strukturierung des sozialen Geschlechts bezeichnet Connell als Kathexis.

Wesentlich deutlicher als homosexuelle Männer werden von den Identitären politisch links verortete Männer untergeordnet. Eine Reihe von Neologismen wie »Gutmensch«, »Multikultis« und »Asylwahn« sollen die Botschaft vermitteln, dass linke Politik bzw. deren Entscheidungsträger_innen und Unterstützer_innen maßlos naiv und ideologisch verblendet seien. Der Begriff »Asylwahn« impliziert darüber hinaus ein pathologisches Problem aufseiten der »Multikultis«. Diese Strategie zielt darauf ab Befürworter_innen der aus ihrer Sicht »kranken Ideologie der Gleichheit« (Sellner 2013) die Fähigkeit zu rationalem Denken abzusprechen und zu delegitimieren. Unter Berufung auf diesen »Gleichschaltungswahn« wird eine Dystopie konstruiert, in der linke Politik – unter anderem die Verteidigung universeller Menschenrechte – letztlich darauf hinausläuft, dass alle Menschen genau gleich sind: »der letzte einheitliche Mensch der nur mehr Konsument und Produzent ist« (Sellner 2013). Unterschlagen werden hier vor allem die kontroversen Diskussionen und vielfältigen ökonomischen Analysen, die, im Gegensatz zur Identitären Bewegung⁶, innerhalb der Linken stattfinden und die eine Reduktion der Menschen auf ihren ökonomischen Status stets kritisierte. Nachdem die Dystopie gezeichnet ist, wird eine unbestimmte, vermeintlich statische kulturelle Identität als Gegenentwurf angeboten, die es zu verteidigen gelte und die scheinbar keiner weiteren Ausführung bedarf.

Eine weitere Strategie zur Unterordnung von Männlichkeiten aus dem linken politischen Spektrum baut auf dem Kompromittieren antifaschistischen Widerstandes auf. Die Benennungen von Nazi-Symboliken und Terminologien werden als Hirngespinnste abgetan (Sellner 2013). Dabei kommt den Identitären die verspätete und von einer problematischen personellen Kontinuität geprägte Aufarbeitung der NS Vergangenheit im postnazistischen Österreich zugute (Uhl 2001).

Darüber hinaus wird versucht antifaschistischen Widerstand mittels verschiedener Taktiken zu kriminalisieren und als bedrohlich darzustellen. Versucht wird dies etwa durch Zuschreibungen wie »linke Spalter« und »Sektierer«, die lediglich die Gesellschaft »ersetzen« (Sellner 2014), während die IBÖ sich als verbindendes Element inszeniert. Während die Identitären im Namen der Demokratie ihr Recht auf Meinungsfreiheit bei Demonstrationen nutzen würden, ließen gewalt-

bereite Antifaschist_innen nichts unversucht, um sie daran zu hindern und ihre Meinung zu unterdrücken. Fälle bei denen es auf diesen Demonstrationen zu handgreiflichen Auseinandersetzungen kommt, kommen der Strategie der IBÖ entgegen. Mehr als zehn Facebook-Postings verfasste alleine die offizielle Seite der IBÖ über einen verletzten Identitären bei einer Demo am 11. Juni in Wien.

Die eben beschriebenen Praktiken der Unterordnung - Pathologisierung, Lächerlichmachen und die Darstellung als gewalttätig – drehen sich im Kern alle darum, den Beteiligten die Rationalität abzusprechen und dadurch zu delegitimieren. Um dies noch effektiver voran zu treiben, wird keinerlei Differenzierung zwischen linken Gruppierungen vorgenommen und Zuschreibungen wie »Kommunist«, »linkslinker Gutmensch«, »Antifa« und »links-grün versifft« synonym verwendet. So soll das ganze politische Spektrum verantwortlich gemacht werden und an Vertrauen bzw. Zuspruch verlieren.

3.5 Marginalisierte Männlichkeit

Marginalisierte Männlichkeit beschreibt die Intersektion von sozialem Geschlecht mit anderen Strukturen wie Klasse und/oder race (Connell 2006, S. 101). Bei der Betrachtung dieser Konstruktion in der IBÖ wird vor allem die Bezugnahme auf Letzteres deutlich. Die Identitären greifen dabei auf das Konzept des Ethno-pluralismus zurück. Dieses - so wird behauptet – stelle alle Ethnien und Völker gleichwertig, aber nicht gleichartig nebeneinander. Ausdruck findet diese Haltung in Sätzen wie »Deutschland uns Deutschen - Türkei den Türken« (Beier 2016). Entgegen der Beteuerungen einer vermeintlichen Gleichwertigkeit ist dennoch eine deutliche Abwertung vor allem muslimischer Männer in der Kommunikation der IBÖ erkennbar. So wird im Zuge der aktuellen Migrationsbewegung eine Schließung der Grenzen und die »Festung Europa«⁷ beschworen, um die Europäer_innen vor Terrorattentaten und Vergewaltigungen der »Invasoren« zu schützen. Mithilfe von Auslassungen, etwa dass der größte Teil von sexueller Gewalt gegen Frauen von Freunden und Familienmitgliedern im häuslichen Bereich stattfindet oder dass geflüchtete Menschen genau vor derartigen Terroranschlägen versuchen zu entkommen und Pauschalisierungen, etwa mittels Neologismen wie »rapefugees«, wird ein Bild konstruiert, dass muslimische Männer als gewalttätig und gefährlich darstellen soll. Dieser Versuch findet seine Entsprechung auch im Diskurs um die »unterdrückte« muslimische Frau. Hier kommen kolonialistische,

eurozentrische Tendenzen erneut zum Vorschein, die eine Überlegenheit und Fortschrittlichkeit der europäischen Männer konstruiert und sie zu Beschützern der Moderne und der Frauen stilisiert. Oder um es mit den Worten von Spivak (1994, S. 93) auszudrücken: »White men are saving brown women from brown men«.

Gleichzeitig lässt sich aber auch hier eine ähnliche Beobachtung machen wie beim Unterpunkt ›Weiblichkeit‹. Die Einwanderer werden als Opfer einer politischen und wirtschaftlichen Elite beschrieben, die als »einer Art neuen ›Sklaven‹ erniedrigt [werden, M.M.] und [...] auf den Feldern Südtaliens, in den Gewächshäusern Spaniens und auf den Toiletten der Fastfoodfilialen unseres Kontinents für einen Hungerlohn schuftet« (IBÖsterreich o.J.c) müssten. Auch hier wird wieder einer anderen Gruppe jegliche Handlungsmacht abgesprochen. Der migrantische Mann wird also in ein Spannungsfeld zwischen Hypermaskulinität, um das ihn – so Theweleit (2015) - der rechtsextreme Mann ob dessen patriarchaler Vormachtstellung neidet, und Effemination gestellt.

4. Ernste Spiele des Wettbewerbs

Nachdem nun aufgezeigt wurde wie die Identitäre Bewegung Österreich in ihrer Kommunikation Männlichkeiten konstruiert, folgt in diesem Kapitel eine Kontextualisierung dieser Männlichkeiten in Bourdieus Konzept *ernster Spiele des Wettbewerbs*. Neben Connell gilt der Soziologe Pierre Bourdieu als maßgeblicher Vordenker in der Analyse von Männlichkeitskonstruktionen. In seinem Konzept zeigt er einen homosozialen Sozialisationsprozess von Jungen auf, bei dem mittels konkurrenzhafter Auseinandersetzung ein spezifisch männlicher Habitus herausgebildet wird (Bourdieu 1997). Bourdieu geht dabei von einer kompetitiven Struktur von Männlichkeit aus. Durch die Teilnahme an kämpferischen, konkurrenzorientierten Spielen können Kompetenzen und Anerkennung erlangt und Männlichkeit in einem mimetischen Prozess ›gelernt‹ werden. Die Beteiligten stehen sich dabei als »Partner-Gegner« (Bourdieu 2005, S. 83) gegenüber. Das heißt – nach Meuser (2003) – das der Wettbewerb mindestens ebenso die Funktion der Vergemeinschaftung erfüllt, wie er die Konkurrenten voneinander trennt. »Wettbewerb und Solidarität gehören untrennbar zusammen« (Meuser 2006, S. 168). Gerade deshalb beschreiben Stuve und Debus (2012) diese Form der Spiele allerdings auch als Falle, da es kaum möglich ist sich dieser Art der

häufig risikoreichen Auseinandersetzung zu entziehen. Die Teilnahme bekräftigt den »geschlechtlichen Status« und erscheint »als ein kompensatorischer Akt angesichts einer fragilen Geschlechtsidentität« (Meuser 2006, S. 168f). Ob eine Person dabei als Gewinner oder als Unterlegener hervorgeht ist sekundär zur Annahme der Herausforderung selbst. Letztere impliziert nämlich bereits eine wechselseitige Anerkennung. An dieser Stelle lassen sich Connells Männlichkeiten in Bourdieus Konzept einbinden. Hegemoniale Männlichkeit entwickelt sich in diesen Wettbewerben durch wiederholtes gewinnen bzw. das ausüben »*riskanter Praktiken*« (Meuser 2006, S. 163). Von den Spielen und der Anerkennung ausgeschlossen würde nach Connells Definition die untergeordnete Männlichkeit. Diese wird effeminiert und der Zugang zu Status und Ressourcen verwehrt. Dieselben Folgen hätte auch eine Verweigerung der Teilnahme. Die komplizenhafte Männlichkeit stellt den Gegenspieler bzw. den Mitläufer bei Risikoverhalten nach Meuser dar. Durch die Beteiligung am Spiel erreicht er Anerkennung und kann seinen geschlechtlichen Status bekräftigen. Die Rolle der marginalisierten Männlichkeit ist weniger eindeutig und muss kontextuell betrachtet werden. Es kann sowohl zum Ausschluss oder aber zur »Partner-Gegner« Konstellation kommen. »Weiblichkeit, genauer gesagt Frauen fungieren in diesem Spiel nur als Objekte, als Spieleinsatz oder als ›schmeichelnde Spiegel‹, die Männlichkeit von ihrer besten Seite zeigen« (Bereswill und Neuber 2013, S. 102).

Bourdies Konzept der *ersten Spiele des Wettbewerbs* kann als Analyse ebenjener Sozialisationsprozesse gesehen werden – sozusagen als Rahmen – in und durch welchen sich Connells Männlichkeiten konstruieren. Auf Grundlage der Erkenntnis dieses Zusammenwirkens können nun die konkreten Identifikationsangebote an breite Teile der Gesellschaft zur Anschlussfähigkeit an die Ideologie der Identitären Bewegung in den Blick genommen werden.

4.1 Riskante Praktiken der Identitären Bewegung Österreich

Wie eingangs bereits erwähnt, erlangt die Identitäre Bewegung vor allem durch ihren medienwirksamen Aktionismus zunehmend an Bekanntheit und Bedeutung. Dieser Aktionismus lässt sich nicht nur aus einer aufmerksamkeitsorientierten Medienlogik heraus begreifen, sondern auch aus Perspektive von Bourdieus *ersten Spiele des Wettbewerbs*. Präziser ausgedrückt aus Meusers *riskante Praktiken*. Mit der Betrachtung des Risikohandelns junger Männer beleuchtet Meuser eine

Praxis geschlechtlicher Sozialisation bei der vor einem »mehr oder minder großem Publikum« (Meuser 2006, S. 166) körperliche, emotionale und/oder strafrechtliche Risiken in Kauf genommen werden und dadurch »der Status respektierter Männlichkeit gelernt und verdient« (Helfferrich 1997, S. 153) wird. Unter diesem Gesichtspunkt lassen sich zahlreiche Aktionsformen der IBÖ betrachten, exemplarisch soll an dieser Stelle anhand der »Defend Europe« Aktion im Sommer 2017 das Identifikationsangebot der Männlichkeitskonstruktion der Identitären Bewegung Österreich aufgezeigt werden.

Im Mai 2017 organisierte die Identitäre Bewegung eine Crowdfunding Kampagne zur Finanzierung ihrer »Defend Europe« Aktion. Dabei wollten die Aktivist_innen genügend Geld sammeln, um sich ein Schiff zu chartern und im Mittelmeer NGO Schiffe an der Rettung von flüchtenden Menschen zu hindern. Über 200.000 US-Dollar⁸ konnten die Identitären auf diese Weise bis Anfang August lukrieren. Anfang Juli liefen bereits mehrere Aktivisten verschiedener Ableger der Identitären Bewegung in Europa aus dem Heimathafen des gecharterten Schiffes namens C-Star aus. (Vorndran 2017, Jakob 2017) Ziel dieser außerordentlich groß angelegten Kampagne ist zum einen die Diffamierung und Delegitimierung von NGOs wie etwa Ärzte ohne Grenzen. Diese Organisationen, die versuchen flüchtenden Menschen, die den gefährlichen Weg über das Mittelmeer zumeist auf überfüllten Schlauchbooten antreten, vor dem Ertrinken zu bewahren, sollen in die Nähe von Schleppern gerückt und somit diskursiv als Teil eines inszenierten Problems dargestellt werden. Zum anderen geht es um die Konstruktion einer ethnisierten, aktiven, wehrhaften Männlichkeit, die sich dem Wagnis stellen würde auf eigene Faust aufs Meer hinauszufahren und es mit den vermeintlichen Gegnern aufnehmen.⁹ Dies kann als sehr klares Beispiel einer *riskanten Praktik* zur Erlangung des Status einer respektierten Männlichkeit verstanden werden. Dabei bieten sich zugleich mehrere Anknüpfungspunkte für komplizenhafte Männlichkeit. Sowohl die häufigen Updates auf Social Media Kanälen der IB, welche von zuhause gebliebenen affirmativ verbreitet und unterstützt werden können, als auch die in diesem Fall sehr direkte Unterstützung an der Crowdfunding Kampagne bieten die Möglichkeit der Identifikation und dem Gefühl des »selbst seinen Teil beigetragen habens«. Diese Identifikation ist bei der rechtsextremen Gruppe der Identitären Bewegung, welche sich auf den rassistischen Ethnopluralismus beruft, stets auch im Hinblick auf eine ethnische Ho-

mogenisierung und einer völkisch begründeten Ein- und Ausschlusskonstruktion zu betrachten.

Vermittels Ethnisierung und niedrigschwelliger Unterstützungsmöglichkeiten versucht also die Identitäre Bewegung Österreich ein Identifikationsangebot als komplizenhafte Männlichkeit an eine völkisch-konstruierte männliche Wirkgruppe bereitzustellen und dadurch die Anschlussfähigkeit für das darüber kolportierte rechtsextreme Gedankengut zu erhöhen.

4.2 Ernste Spiele im Kontext des Kapitalismus

Abschließend folgt nun eine Betrachtung der ökonomischen Produktionsverhältnisse dieses Identifikationsangebot der Identitären Bewegung Österreich attraktiv und erfolgreich machen. Nach wie vor gilt im – oder gerade wegen dem – neokapitalistischen System die Ökonomie als »Domäne männlichen Gestaltungswillens« (Meuser 2008, S. 5172), in dem Männer »in patriarchalischer Tradition die dominanten Träger« sind (Böhnisch 2006, S. 276). Das zeigt sich sowohl an der horizontalen – deutlich mehr Männer sind in den Arbeitsmarkt eingegliedert und erfüllen dabei immer noch größtenteils den Idealtypus einer »Normalarbeitszeit« – und der vertikalen Integration – Führungspositionen werden immer noch zum größten Teil von Männern besetzt. Über diese Erscheinungsebene hinaus, können allerdings auch strukturelle Parallelen zwischen dem Konstruktionsprozess von Männlichkeit und der neokapitalistischen Funktionsweise ausgemacht werden. So kommt es im Zuge einer Ökonomisierung zur »Verlagerung und Verschiebung von Konkurrenz auf nahezu alle Ebenen der Gesellschaft« (Stückler 2011, S. 5). Sei es am Arbeitsmarkt im Wettbewerb um Jobs, der Wettlauf um Absatzmärkte oder der ständige Konkurrenzkampf im Zuge der (Aus)bildung. Stückler (2011) geht hierbei von einem Zusammenhang zwischen der kompetitiven Struktur von Männlichkeit und der zunehmenden Konkurrenzorientierung gegenwärtiger Verhältnisse aus. Seiner Meinung nach erwachsen die »zentralen Vorbedingungen für die Konstruktion von Männlichkeit aus den Strukturen des Finanzmarkt-Kapitalismus« (Stückler 2011, S. 8f). Ebenso kann die in *ernsten Spielen des Wettbewerbs* erlernte männliche Liebe zum Wettbewerb, durch welche sich der männliche Habitus nach Bourdieu entwickelt, als Vorstufe verstanden werden, welche sich – unter den Vorzeichen kapitalistischer Produktionsverhältnisse – auf die ökonomische Sphäre ausweitet. Von daher scheint es

angebracht von einem dialektischen Verhältnis auszugehen, anstatt eindeutige Zuordnungen um den Preis einer Verkürzung vorzunehmen. In diesem Sinne kann etwa die Wettbewerbssituation zum Beispiel am Arbeitsmarkt als Fortführung der in der männlichen Sozialisation mimetisch erlernten konkurrenzhaften Auseinandersetzung in den *ernsten Spielen* verstanden werden. Der dadurch entstehende Widerspruch, vor allem von Männern, sich als »Beherrscher zu begreifen, obwohl sie so eindeutig von der Welt um sie beherrscht und zugerichtet wurden« (Faludi 2001, S. 631f) bildet die Grundlage für Ohnmachtserfahrungen. Ein weiterer Aspekt im Kontext neokapitalistischer Entwicklungen betrifft potentielle Identitätskrisen. Mögliche Auslöser hierfür sind mannigfaltig. Zum Beispiel führt die im Zuge der Globalisierung voranschreitende Technologisierung und Integration globaler Märkte zu häufigerem Kontakt mit Menschen aus anderen Kulturen oder sozialen Schichten, was wiederum Irritationen der eigenen Identität auslösen kann. Auch die seit etwa 2015 verstärkten Migrationsbewegungen nach Europa müssen hier mitbedacht werden. Hinzu kommt dann noch, dass traditionell identitätsstiftende Institutionen – wie etwa die Kirche oder Parteien und ihre Vorfeldorganisationen – zunehmend an Bindungskraft verlieren. (Tomasik/Silbereisen 2008) Des Weiteren geht mit einer »Enttraditionalisierung und Individualisierung subjektiver Lebenswelten« (Weber 2001, S. 138) im Zuge ökonomischer und sozialer Veränderungen, psychoanalytisch betrachtet, ein gesteigerter Anspruch an ein stabiles Ich einher, da es zu einer vermehrten Infragestellung tradierter Normen, Regeln und Lebensentwürfen kommt.

Eben jene Unsicherheiten die im Zuge neokapitalistischer Vergesellschaftung auftreten können, bilden die Anknüpfungspunkte an denen die Identitäre Bewegung ihre ethnisierte Konstruktion von Männlichkeit als Identifikationsangebot anbietet und Anschlussfähigkeit für weite Teile der Gesellschaft generiert. Risikohandeln als »Mittel der Angstbewältigung« gewinnt gerade »dort an Bedeutung, wo der Verlust traditioneller Männlichkeit besonders bedrohlich erlebt wird« (King 2004, S. 239). Die Identitäre Bewegung spricht demnach in der Ausübung *riskanter Praktiken* vor allem Männer an, die eine Phase der Unsicherheit durchleben. Sie bietet ihnen dabei an in Form einer komplizierten Männlichkeit an der *patriarchalen Dividende* teilzuhaben und mittels Konstruktion einer ethnischen Wir-Gruppe die Identitätskrise zu überlagern. Sie bietet eine glaubwürdigere Alternative zu dem vermeintlichen »Angebot, das in den westlichen

Ländern flächendeckend heute gemacht wird: [...] die Angebote in Warenform, die einen neuen Körper und neue Existenzformen versprechen; die *Zugehörigkeit* versprechen« (Theweleit 2015, S. 100), aber diese Versprechungen nicht einzuhalten vermögen. Dabei stellt sich die Anbindung über Männlichkeitskonstruktionen deshalb als so erfolgversprechend dar, weil sich männliche Identitäten im Zuge gesellschaftlicher Veränderung als widerständiger darstellen als andere Identitäten (Zulehner/Volz 1998).

5. Zusammenfassung

Wie dargelegt wurde, vertritt die Identitäre Bewegung Österreich ein in rechtsextrremen Zusammenhängen übliches, heteronormatives Weltbild, das sich in einer angeblich naturhaften Dominanz der Männer und einer Unterordnung der Frauen ausdrückt. Medial inszeniert die IBÖ ein Konstrukt hegemonialer Männlichkeit das sich aktiv, kämpferisch und mutig darstellt und heldenhaft gegen die kleinen und großen Gegner_innen wehrt. Sie grenzt sich dabei deutlich von politischen Gegnern ab die als untergeordnete Männlichkeit konstruiert werden. Dies geschieht durch eine Kommunikation und Attribution weiblich-konnotierter Merkmale, zum Beispiel: Irrationalität, Leichtgläubigkeit und Rückgratlosigkeit (Bieber 2013). Die Abgrenzung zu marginalisierter Männlichkeit geschieht vor allem über Ethnisierung. So ist es theoretisch auch für Menschen mit Migrationshintergrund möglich dem Idealtypus hegemonialer Männlichkeit der Identitären Bewegung zu entsprechen, da sie aber nicht Teil des völkischen Wir-Kollektivs sind, strahlt diese Art der Anerkennung nicht auf andere Mitglieder dieser konstruierten Sie-Gruppe aus. Komplizenhafte Männlichkeit stellt dabei jene Form dar, welche Anschlussfähigkeit nach außen hin generiert. Auch ohne Teil der »an vorderster Front Kämpfenden« zu sein, ermöglicht die ethnisierte Konstruktion hegemonialer Männlichkeit der IB ihnen von der *patriarchalen Dividende* zu profitieren.

Um zu erkennen wie dieses Identifikationsangebot kommunikativ übermittelt wird, müssen die Aktionen der Identitären Bewegung im Lichte einer Fortführung von Bourdieus *ernsten Spielen des Wettbewerbs* gesehen werden. In diesen kompetitiven Spielen wird Männlichkeit mimetisch erlernt und habitualisiert. Eine spezifische Form dieser *ernsten Spiele* stellen die *riskanten Praktiken* dar. Die IBÖ nutzt Risikoverhalten – wie etwa das Klettern auf Häuserdächer oder das

Chartern eines Schiffes um auf offenes Meer hinauszufahren –, weil es zum einen in die Aufmerksamkeitslogik der Medien passt und andererseits in der kompetitiven Struktur von Männlichkeiten Anerkennung generiert und den geschlechtlichen Status bestätigt. Es (re-)produziert somit eine spezifische Form hegemonialer Männlichkeit und attraktiviert sie. Im Zuge neokapitalistischer Vergesellschaftung bietet diese Form des Identifikationsangebots eine ansprechende Bewältigungsstrategie. Das Angebot hegemonialer Männlichkeit der Identitären bietet eine Kompensationsmöglichkeit zu permanent erlebten Ohnmachtserfahrungen aufgrund kapitalistischer Zurichtungen und durch Globalisierungsprozesse ausgelöste Identitätskrisen. Darüber hinaus eröffnet dies eine Anschlussmöglichkeit zum kolportierten, rechtsextremen Gedankengut der IBÖ. Bedenkt man - in Anschluss an Hentges et al (2014) –, dass es sich bei der IB (noch) vor allem um ein Internetphänomen handelt, zeigt sich das Identifikationsangebot als Brücke in eine gut vernetzte recht(sextrem)e Blog- und Agitationswelt. Einmal dort angelangt bietet die rechtsextreme Netzszene von Newsseiten, über Modelabels bis hin zu Unterhaltungsangeboten wie Musik und Buchverlagen eine breite Palette an ideologischer ›Betreuung‹.

Literatur

- APA (2016a): Identitäre stürmten Jelinek-Aufführung im Audimax. URL: <http://m.kurier.at/kultur/identitaere-stuermen-theaterstueck-im-audimax/192.986.711> (Stand: 14.08.2017).
- APA (2016b): Identitäre stürmten Vorlesung an Universität Klagenfurt. URL: <http://mobil.derstandard.at/2000038620012/Identitaere-stuermtent-Vorlesung-an-der-Universitaet-Klagenfurt> (Stand: 14.08.2017).
- Beier, Klaus (2016): Deutschland uns Deutschen – Türkei den Türken! URL: <https://npd-brandenburg.de/?p=5879> (Stand: 14.08.2017).
- Bieber, Ina E. (2013): Benachteiligung von Minderheiten: Eine experimentelle Untersuchung der Wirkung des Kandidatengeschlechts und der -herkunft auf das Wählerverhalten. In: Faas, Thorsten; Roßteutscher, Sigrid; Arzheimer, Kai & Weßels, Bernhard (Hg.): Koalitionen, Kandidaten, Kommunikation Analysen zur Bundestagswahl 2009. Wiesbaden (Springer VS), S. 105–128.
- Birsl, Ursula (2011): Rechtsextremismus und Gender. Opladen (Verlag Barbara Budrich).
- Bereswill, Mechthild & Neuber, Anke (2013): Marginalisierte Männlichkeit, Prekarisierung und die Ordnung der Geschlechter. In: Lutz, Helma; Herrera Vivar, Maria Teresa & Supik, Linda (Hg.): Fokus Intersektionalität. Wiesbaden (Springer VS), S. 93–113.
- Böhnisch, Lothar (2006): Zum Wandel von Männlichkeit und männlicher Sozialisation im »digitalen Kapitalismus«. In: Bilden, Helga & Dausien, Bettina (Hg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodische Aspekte. Opladen (Verlag Barbara Budrich), S. 275–288.
- Bonvalot, Michael (2016): Aufrissplatz Frauenhaus: Wie Identitäre über Frauen-Schutzeinrichtungen denken. URL: <http://www.vice.com/alps/read/identitaere-frauenhaus-graz> (Stand: 14.08.2017).
- Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene & Kraus, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankfurt am Main (Suhrkamp), S. 153–217.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main (Suhrkamp).
- Bruns, Julian; Glösel, Kathrin & Strobl, Natascha (2016): Die Identitären. Handbuch zur Jugendbewegung der Neuen Rechten in Europa, 2. Auflage. Münster (Unrast Verlag).
- Claus, Robert; Lehnert, Esther & Müller, Yves (2010): »Was ein rechter Mann ist ...« Männlichkeiten im Rechtsextremismus. Berlin (Karl Dietz Verlag).
- Connell, Robert [Raewyn] (2006): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, 3. Auflage. Wiesbaden (VS Verlag).
- DÖW (o.J.): Identitäre Bewegung Österreich. URL: <http://www.doew.at/erkennen/rechtsextremismus/rechtsextreme-organisationen/identitaere-bewegung-oesterreich-iboe> (Stand: 14.08.2017).
- Faludi, Susan (2001): Männer – Das betrogene Geschlecht. Reinbeck (Rowohlt).
- Geden, Oliver (2004): Männlichkeitskonstruktionen in der Freiheitlichen Partei Österreichs. Eine qualitativ-empirische Untersuchung. Opladen (Leske + Budrich).
- Goetz, Judith (2014): (Re-)Naturalisierung der Geschlechterordnung. Anmerkungen zur Geschlechtsblindheit der (österreichischen) Rechtsextremismus-

- forschung. In: Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (Hg.): *Rechtsextremismus. Entwicklungen und Analysen – Band 1*. Wien (Mandelbaum), S. 40–68.
- Helfferrich, Cornelia (1997): »Männlicher« Rauschgewinn und »weiblicher« Krankheitsgewinn? Geschlechtsgebundene Funktionalität von Problemverhalten und die Entwicklung geschlechtsbezogener Präventionsansätze. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 17, 148–161.
- Hentges, Gudrun; Kökgiran, Gürcan & Nottbohm, Kristina (2014): Die Identitäre Bewegung Deutschland (IBD) – Bewegung oder virtuelles Phänomen? *Forschungsjournal Soziale Bewegungen – PLUS, Supplement zu Heft 3/2014*.
- Holzer, Willibald (1994): Rechtsextremismus - Konturen, Definitionsmerkmale und Erklärungsansätze. In: *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes* (Hg.): *Handbuch des österreichischen Rechtsextremismus, akt. und erw. Auflage*. Wien (Verlag Deuticke), S. 12–96.
- IBÖsterreich (2016): Interview mit Edwin Hintsteiner. URL: <https://iboesterreich.at/2016/05/13/interview-mit-edwin-hintsteiner> (Stand: 14.08.2017)
- IBÖsterreich (o.J.a): Unser Weg. URL: <https://iboesterreich.at/unser-weg/> (Stand: 14.08.2017)
- IBÖsterreich (o.J.b) Sprecher. URL: <https://iboesterreich.at/sprecher/> (Stand: 14.08.2017)
- IBÖsterreich (o.J.c): Die Asylkrise. URL: <https://iboesterreich.at/die-asylkrise/> (Stand: 14.08.2017)
- Identitäre Bewegung Österreich (2012): Von der Idee in die Tat. Facebook. Gepostet 25. Oktober 2012. URL: <https://www.facebook.com/identitaeroesterreich/photos/a.288304164614252.63893.287774531333882/288304194614249> (Stand: 14.08.2017)
- Identitäre Bewegung Österreich (2016): Schützt unsere Frauen. Facebook. Gepostet 11. Jänner 2016, 14:40. URL: https://m.facebook.com/story.php?story_fbid=811671822277481&substory_index=0&id=287774531333882 (Stand: 14.08.2017).
- Jakob, Christian (2017): Rumschwimmen, bis das Geld alle ist. *taz.de*, 21. Juli 2017. URL: <http://www.taz.de/Identitaere-gegen-Fluechtlingsrettung/!5428808/> (Stand: 14.08.2017)
- King, Vera (2004): Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. Wiesbaden (Springer VS).
- Kökgiran, Gürcan & Nottbohm, Kristina (2014): Semiologische Guerilla von rechts? Diskursive Aneignungs- und Umdeutungsstrategien der Identitären Bewegung Deutschland. In: Hentges, Gudrun; Nottbohm, Kristina; Jansen, Mechtild & Adamou, Jamila (Hg.): *Sprache – Macht – Rassismus*. Berlin (Metropol Verlag), S. 327–348.
- Köpke, Jan & Sternberg, Jan (2016): Jung, hip, rechtsextrem. *Hannoversche All-gemeine*, 12. Juli 2016. URL: <http://t.haz.de/Nachrichten/Politik/Deutschland-Welt/Die-Identitaere-Bewegung-hat-Kontakt-zu-AfD-und-NPD> (Stand: 14.08.2017).
- Kuschel, Sebastian (2014): »Nicht links, nicht rechts – identitär« ? URL: <http://www.grin.com/de/e-book/230162/nicht-links-nicht-rechts-identitaer> (Stand: 14.08.2017)
- Loos, Peter (1999): Zwischen pragmatischer und moralischer Orientierung. Der männliche Blick auf das Geschlechterverhältnis im Milieuvvergleich. Opladen (Leske + Budrich).
- Meuser, Michael (2003): Wettbewerb und Solidarität. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Männergemeinschaften. In: Arx, Sylvia et al (Hg.): *Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche*. Tübingen (edition diskord), S. 82–98.
- Meuser, Michael (2006): Riskante Praktiken. Zur Aneignung von Männlichkeit in den ersten Spielen des Wettbewerbs. In: Bilden, Helga & Dausien, Bettina (Hg.): *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Opladen (Verlag Barbara Budrich), S. 163–178.
- Meuser, Michael (2008): Ernste Spiele: Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In: Rehberg, Karl-Siegbert & Deutsche Gesellschaft für Soziologie (Hg.): *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Teilbd. 1 u. 2. Frankfurt am Main (Campus Verlag), S. 5171–5176.

- Meuser, Michael (2010): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*, 3. Auflage. Wiesbaden (VS Verlag).
- Möller, Kurt (2010): Männlichkeitsforschung im Rahmen von Rechtsextremismusstudien. Ausgangspunkte, Ansätze, Ergebnisse und Perspektiven. In: Claus, Robert; Lehnert, Esther & Müller, Yves (Hg.): »Was ein rechter Mann ist ...« Männlichkeiten im Rechtsextremismus. Berlin (Karl Dietz Verlag), S. 25–38.
- Radvan, Heike (2013): *Gender und Rechtsextremismusprävention*. Berlin (Metropol).
- Schmidt, Colette (2016): Graz: Identitäre klettern auf Dach der Grünen. *derStandard.at*, 06. April 2016. URL: <http://mobil.derstandard.at/2000034332475/Graz-Identitaere-klettern-auf-Dach-der-Gruenen> (Stand: 14.08.2017).
- Sellner, Martin (2013): Vlog 8 – Gleichheit vs. Gleichwertigkeit. 6. November 2013. URL: <https://youtu.be/OV5WTXpvaps> (Stand: 14.08.2017).
- Sellner, Martin (2014): Vlog 22 – Gabalier und Genderwahn. 10. Juli 2014. URL: <https://youtu.be/BJ8xCSSBC3g> (Stand: 14.08.2017).
- Sieber, Roland (2016): Von »Unsterblichen« und »Identitären« – Mediale Inszenierung und Selbstinszenierung der extrem Rechten. In: Braun, Stephan; Gerster, Martin & Geisler, Alexander (Hg.): *Strategien der extremen Rechten. Hintergründe – Analysen – Antworten* (2. Auflage). Wiesbaden (Springer VS), S. 365–375.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1994): Can the Subaltern speak? In: Williams, Patrick & Chrisman, Laura (Hg.): *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory: A Reader*. New York (Columbia University Press), S. 66–112.
- Stückler, Andreas (2011): Hegemoniale Männlichkeit im Finanzmarkt-Kapitalismus. *Gender Politik Online*. URL: http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Geschlecht_als_Kategorie/stuecklerhegmaennlichkeit/index.html (Stand: 14.08.2017)
- Stuve, Olaf & Debus, Katharina (2012): Männlichkeitsanforderungen. Impulse kritischer Männlichkeitstheorie für eine geschlechterreflektierte Pädagogik mit Jungen. In: Debus, Katharina et al (Hg.): *Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen an der Schule. Texte zu Pädagogik und Fortbildung rund um Jungenarbeit, Geschlecht und Bildung*. Berlin (Dissens e.V.), S. 44–60.
- Theweleit, Klaus (1987): *Männerphantasien. Band 2: Männerkörper – zur Psychoanalyse des weißen Terrors*. Reinbeck (Rowohlt).
- Theweleit, Klaus (2015): *Das Lachen der Täter: Breivik u.a.: Psychogramm der Tötungslust*. Salzburg (Residenz Verlag).
- Tomasik, Martin J. & Silbereisen, Rainer K. (2008): Anforderungen des sozialen Wandels: Verteilung, Kumulation und psychosoziale Effekte. In: Silbereisen, Rainer K. & Pinquart, Martin (Hg.): *Individuum und sozialer Wandel. Eine Studie zu Anforderungen, psychosozialen Ressourcen und individueller Bewältigung*. Weinheim und München (Juventa Verlag), S. 55–98.
- Uhl, Heidemarie (2001): Das »erste Opfer«. Der österreichische Opfermythos und seine Transformationen in der zweiten Republik. *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft* 2001/1. URL: http://www.erinnern.at/bundeslaender/oesterreich/e_bibliothek/gedenkstatten/Uhl%2C%20Osterreichischer%20Opfermythos.pdf/at_download/file (Stand: 14.08.2017).
- Virchow, Fabian (2010): Tapfer, stolz, opferbereit – Überlegungen zum extrem rechten Verständnis »idealer Männlichkeit«. In: Claus, Robert; Lehnert, Esther & Müller, Yves (Hg.): »Was ein rechter Mann ist ...« Männlichkeiten im Rechtsextremismus. Berlin (Karl Dietz Verlag), S. 25–38.
- Virchow, Fabian (2015): The Identitarian Movement: What Kind of Identity? Is it Really a Movement? In: Druxes, Helga & Simpson, Patricia Anne (Hg.): *Digital Media Strategies of the Far Right in Europe and the United States*. Lanham (Lexington), S. 177–190.
- Vorndran, Matthias (2017): Wie Alt-Right »Defend Europe« unterstützt. *tageschau.de*, 08. August 2017. URL: <http://faktenfinder.tagesschau.de/identitaere-alt-right-101.html> (Stand: 14.08.2017)
- Weber, Klaus (2001): *Rechte Männer. Eine sozialpsychologische Studie zu Rassismus, Neofaschismus und Gewerkschaften*. Hamburg (VSA Verlag).
- Zulehner, Paul M. & Volz, Rainer (1998): *Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen; ein Forschungsbericht*. Ostfildern (Schwabenverlag).

Endnoten

- 1 Aktuelle Beispiele wären etwa: APA 2016a; APA 2016b; Schmidt 2016

- 2 Exemplarisch kann an dieser Stelle das Lambda-Logo der IB angeführt werden, welches aus der Graphic-Novel-Verfilmung »300« von Frank Miller entnommen wurde. Auch finden sich häufig Figuren aus bekannten Filmen und Serien wie etwa »South Park« oder »Star Wars« auf Sticker oder Poster der IB wieder. Für eine genauere Betrachtung dieser popkulturellen Anlehnungen vgl. Bruns et al. 2016, S. 249ff.
- 3 Vlog ist eine Wortkreation die sich aus den Worten »Video« und »Blog« zusammensetzt.
- 4 Wie ernst es die IBÖ mit dem Schutz der Frauen meint, lässt sich anhand einer Unterhaltung auf Twitter verfolgen. Dort wird eine Frauenschutzeinrichtung als »Aufrissplatz«, wo man sich »die Frauen aussuchen kann«, beschrieben (Bonvalot 2016).
- 5 Auch Machtstreben ist laut Connell (2006, S. 134) in der westlichen Kultur mit männlichem Verhalten verbunden.
- 6 So eigneten sie sich zwar das Konzept der kulturellen Hegemonie vom marxistischen Theoretiker Antonio Gramsci an, seine Analyse der zugrundeliegenden ökonomischen Basis wurde jedoch komplett ignoriert (Bruns et al. 2016, S. 224).
- 7 Es handelt sich hierbei, ebenso wie »zersetzen« und »verkümmern«, um einen Begriff der auch in der NS-Terminologie weit verbreitet war.
- 8 Aufgrund antifaschistischer Proteste wurde das ursprüngliche PayPal Konto über das die Crowdfunding Kampagne laufen sollte gesperrt. Die IB wick daraufhin auf eine von der Alt-Right betriebene Plattform um.
- 9 Tatsächlich war die Aktion allerdings begleitet von unfreiwilliger Komik. Nicht nur, dass die eigentliche Mission vor der libyschen Küste zu patroulieren letztlich nur ein paar Tage andauerte. Unter anderem aufgrund bürokratischer Hindernisse am Suezkanal, einer kurzzeitigen polizeilichen Festsetzung in Zypern, der mehrtägigen Hinderung in tunesischen Häfen einzulaufen durch Fischer und der dortigen Gewerkschaft und der Weigerung Maltas das Schiff in ihre Häfen einlaufen zu lassen und es mit Wasser zu beliefern. Sondern vor allem weil Teile der für die Mission angehäuerten Crew aus Sri Lanka bei ihrem ersten Stopp in einem europäischen Hafen Asylanträge stellten.

Über den Autor

Manuel Mayrl

Manuel Mayrl, BSc, Studierender des Masterstudiengangs Gender, Kultur und Sozialer Wandel an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck
 Arbeitsschwerpunkte: Rechtsextremismus- und Antisemitismusforschung, kritische Männlichkeitsforschung, Wahlforschung

E-Mail: manuel.mayrl@student.uibk.ac.at

4 Explizierte Weiblichkeitsentwürfe im Diskurs der Psychoanalyse: Die »Theorie der Weiblichkeit« bei Sigmund Freud*

4

Für eine systematische Dekonstruktion des psychoanalytischen Diskurses mit dem Ziel der Offenlegung seiner latenten Geschlechterideologie sind Freuds Formulierungen über die »Weiblichkeit« (1923e, 1925j, 1931b, 1933a) in mehrfacher Hinsicht von überragender Bedeutung. Es handelt sich dabei

- 1) um den zentralen *explizierten Weiblichkeitsentwurf der Psychoanalyse*, der im Sinne der eingangs geforderten »doppelten Interpretationsanstrengung« (Bovenschen 1979) auch die Ausgangsbasis für die systematische Kritik der scheinbar geschlechtsneutralen Bereiche ihres Theoriediskurses liefert. Der Freudsche Entwurf der »Weiblichkeit« demonstriert
- 2) in seltener Klarheit die *mythenbildende Rolle unbewusster Phantasien für die psychoanalytische Theoriebildung* – auch oder gerade in scheinbar »objektiven« theoretischen Formulierungen der Geschlechterdifferenz (vgl. auch Schlesier 1981; Rohde-Dachser 1989c). Er erlaubt
- 3) Rückschlüsse auf *Struktur und Inhalt* der in diesen Kreislauf von Aufklärung und Remythologisierung involvierten unbewussten Phantasien; seine breite Resonanz legt
- 4) die Vermutung nahe, daß es sich dabei um *kollektive unbewusste Phantasien* handelt. Obwohl von Freud nicht als solche deklariert, läßt sich seine Weiblichkeitstheorie
- 5) auch als eine *Sozialisationstheorie des Patriarchats* lesen (Mitchell 1974), die die unbewussten Prozesse sichtbar macht, die bei der So-

* Teile dieses Kapitels erschienen 1989 in der Zeitschrift *Psyche* unter dem Titel *Unbewusste Phantasie und Mythenbildung in psychoanalytischen Theorien über die Differenz der Geschlechter* (Rohde-Dachser 1989c).

zialisierung der Geschlechter in die patriarchalische Gesellschaft wirksam werden und dazu beitragen, daß das für diese Gesellschaft typische Geschlechterverhältnis sich immer wieder reproduziert.

Mit Renate Schlesier (1981) bin ich der Meinung, daß erst eine systematische Aufklärung der Freudschen Weiblichkeitskonstruktionen und ihrer Rolle in der Geschichte der Psychoanalyse auch das theoretische Fundament liefert, um diese Positionen endgültig zu überschreiten. Ich glaube nicht, daß dies allein durch ihre verharmlosende Entschärfung geschehen kann und auch nicht durch ihre schrittweise Substitution.

Freuds Weiblichkeitstheorie [ist] kein vom Ganzen der Psychoanalyse ablösbarer Teilbereich [...], dessen Grundpositionen konsequenzlos abgewandelt oder aufgegeben werden könnten; vielmehr erweist sich diese als ein Prüfstein, an dem aufklärerischer Anspruch, innere Stimmigkeit und weiterwirkende methodologische und erkenntnistheoretische Interessen der Psychoanalyse gemessen werden können« (Schlesier, S. 11; Hervorhebung von mir).

Im folgenden werde ich zunächst die zentralen Thesen der Freudschen Weiblichkeitstheorie in Form einer Übersicht zusammenfassen, um den so erzeugten Text mit Hilfe der tiefenhermeneutischen Methode dann auf seine unbewusste Bedeutung hin zu hinterfragen. Dabei werde ich Freuds Aussagen über die Entwicklung und die Psychologie der Frau so behandeln, *als ob sie in Theoriesprache gefaßte Derivate unbewusster Phantasien wären*. Ich gehe davon aus, daß die unbewusste Phantasie aus der Theorie erschlossen werden kann, wenn man mit Hilfe der auch sonst in der Psychoanalyse üblichen Transformationen (Bion 1965) ihr Grundmuster in möglichst erlebnisnahen Begriffen freilegt und in einem intentionalen Kontext formuliert. Legt man diese durchgeföhrt, müßte eine solche Transformation vom Freudschen Originaltext ihren Ausgang nehmen. Eine derart umfassende Textanalyse würde jedoch den Rahmen dieser Untersuchung sprengen. Unabhängig von solchen pragmatischen Überlegungen scheint mir die Wahl der thesenartigen Darstellung als Ausgangsbasis der tiefenhermeneutischen Auslegung gerechtfertigt, weil unser Interesse – der Zielsetzung psychoanalytischer Kulturanalyse (Lorenzer

1986) entsprechend – *kollektiven unbewußten Phantasien* gilt, d. h. psychischen Strukturen von einem gewissen Allgemeingrad, die sich – zumindest in ihren bewußtseinsnäheren Schichten – vermutlich auch noch aus dem relativ groben Raster eines Thesentextes herausfiltern lassen.

4.1 Freud: Thesen über »Die Weiblichkeit«

- Jungen und Mädchen sind von Geburt an »männlich« (d. h. aktiv). Jungen bleiben so. Für das Mädchen beginnt mit der Entdeckung des Geschlechtsunterschieds der schwere Weg in die »Weiblichkeit« (d. h. in die Passivität).
- Die Entdeckung seiner Penislosigkeit bedeutet für das Mädchen eine große Enttäuschung. Es fühlt sich von da an wertlos, unvollständig, »kastriert«. Seinen Mangel lastet es der Mutter an. Es wendet sich enttäuscht von ihr ab und dem Vater zu.
- Von nun an begehrt es den Penis des Vaters, jedoch nicht als Lustobjekt, sondern um sich narzißtisch zu komplettieren. Später verwandelt sich der Peniswunsch in den Wunsch nach einem Kind vom Vater (Mann), am liebsten einen Knaben (als Penisträger). Nur deshalb genießt die Frau ihre Mutterschaft.
- Der Penisneid der Frau bleibt in der Regel ein Leben lang bestehen. Neid ist deshalb auch einer ihrer herausragenden Charakterzüge.
- Ihre Interessen beschränken sich auf das enge soziale Beziehungsgeflecht, in dem sie lebt, und auf die Erfüllung der damit verbundenen Alltagsaufgaben. Da ihre Sublimierungsfähigkeit gering ist, erstrebt sie auch nichts anderes. Ihr beschränkter Lebensradius entspricht ihren Bedürfnissen.
- Wegen ihrer organischen und charakterlichen Defizienz bleibt sie ein Leben lang vom Mann und seinen narzißtischen Restitutionsleistungen abhängig.
- Sie hat auch die schwächere sexuelle Konstitution. Die Libido (das »Begehren«) ist männlich. Der Begriff »weibliche Libido« macht keinen Sinn.
- Die Klitoris ist ein verkümmerter Penis.
- Mit der Entwicklung zur Weiblichkeit muß die klitoridale Se-

xualität aufgegeben werden und auf die Vagina, den »Lustort des Mannes«, verschoben werden.

- Der Mann handelt, die Frau reagiert.
- Weiblichkeit ist identisch mit (erworbener) Passivität, die »masochistisch« genossen wird (Freud 1923 e, 1925 j, 1931 b, 1933 a).

4.2 Von der Theorie zur unbewußten Phantasie

Unser Erkenntnisinteresse gilt nun weniger dem bekannten manifesten Inhalt dieser Thesen als vielmehr den zugrundeliegenden unbewußten Phantasien, auf die der Inhalt indirekt verweist. Um auf diese latente Ebene zu gelangen, behandeln wir den theoretischen Text so, *als ob* es sich um einen »psychoanalytischen Text« (Werthmann 1975) handle. Dieser »wird so interpretiert, als ob in ihm ein zweiter Text enthalten sei, und so, daß dieser zweite Text in Erscheinung tritt [...]. Die klassischen Bezeichnungen für diesen zweiten Text lauten »das Unbewußte« oder »die unbewußte Phantasie« (Werthmann 1975, S. 123). Seine Rekonstruktion ist dann abgeschlossen, wenn *alle* Bestandteile des Ursprungstextes integriert sind und sich zu einem Sinngefüge zusammenschließen (Sandner 1988; vgl. auch Rohde-Dachser 1989 c). Dieser rekonstruierte Text, der die in Freuds Weiblichkeitstheorie verborgenen unbewußten Phantasien enthüllt und in die Sprache des Sekundärprozesses übersetzt, könnte lauten:

»Für meine Mutter (später: meine Frau) bin ich der einzige. Sie wird immer bei mir bleiben, denn sie ist abhängig von mir. Ich brauche sie mit niemandem zu teilen. Sie braucht mich, nicht umgekehrt. Mein Penis garantiert mir ihren Besitz. Sie selbst hat nichts, worum ich sie beneiden könnte. Im Gegenteil, sie beneidet mich. Ich bin es, der sie liebt und begehrt, nicht umgekehrt. Sie selbst ist ohne Begehren. Deshalb wird sie auch nie nach einem anderen verlangen. Ohne mich gibt es für sie keinen Genuß. Sie lebt nur durch mich (und nicht umgekehrt). Alles, was sie dabei erleidet, ist nicht meine Schuld. Sie will es so.

Weil dies so ist, brauche ich nie zu befürchten, daß

- ich jemals zum passiven Objekt ihrer Liebe oder ihres Begehrens werde (schon als Säugling war ich es nicht);
- ich ihre Liebe mit einem / einer andern teilen muß (schon als Mädchen war sie ihrem Vater exklusiv zugetan);
- ich von ihrem Begehren überwältigt werde oder vor ihm versage (ihre Libido ist schwächer als die meine);
- sie ohne mich sexuell genießt (dafür hat sie nicht das richtige Sexualorgan);
- ich auf sie neidisch sein könnte (sie hat nichts, was Neid erweckt);
- sie mit ihrer Situation unzufrieden sein könnte (ihre Familie ist ihre Welt);
- sie ihre Interessen aktiv auf etwas anderes richtet als meine Person (an kulturellen Leistungen ist sie nicht interessiert);
- ich an ihr schuldig werden könnte (z. B. durch eine Schwängerung).

Diese Überzeugung gibt mir Sicherheit. Ich bin froh und stolz, ein Mann zu sein. «

4.3 Struktur und Funktion unbewußter Phantasien in Freuds Theorie der Weiblichkeit

Die tiefenhermeneutische Rekonstruktion der Freudschen Weiblichkeitstheorie führt also zu einem Ergebnis, das in mancher Hinsicht überrascht. Die Frau, wie Freud sie zeichnete, dieses Wesen mit dem zweitklassigen Geschlecht, vom Penisneid geprägt und wegen seines körperlichen »Defekts« ein Leben lang auf die narzißtische Restitution durch einen »Penisträger« angewiesen, begegnet uns hier wieder als eine zentrale Phantasiefigur (des Mannes!), um die zahlreiche seiner Wünsche, v. a. aber auch seiner Befürchtungen kreisen. Dabei erschließt sich eine Szene unbewußter Phantasien, die nach weiterer Aufklärung verlangt. Diese muß auf verschiedenen Ebenen ansetzen, einer inhaltlichen und einer formalen. Ich möchte mit letzterer beginnen. Unbewußte Phantasien – so haben wir festgestellt – verraten ihre Herkunft u. a. durch ihre kognitiven Strukturen (s. S. 74). Ausgangspunkt des Phantasiedenkens hier ist das Bild der penislosen,

»kastrierten« Frau – der Frau ohne eigenes Geschlecht, der Frau als Negativ des Mannes, der Frau als Mangelwesen. Voraussetzung einer solchen Konstruktion ist die Idee des *einen* Genitales, des Penis, den man hat oder nicht hat: Im Weltbild des *▷phallischen Monismus* (Chasseguet-Smirgel 1964 a, 1976) existiert nichts Heteronomes, kein zweites Geschlecht. Es ist diese Phantasie, mit der der Knabe, folgt man Freud (1923 e), auf die Entdeckung des Geschlechtsunterschieds reagiert. Dabei handelt es sich um eine zutiefst *narzißtische Phantasie*. Er, der bisher selbstverständlich davon ausging, alle Menschen hätten das gleiche Geschlecht, *sein* Geschlecht, sieht sich in dieser Erwartung getäuscht. Seine »Erklärung« lautet, dem anderen (weiblichen) Geschlecht müsse etwas fehlen, abhanden gekommen, weggenommen worden sein. Er interpretiert die Welt also »nach seinem Bild«, ohne die Idee eines Perspektivwechsels, mit sich selbst als Maßstab der Dinge. Fazit dieser kindlichen Logik ist die Phantasie von der »Kastration« der Frau. Diese Phantasie stößt offensichtlich weitere Phantasiebildungen an (vgl. Sandler u. Sandler 1988, S. 153), wie sie uns in der Rekonstruktion des Freudschen Thesentextes begegnet sind.

Wahrscheinlich lassen sich auch diese abgeleiteten Phantasien jener Phase der kindlichen Entwicklung zuordnen, in die Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen die Entdeckung des Geschlechtsunterschieds und die Herausbildung der Geschlechtsidentität datieren.¹ Vieles spricht dafür, daß das hier untersuchte Phantasiedenken einen Versuch des (männlichen) Kindes darstellt, die Erfahrung des Geschlechtsunterschieds in einer Weise zu verarbeiten, die die Konsolidierung einer sicheren (männlichen) Geschlechtsidentität begünstigt. Auf diese zeitliche Zuordnung verweisen auch die *Denkstrukturen*, in denen diese kindliche Sexualtheorie abgebildet ist. Sie macht sich an *einem* konkreten, leicht sichtbaren Körpermerkmal, dem Penis, fest, unter Auslassung anderer, gleichfalls möglicher Unterscheidungskriterien. Eine solche Struktur entspricht dem von Piaget beschriebenen *präoperationalen Denken* der 3- bis 6jährigen (vgl. Piaget u. Inhelder 1966). Typisch für diesen Entwicklungszeitraum sind auch die bereits beschriebene egozentrische Ausrichtung der Phantasie, nämlich an der Person des (männlichen) Kindes, an *seiner* Perspektive, die als die einzig mögliche angesehen wird, und die Unfähigkeit zum Perspekti-

vewechsel auch angesichts widersprüchlicher Erfahrungen (vgl. Oerter u. Montada 1987, S. 420 f.).

Die Untersuchung der *Abwehroperationen*, die in den hier dargestellten unbewußten Phantasien über die Weiblichkeit und das Geschlechterverhältnis zum Tragen kommen, führt zu einem ähnlichen Ergebnis. Es handelt sich dabei hauptsächlich um die Abwehrmechanismen der *Spaltung*, *Projektion*, *Verleugnung*, *Idealisierung* und *Entwertung*. Aus der Sicht der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie sind diese Abwehrmechanismen der Frühphase der menschlichen Entwicklung zuzuordnen, wo sie mit dem Ende des 3. Lebensjahres allmählich (aber niemals vollständig) durch die *Verdrängung* abgelöst werden (vgl. Kernberg 1975). Das soll nicht heißen, daß wir es hier nicht auch mit massiven *Verdrängungen* zu tun haben, die in Verbindung mit diesen primitiveren Abwehroperationen wirksam werden. Manches spricht auch dafür, daß es sich bei den hier analysierten Phantasiegebilden um sog. *Deckphantasien* handelt, d. h. um Phantasien, die mobilisiert und wachgehalten werden, um eine andere, ängstigendere Phantasie zu »verdecken« (vgl. Greenson 1958; Rohde-Dachser 1979). Die wiederkehrende Phantasie von der »kastrierten Frau« erfüllt – wie wir später noch sehen werden – sogar mit hoher Wahrscheinlichkeit eine solche Deckfunktion. Damit ist gemeint, daß der Knabe sie jederzeit abrufen kann, wenn eine neue Information (z. B. die Vorstellung der Vagina) eine andere, ängstigendere Phantasie hervorzubringen droht. Deckphantasien fungieren hier als eine Art innerer Zufluchtsort: Mit der zu Hilfe gerufenen Deckphantasie kann die beunruhigende Information verleugnet, die wachgerufene Angst beschwichtigt werden (»sie hat gar kein eigenes Genitale, sie ist ja kastriert«). Die in solchen Phantasien enthaltene Einteilung lebender Geschöpfe in solche mit und ohne Penis liefert zudem die Basis für eine *Wirklichkeitskonstruktion*, in welcher Mann und Frau ihren festen Platz innehaben. Der Schöpfer dieses Wirklichkeitsentwurfs ist wiederum ein Junge, der sich damit sicher im Reich des Vaters positioniert, in der Überzeugung, für die Mutter unverzichtbar zu sein, die sich deshalb von ihm, dem »*beatus possidens*« (Abraham 1921, S. 74) nicht in ähnlicher Weise abwenden wird wie er von ihr. In diesem narzißtischen Universum erscheint die ihrer Differenz beraubte »kastrierte« Frau in eine satellitenhafte Existenz ge-

bannt, Spiegel der durch den Penis begründeten Grandiosität des Knaben/Mannes. Weil er ihr Zentrum ist und sie sein Spiegel, ist er es auch, der sich entfernen kann, während sie am Ort, der auch der seinige ist, verbleibt (sie hat keinen eigenen Ort). Ihre autonome Existenz ist ebenso unklar wie ihr autonomes Geschlecht.²

Mit dem Bild von der »kastrierten Frau« erschafft sich der Knabe/Mann also gleichzeitig auch seinen narzißtischen Spiegel und das Fundament seiner männlichen Geschlechtsidentität. Der Knabe und später der Mann werden von da an auf der Suche nach Erfahrungen sein, die dieses Bild bestätigen, und versuchen, die äußere Welt mit dieser Konstruktion in Übereinstimmung zu bringen. Freuds Theorie der Weiblichkeit läßt sich auf diesem Hintergrund auch als die unbewußte Suche nach Denk- und Wahrnehmungsidentität für die Phantasie von der »kastrierten Frau« (mit allen ihren weiteren Ableitungen) interpretieren.

Diese Vermutung wird hier nicht zum erstenmal geäußert. Es war Karen Horney, die bereits 1926 auf die frappierende Ähnlichkeit von Knabenphantasie und psychoanalytischer Weiblichkeitstheorie aufmerksam machte und dabei auch die Möglichkeit der Wiederkehr des Mythos als theoretisches Konstrukt ins Auge faßte: »Unser jetziges analytisches Bild der weiblichen Entwicklung – ob richtig oder falsch – gleicht auf alle Fälle auf ein Haar den Vorstellungen, die sich der Knabe aus seiner typischen Situation heraus vom Mädchen macht«, konstatierte sie (S. 29), um anschließend in der Gegenüberstellung die behauptete Parallele in aller Deutlichkeit aufzuzeigen (nach Horney 1926):

| <i>Vorstellungen des Knaben</i> | <i>Unsere (psychoanalytischen) Vorstellungen der weiblichen Entwicklung</i> |
|---|---|
| Naive Annahme, daß auch das Mädchen einen Penis besitze | Für beide Geschlechter spielt nur das männliche Genitale eine Rolle |
| Beobachtung des Penismangels | Traurige Entdeckung der Penislosigkeit |

| | |
|---|---|
| Vorstellung, das Mädchen sei ein kastrierter, verstümmelter Knabe | Glaube des Mädchens, es habe einen Penis besessen und sei kastriert |
| Glaubt, daß das Mädchen von einer Strafe betroffen sei, die auch ihm drohe | Kastration wird als vollzogene Strafe aufgefaßt |
| Hält das Mädchen für minderwertig | Hält sich für minderwertig. Penisneid |
| Kann sich nicht vorstellen, wie das Mädchen jemals über diesen Verlust resp. Neid hinwegkommen könnte | Kommt nie über das Gefühl des Mangels und der Minderwertigkeit hinweg und muß ihre Männlichkeitswünsche immer wieder aufs neue überwinden |
| Fürchtet ihren Neid | Möchte sich dauernd am Mann für seinen Mehrbesitz rächen |

Diese Auflistung demonstriert nicht nur die verblüffende Entsprechung zwischen der Ebene der infantilen (Knaben)phantasie und psychoanalytischem Theoretisieren über die Weiblichkeit und die Differenz der Geschlechter. Sie weist unübersehbar darauf hin, daß diese psychoanalytischen Weiblichkeitskonstruktionen Produktionen des *männlichen Unbewußten* sind, deren ursprüngliche Funktion vermutlich einmal darin bestand, dem Knaben die Verarbeitung der Entdeckung des Geschlechtsunterschieds zu erleichtern, seine männliche Geschlechtsidentität zu begründen und ihm damit gleichzeitig jenen Platz in der patriarchalischen Gesellschaft zu sichern, von dem folgt man Mitchell – beide Geschlechter hoffen, es möge nicht der weibliche sein (Mitchell 1974, S. 74).

Zum erstenmal wird hier auch der elementare *Projektionsmechanismus* sichtbar, der uns von nun an immer wieder beschäftigen wird, weil er zentral ist für die Bestimmung des Weiblichen im Patriarchat.³ Darin wird der Frau ein Los zugeschrieben, das eigentlich den Mann betrifft (oder zumindest auch den Mann), der es jedoch aus seiner Selbstdefinition ausklammert und der Frau zuschiebt. Die so ausgegrenzten Selbstanteile gelten von nun an als weiblich; der Mann findet

sie nicht mehr in sich selbst vor, sondern beim anderen Geschlecht; er braucht sich – im eigentlichen Sinn des Wortes – nicht mehr als Betroffener zu fühlen. Wie wir aus unserem Material schließen dürfen, nimmt dieser Projektionsmechanismus bereits mit der Entdeckung des Geschlechtsunterschieds seinen Anfang: Der Junge schaut auf das Mädchen und sieht, daß es keinen Penis hat. Freud beschreibt, daß dieser Anblick massive Kastrationsängste weckt, die dem Besitz des eigenen Genitales gelten. Die anschließende Vorstellung, »Sie ist kastriert – nicht ich«, deutet bereits die immer gleiche projektive Richtung an, die die weitere Verarbeitung dieser Ängste nimmt:

»Sie hat das unzureichende Genitale – nicht ich;
 sie muß sich minderwertig fühlen – nicht ich;
 sie hat Anlaß zu Trauer und Neid – nicht ich;
 sie ist bestraft – nicht ich;
 sie muß sich von Mutter trennen (d. h. den »Objektwechsel« vollziehen) – nicht ich«;
 bis hin zu der Verallgemeinerung:
 »Sie ist es, der die schlimmen Dinge im Leben passieren – (nicht ich)!«

Alle diese Phantasien sind Selbstversicherungen (des männlichen Kindes) im Dienste seines Selbst- und Sicherheitsgefühls. Das aus ihnen abgeleitete »Kastrationsmodell« des Weiblichen entpuppt sich damit als *basale Abwehrphantasie gegen Knabenängste, die dem (männlichen) Vergangenheitsunbewußten* zuzuordnen sind. Gleichzeitig scheint dieser Phantasie wenig von der drängenden Qualität anzuhaften, die Sandler u. Sandler (1983) für die Inhalte des Vergangenheitsunbewußten postulieren. Was wir vorfinden, sind eher hochelaborierte, sekundärprozeßhaft ausgestaltete Konstruktionen, die begründen sollen, warum etwas ist oder – treffender – warum etwas *nicht* ist (warum die Frau z. B. kein Genitale hat, penislos ist, »kastriert«).

Dies legt die Vermutung nahe, daß wir mit unserem tiefenhermeneutischen Zugriff bis jetzt einen Bereich unbewußten Phantasiedenkens erreicht haben, dessen Inhalte die Bewußtseinschwelle vermutlich deshalb relativ konfliktfrei passieren konnten, weil sie im *Gegenwartsunbewußten* auf soziale Akzeptanz hin zugerichtet wurden. Sie sind in Metaphern eingekleidet (z. B. das Bild von der »kastrierten« Frau), die mit großer Wahrscheinlichkeit dem *Vergangen-*

heitsunbewußten angehören und scheinbar keine aktuelle Brisanz enthalten (zur Rhetorik der Metaphern des Vergangenheitsunbewußten vgl. auch Sandler u. Sandler 1984). Man könnte sich sogar fragen, ob es sich dabei nicht eher um ihres affektiven Gehalts entkleidete Sprachzeichen handelt, »Worthülsen« im Sinne von Lorenzer (s. S. 67), die auf einen stattgefundenen Desymbolisierungsvorgang verweisen, das der symbolischen Repräsentation Entglittene aber selbst nicht mehr enthalten. Gleichzeitig bleibt eine merkwürdige Unklarheit bestehen, ob Freud – wie oft behauptet wird – in seiner Theorie des phallischen Monismus eine Knabenphantasie beschreibt, die anderen Sichtweisen des Weiblichen Platz machen wird, sobald sie ihren Zweck erfüllt hat, der – wie wir gesehen haben – v. a. in der Konsolidierung der männlichen Geschlechtsidentität und in der Überwindung des narzißtischen Schocks besteht, welcher mit der Entdeckung der geschlechtlichen Heteronomie verbunden ist. Oder begründet die Theorie des phallischen Monismus im Gegenteil eine das Kindesalter überdauernde basale *Abwehrkonstellation*, z. B. gegen die (allen Menschen gemeinsame) Erfahrung der kindlichen Abhängigkeit von der »Allmacht« der frühen Mutter? Konstituiert sie in Wahrheit vielleicht sogar ein heimliches *Weltbild*, das der Psychoanalyse eingeschrieben ist, um sich immer dann, wenn seine ideologiekritische Aufklärung droht, als bloße Knabenphantasie (oder auch als neurotische Phantasie) zu präsentieren? Die Offenheit dieser Fragen verstärkt den Eindruck, daß etwas Entscheidendes *nicht* zur Sprache kommt. Der Abwehraspekt der Konstellation ist in keinem Fall zu übersehen.

4.4 Die Unabgeschlossenheit des Aufklärungsvorgangs

Renate Schlesier prägte in einem ähnlichen Überlegungszusammenhang die Formel von der »Unabgeschlossenheit des Aufklärungsvorgangs« in Freuds Weiblichkeitstheorie (Schlesier 1981, S. 166). Sie berief sich dabei auf die vielen in dieser Theorie enthaltenen *Verneinungen*, an denen sich auch unsere Rekonstruktionsversuche bisher abgearbeitet haben. Weiblichkeit, so Schlesier, erscheint in Freuds Theorien durchgehend negativ, d. h. durch einen Mangel bestimmt. »Dementsprechend mutet es folgerichtig an, daß Freud nicht bean-

sprucht, in seiner Weiblichkeitskonstruktion das »Rätsel der Weiblichkeit« gelöst zu haben« (a. a. O.). Das Kastrationsmodell des Weiblichen – einer Knabenphantasie entsprungen – wurde von ihm aber auch nicht zum Gegenstand weiterer Analyse gemacht. Das »Grauen vor dem Weib« (Freud 1923 e, S. 296), das Freud auch hinter dem mythologischen Symbol des Grauens, dem Medusenhaupt, vermutet (a. a. O.) und das dem Anblick des penislosen (»kastrierten«) weiblichen Genitales gilt, erschien ihm so »natürlich«, so selbstverständlich durch die Anatomie begründet, daß er seinen möglichen Abwehrcharakter nicht weiter in Betracht zog (Schlesier 1981).

Um den an dieser Stelle unterbrochenen Aufklärungsvorgang wieder aufzunehmen, werden wir Freuds Weiblichkeitstheorie deshalb einer nochmaligen Transformation unterziehen, nunmehr unter der ausdrücklichen Annahme, daß es sich dabei um eine Abwehrphantasie handelt, deren Negationen indirekt auf das Abgewehrte verweisen. Wir gehen davon aus, daß dieses Abgewehrte erschlossen werden kann, wenn die durch die Verneinungen markierten Leerstellen ausgefüllt werden, und zwar mit dem in ihnen ausdrücklich Negierten. Wir kehren also zu unserem früher bereits transformierten Text (siehe S. 91 f.) zurück, diesmal um ihn nach den in ihm enthaltenen Negationen zu befragen. Dabei konzentrieren wir uns auf das dort präsentierte Bild der Frau und auf das ihr darin *Aberkannte*. Auf die Darstellung der einzelnen Schritte dieser Textanalyse, die der Leser oder die Leserin jederzeit selbst nachvollziehen können, wird verzichtet, um gleich zu ihrem Ergebnis zu kommen.

Was wir finden, wenn wir die Negationen unseres Thesentextes zusammentragen, ist ein Bild von der Frau, das wir im Grunde bereits kennen, das Bild einer Frau,

- die *keine* vom Mann unabhängigen Wünsche und Interessen hat;
- *keine* vom Mann unabhängige Lust;
- *kein* autonomes sexuelles Begehren;
- *kein* eigenes Genitale;
- *keinen* anderen wertvollen Besitz;
- *keine* Überlegenheit und *keine* Macht über den Mann;
- und *keinen* anderen (d. h. keinen Rivalen) an ihrer Seite hat,
- und die – last, not least – *keinen* Vorwurf erhebt.

Verkehrt man diese Negationen durch eine Vorzeichenveränderung nun in ihr Positiv, dann gelangt man zu einem Komplex von Vorstellungen, von dem man vermuten darf, daß er das im Freudschen Weiblichkeitsentwurf (kollektiv!) Tabuisierte, Abgewehrte enthält. Dieser Vorstellungskomplex zentriert sich – spiegelbildlich zum Bild der »kastrierten Frau« – um *eine vom Mann unabhängige Frau mit einem eigenen Genitale und einem autonomen sexuellen Begehren*. Was der patriarchalische Weiblichkeitsentwurf, für den Freuds Theorie hier stellvertretend steht (vgl. Mitchell 1974, S. 466ff.), ausklammert, was der Mann im Patriarchat nicht denken darf (und will!), ist also die *Idee dieser Frau*, die identisch ist mit der *Idee seines zerstörten Spiegels*:

- ihre Unabhängigkeit;
- ihre Macht (Überlegenheit);
- ihre Sexualorgane;
- ihr Begehren;
- ihren Besitz (ihre Brüste, ihre Kinder, ihre Gebärfähigkeit);
- den *Rivalen* an ihrer Seite;
- ihre Neidlosigkeit (mit der sie seinen Fetisch negiert);
- ihren Vorwurf – seine Schuld.

Was aber ist es, was die Vorstellung dieser autonomen Frau (die ich von nun an auch als die *andere Frau* bezeichnen möchte, um ihre Subjekthaftigkeit hervorzuheben) so gefährlich macht, daß es in ein derartiges Abwehrgebäude eingekerkert werden muß wie in einen Sarg? Was würde geschehen, wenn es der hier phantasierten Frauengestalt gelänge, ihr Gefängnis zu verlassen, aus ihrem Kerker hervorzutreten? Sie würde – soviel läßt sich jetzt schon sagen – in jedem Falle *sichtbar* werden, und zwar nicht im Zustand des Mangels, den der Blick des Mannes ihr andichtet (und den sie sich zu eigen macht). Sie erschiene in ihrer Fülle, ein »Weib«, autonom, begehrend und begehrenswert – *der Inbegriff seines Wunsches*. In diesem entscheidenden Augenblick gerät aber auch die Situation des männlichen Subjekts ins Kippen, und zwar von der des grandiosen Mittelpunkts des Glanzes im Auge der Mutter/Frau zu der des begehrenden Subjekts gegenüber einem anderen (weiblichen) Subjekt, das im gleichen Moment aufhört, sein Spiegel zu sein.

Mit dieser Feststellung sind wir gleichzeitig der Antwort auf die Frage nähergerückt, was es ist, das offenbar nicht nur den Wunsch gegenüber dieser *anderen Frau* erweckt, sondern auch die Furcht vor ihr begründet. Meine These ist, daß diese Furcht in mehrfacher Hinsicht mit dem hier beschriebenen Bruch im narzißtischen Universum des Mannes zusammenhängt, in dem das *Gegenwartsunbewußte* eine Gefahr erkennt. Andere Deutungen, wie z. B. der in diesem Zusammenhang gern gegebene Hinweis auf die mit dem Wunsch verknüpfte Inzestangst oder auch die Angst vor der Macht der »frühen« Mutter, beziehen sich auf das *Vergangenheitsunbewußte* und können m. E. deshalb nicht überzeugend begründen, was die Befürchtung im Hier und Jetzt auslöst und lebendig erhält. Folgt man Sandler u. Sandler (1983), dann richtet sich die im *Gegenwartsunbewußten* wirksame Zensur gegen die aus dem *Vergangenheitsunbewußten* andrängenden Wünsche, weil sie *jetzt*, für den *erwachsenen Mann*, eine Gefahr darstellen, z. B. als grob unangemessen gelten, unvereinbar auch mit dem (männlichen) Selbstbild, und mit der Antizipation von Beschämung, Kränkung und Niederlage verbunden sind. Der Wunsch des Mannes, der sich auf diese dem Dunstkreis seiner Abwehrphantasien entstiegene Frauenfigur richtet, muß also bedrohlich sein, weil er ein *gegenwärtiges Gleichgewicht* erschüttert. Eine solche Bedrohung ist nun in mehrfacher Hinsicht vorstellbar. Der in der Konfrontation mit der *anderen Frau* stimulierte männliche Wunsch könnte von der Art sein, daß er den Mann in Versuchung führt, wieder zum Sohn zu werden, sich also in eine abhängige Position zu bringen, während seine männliche Identität bisher auf der Basis von Überlegenheit und Dominanz gegenüber der »kastrierten« Frau entworfen war. Hinzu kommt, daß der Wunsch versagt werden kann. Dies bedingt eine potentiell ohnmächtige und deshalb schamvolle und kränkende Situation gegenüber einem mächtigen Objekt, das damit eo ipso auch zum Auslöser von Enttäuschungsaggression und narzißtischer Wut wird. Und schließlich kann der Mann selbst vor diesem Wunsch versagen.

Ich möchte diese verschiedenen Angstquellen etwas eingehender betrachten. Der von der *anderen Frau* geweckte Wunsch bedroht – so haben wir vermutet – einen Mann, der nicht nur eindringen möchte in den Schoß dieser verheißenden Frau, sondern auch in ihm versinken, ähnlich dem kleinen Kind, das, an den Körper der Mutter ge-

schmieg, dort einst die ersten Momente von Glückseligkeit erlebte – und zwar zu einer Zeit, als es seine Männlichkeit erst dumpf erahnte. Der Wunsch könnte den Mann also zurückführen hinter die Schwelle dieser Männlichkeit. Die die patriarchalischen Entwertungen abstreifende, ihrer eigenen Ressourcen gewisse Frau wäre gleichzeitig in der Lage, diesen Wunsch zu verwehren. Mit dieser Vorstellung wird sie aber auch zum *Inbegriff der Versagung*: Sie ist es, die diesen begehrenswerten Körper besitzt, der sich dem Wunsch darbietet, vergleichbar dem Körper der Mutter, der *alles* versprach, bevor der männliche Blick die Kastration über ihn verhängte. Sie verfügt über diesen Körper autonom; durch ihre bloße Existenz widerspricht sie deshalb auch der Illusion seiner immerwährenden Verfügbarkeit. Damit führt sie aber auch den narzißtischen Anspruch auf diese immerwährende Verfügbarkeit ad absurdum, für die die unbewußten Phantasien des Knaben/Mannes eine Garantie zu bieten schienen. Dies jedoch ist eine *scham- und wutauslösende Vorstellung*.

Die *andere Frau*, die in der Lage ist, sich seinem Wunsch zu verweigern, der dieser Wunsch vielleicht sogar aus dem Sinn geriete, weil sie – nach ihrem eigenen Gesetze angetreten – anderen (eigenen) Zielen folgt, muß die *narzißtische Wut* des Mannes wecken. Auf einer primitiven Ebene provoziert so allein schon ihre potentielle Verweigerung, ebenso wie die in der Verweigerung beschlossene Anmaßung, Gewalt – phantasierte oder reale Gewalt. »Sie« wird damit zur Verkörperung des Bösen, welches nur dem Sekundärprozeß als das *männliche Böse* erscheint, wo doch allein bereits ihre Existenz genügte, um dieses Böse zu wecken: Grund genug, es ihr auch anzulasten. In der Phantasie von ihrer Kastration und der damit verbundenen Entwertung erscheint diese Gefahr gebannt, und mit ihr eine andere, vielleicht noch ängstigendere Phantasie: Die nicht mehr negierte Vorstellung von Vulva und Vagina im Verein mit der Idee einer *begehrenden* Frau verweisen den Mann, wie einst schon den Knaben, auf die Möglichkeit des eigenen »Versagens«, d. h. der Unfähigkeit, mit der eigenen genitalen Ausstattung dem Begehren dieser Frau wirklich zu genügen. Die in diesem Kontext – innerhalb und außerhalb der Psychoanalyse – immer wieder herangezogene Kastrationsmetapher wendet auch diese männliche Erfahrung in eine von außen zugefügte. Statt »ich habe Angst zu versagen« oder »ich habe ver-

sagt« heißt es dann: »*Sie* (seltener: *er*) könnte mich kastrieren (hat mich kastriert).« Die Scham wird so in Aggression verkehrt, die allein schon deshalb erträglicher ist, weil sie ein Ziel »draußen« findet – hier in der Frau als »Täterin«.

Es ist die *andere Frau*, die scheinbar all dies bewirken kann: Sie kann dem Mann die Männlichkeit rauben, ihn zum Kind machen, ihn zur Bestie stempeln, und – so die nächste Zuschreibung – sie *will* es auch. Das bedeutet, daß sie ihre »Macht« sadistisch gegen den Mann wendet, und wenn sie dies nicht tut, dann könnte sie es doch. Ihre Gnade oder Ungnade sind also willkürlich – so wie vielleicht auch der Mann sich als Beute seiner Impulse fühlt. Mit einem Wort: *Sie ist schuld an dem, was sie bewirkt oder bewirken könnte*. In diesem narzißtischen Denkgebäude (um ein solches handelt es sich) wird sie damit vom *Inbegriff des Wunsches* früher oder später unweigerlich zum *Inbegriff des Bösen*.

Das Bild der *anderen Frau*, des weiblichen Subjekts, das so für einen kurzen Moment hinter dem Weiblichkeitsentwurf der »kastrierten Frau« auftauchte und sich dem Mann als *Du* (anstelle eines Spiegels) anbot, wird hier also in eine neue Konstruktion gebannt; ich nenne sie – als Pendant zur »kastrierten Frau« der Freudschen Weiblichkeitstheorie – die »furchtbare Frau«, die sich zur Idee der (entwerteten) »kastrierten« Frau verhält wie die zwei Seiten einer Münze: Beide dienen der Unschädlichmachung des autonomen weiblichen Subjekts, indem sie es entweder entwerten (»kastrieren«) oder aber dämonisieren.

Damit deutet sich die Idee eines *doppelten Weiblichkeitsentwurfs im Diskurs der Psychoanalyse* an, die später (Kap. 8–12) ausgeführt werden soll, die wir in ihren Grundzügen aber doch schon an dieser Stelle skizzieren können.

Danach bedeutet das Auftauchen der *anderen Frau* (des weiblichen Subjekts) im narzißtischen Universum des Mannes (synonym: in der Situation des Patriarchats) für den Mann den *Verlust des Spiegels* und das *Auftauchen des Wunsches*. Der Verlust des Spiegels geht mit Fragmentierungsangst und Wut einher; der Wunsch weckt Phantasien und Ängste, wie wir sie gerade eben beschrieben haben. Alle diese Reaktionen erscheinen in der Projektion auf das weibliche Subjekt nach folgendem Muster:

| | |
|--|--|
| <i>Reaktion des Mannes</i> | <i>Zuschreibung an das weibliche Subjekt</i> |
| Narzißtische Wut | Sie ist wütend |
| Sie soll kastriert sein! | Sie will mich kastrieren |
| Ich bin gierig auf sie | Sie will mich fressen |
| Sie soll zurück in ihre abhängige Existenz | Sie will mich wieder zu ihrem Sohn machen |
| Ich möchte sie vernichten | Sie will mich vernichten |
| Ich möchte zu ihr zurück | Sie will mich vereinnahmen etc. |

Es ist dieses Netz von Zuschreibungen, unter dem die Vorstellung von der *anderen Frau*, das für einen Moment sichtbar gewordene weibliche *Du* des Mannes, verschwindet, um auch hier wieder einer männlichen Konstruktion Platz zu machen, diesmal dem Konstrukt der »furchtbaren Frau«, der Verkörperung nun nicht mehr seines entwerteten, sondern seines negativen, gefürchteten, »bösen« Selbst: Kreiert ist die *Medusa*, der (von einer Frau verkörperte!) Inbegriff des Grauens, dem ins Angesicht zu schauen den Mann versteinern läßt.

Für Freud war es bekanntlich der Kastrationsschreck, der von dem abgeschnittenen Medusenhaupt ausging: Es signalisiere, genauso wie auch der Anblick des penislosen weiblichen Genitales, die Möglichkeit der Kastration; im »Starrwerden« (im Unbewußten ein Äquivalent der Erektion) werde dieser Schreck gleichzeitig ausgedrückt und negiert (Freud 1940 c, S. 47). Wir haben die Kastrationsmetapher demgegenüber auf der Ebene des Gegenwartsunbewußten zu lesen versucht, um zu sehen, was sie *dort* bedeutet. Es lag uns näher, in der Konstruktion der »furchtbaren Frau« (der Gorgo, der Medusa usw.) das negative, projizierte Selbst des Mannes zu vermuten, der sich in der Medusa sein Projektionsfeld schafft, einen negativen Spiegel, der signalisiert: »Schau weg, du könntest dich selbst erkennen und nicht ertragen, was du siehst.« Andere Bedeutungen des so dämonisierten Weiblichen werden uns später (v. a. in Kap. 8) begegnen.

Für die Ebene des *Gegenwartsunbewußten* ist die mögliche Herkunft dieses Weiblichkeitskonstrukts (der »furchtbaren Frau«) aus dem *Vergangenheitsunbewußten* ebenso irrelevant wie die in diesem Zusammenhang immer wieder auftauchende Frage, ob es sich dabei

eher um die »ödipal-enttäuschende« oder aber die »allmächtige frühe« Mutter handle (vgl. dazu auch Sandler u. Sandler 1984). Die Frage lautet vielmehr, welches der aktuelle Anlaß für die Dämonisierung des Weiblichen ist und was im Anlitz der Medusa sichtbar würde, würde man ihr *jetzt Aug' in Auge* gegenüber treten. Das (an den Mann gerichtete!) Signal: »Schau nicht hin, es könnte dein Tod sein«, deutet darauf hin, daß es hier weiter darum geht, etwas zu vermeiden. Die Dechiffrierung dieses Signals wird uns deshalb auch noch ausgiebiger beschäftigen.

Vorher aber möchte ich mich der Frage zuwenden, wie es möglich wird, daß die hier aufgedeckten männlichen Phantasiesysteme sich im Diskurs der Psychoanalyse offenbar immer wieder in Theorie übersetzen und sich auf diesem Wege Bestätigung verschaffen (was immer auch bedeutet, daß von diesem Muster abweichende Phantasien, also z. B. die einer autonomen und gleichzeitig *nicht*-kastrierenden Frau, *nicht* in gleichem Maße validiert werden).

4.5 Vom analysierten zum analytischen Mythos – Die Herstellung von Wahrnehmungs- und Denkkidentität

Unbewußte Phantasien können – wie wir bereits gesehen haben – über längere Zeit nur überdauern, wenn sie von außen wahrnehmbar bestätigt werden, die innere Phantasieszene also eine über Sinneseindrücke vermittelte Entsprechung in der Außenwelt findet. Wie gelangen die hier beschriebenen unbewußten Phantasien über die Geschlechterdifferenz zu einer solchen »Wahrnehmungsidentität« (Freud 1900a)? Vor allem aber: Wie gelingt ihre Validierung über scheinbar logische (also sekundärprozeßhafte) Ableitungen im Rahmen eines wissenschaftlichen Theoriemodells? Wie kommt es zur Herstellung von »Denkkidentität«? Der Übersichtlichkeit halber werden wir diese Fragestellungen getrennt verfolgen, obwohl sich zeigen wird, daß beide Ebenen der Validierung, also die über die Sinne und die über das Denken, in der Praxis eng miteinander verflochten sind. Dies gilt insbesondere für die Ebene der Inszenierung, in der unbewußte Phantasie, gedanklicher (theoretischer) Wirklichkeitsentwurf und zwischenmenschliche »Realität« zur Deckung gelangen.

Herstellung von Wahrnehmungsidentität

Unbewußte Phantasien über das eigene und das Gegengeschlecht oder auch über die Beziehung der Geschlechter lassen sich grundsätzlich über Sinneseindrücke validieren – genauer: über die tendenziöse Selektion von Sinneseindrücken. Dazu muß das Phantasierte in der Realität ausfindig gemacht und – wo nötig – im Sinne der unbewußten Phantasie passend umgedeutet werden. Das Paradebeispiel für eine derart erzeugte Wahrnehmungsidentität ist der (männliche) Blick auf das weibliche Genitale, der – unter sorgfältiger Ausblendung oder Abspaltung aller in diesem Kontext sonst noch möglichen Wahrnehmungen – einen einzigen, negativen Sinneseindruck, nämlich »kein Penis!«, registriert, dem sich die Schlußfolgerung »also kastriert!« anschließt. Das so konstruierte und verinnerlichte Bild der »kastrierten« Frau kann bei Bedarf jederzeit wieder abgerufen und durch den gleichen selektiven Blick auch immer wieder validiert werden.

Ein ähnliches Prinzip gilt für jenen Teil des unbewußten Phantasiedenkens, der sich um männliche und weibliche Persönlichkeitskonstrukte dreht – Phantasiegebilde also, deren bewußtseinsfähige Derivate wohl am ehesten der Struktur von Geschlechtsstereotypen entsprechen dürften. So *gibt* es selbstverständlich vom Mann abhängige Frauen; es *gibt* Mütter, die sich nur einen Sohn und nie ein Mädchen wünschen; Frauen, die wenig sexuelle Interessen haben oder deren Über-Ich korrupt ist; Frauen, die scheinbar unnötig leiden oder passiv auf ihre »Errettung« hoffen etc. Man kann sie tagtäglich antreffen, im eigenen Alltag, mehr noch in den Massenmedien. Für die unbewußte Phantasie sind diese Wahrnehmungen der »Beweis«. Gegenteilige Beobachtungen oder einfach die Erfahrung der gelebten ungeheuren Vielfalt von Mann-Frau-Beziehungen können daran nicht rütteln. Sofern ihnen überhaupt Bedeutung beigemessen wird, figurieren sie – wie aus der Stereotypenforschung hinlänglich bekannt (vgl. z. B. Tajfel 1981) – als die berühmten »Ausnahmen, die die Regel bestätigen«.

Freud selbst machte hier keine Ausnahme. Um jene Erscheinungen zu »erklären«, die nicht in sein Bild der Frau und des Geschlechterverhältnisses paßten, zog er nach eigenem Bekenntnis gerne seine These von der menschlichen »Bisexualität« heran. So heißt es z. B. in den *Neuen Vorlesungen zur Psychoanalyse*:

Der Eigenart der Psychoanalyse entspricht es [dann], daß sie nicht beschreiben will, was das Weib ist, – das wäre eine für sie kaum lösbare Aufgabe, – sondern untersucht, wie es wird, wie sich das Weib aus dem bisexuell veranlagten Kind entwickelt. Wir haben darüber einiges in letzter Zeit erfahren dank dem Umstande, daß mehrere unserer trefflichen Kolleginnen in der Analyse begonnen haben, diese Frage zu bearbeiten. Die Diskussion darüber hat aus dem Unterschied der Geschlechter einen besonderen Reiz bezogen, denn jedesmal, wenn eine Vergleichung zu Ungunsten ihres Geschlechts aufzufallen schien, konnten unsere Damen den Verdacht äußern, daß wir, die männlichen Analytiker, gewisse tief eingewurzelte Vorurteile gegen die Weiblichkeit nicht überwunden hätten, was sich nun durch die Parteilichkeit unserer Forschung strafte. Wir hatten es dagegen auf dem Boden der Bisexualität leicht, jede Unhöflichkeit zu vermeiden. Wir brauchten nur zu sagen: Das gilt nicht für Sie. Sie sind eine Ausnahme, in diesem Punkt mehr männlich als weiblich (Freud 1933a, S. 124).

Dieser Typus der »Beweisführung« wird uns – wenn auch kaum derart unverhüllt – bei unserer ideologiekritischen Bestandsaufnahme psychoanalytischer Feststellungen über die Geschlechterdifferenz noch häufiger begegnen. Er folgt einem charakteristischen Muster, welches ich bereits früher (s. S. 55) kurz beschrieben habe. Darin werden A-priori-Setzungen des »Männlichen« und des »Weiblichen« eingeführt, die – wie ausdrücklich zugestanden – in der »Realität« (d. h. beim einzelnen Mann, bei der einzelnen Frau) in ganz verschiedenen Mischungen auftreten können und also beileibe keine Norm präjudizieren sollen. Faktisch bedeutet dies, daß die A-priori-Setzungen durch die Realität nicht widerlegt werden können: Die im täglichen Leben antreffbaren Männer und Frauen sind dann nur mehr Belegexemplare für die Variabilität von »männlich«-»weiblichen« Mischungsverhältnissen.

Daß die Freudsche Weiblichkeitstheorie sich tendenziell als geschlossenes Denksystem präsentiert, das mit der Norm auch die Interpretation für Abweichungen von seinen Setzungen liefert, die auf diese Weise systemimmanent nicht mehr falsifiziert werden können, zeigen die (mißbräuchlichen!) Penisneiddeutungen, mit denen in der Psychoanalyse Frauen belegt wurden (und werden!), die sich den traditionellen Beschränkungen ihrer Geschlechterrolle widersetzen und gegen männliche Bevormundung, auch innerhalb psychoanalytischer Institutionen, aufbegehren. Je heftiger dieses Aufbegehren, so lautet diese »Deutung«, desto größer der zu vermutende

Penisneid, und vice versa. In solchen sich selbst verstärkenden Zirkeln gehen Wahrnehmungs- und Denkidentität eine enge Verbrüderung ein. Die androzentrische Metapher, in der es keine »Schwestern« gibt, ist hier ausnahmsweise am Platze: Was sich auf diese Weise validiert, ist das männliche Phantasiedenken, so wie auch die Freudsche »Theorie der Weiblichkeit« eine Manifestation des *männlichen Unbewußten* ist.

Herstellung von Denkidentität

In den bisher beschriebenen Operationen zur Herstellung von Wahrnehmungsidealität für unbewußte Phantasien spielten sekundärprozeßhafte, logische oder doch pseudo-logische »Beweisführungen« nur eine untergeordnete Rolle. Dies ändert sich, wenn wir nun ausdrücklich nach der Herstellung von *Denkidentität* für unbewußte Phantasien fragen, deren Derivate sich – wie im Fall der Freudschen Weiblichkeitstheorie – zu einer »Theorie« verdichten, die sich klar als solche deklariert, an deren logische Konsistenz mithin auch ungleich höhere Anforderungen gestellt werden als an entsprechende Konstrukte der Alltagspsychologie. Gleichzeitig haben wir es mit dem nicht selbstverständlichen Phänomen zu tun, daß eine Theorie, die scheinbar ersonnen wurde, um unbewußtes Phantasiedenken ans Licht und damit unter die Herrschaft des Ich zu bringen, offenbar auch Verwendung findet, um diese Phantasien zu bestätigen und als Theorie zu validieren. Dabei darf die logische Konsistenz der Theorie keine sichtbare Einbuße erleiden; sie ist es ja gerade, die dem Rationalisierungsvorgang – um einen solchen dürfte es sich handeln – seine Überzeugungskraft verleiht. Was macht diesen Rationalisierungsvorgang möglich? Was muß geschehen, damit Phantasie und »Wahrheit« derart unerkannt im gleichen theoretischen Gedankengebäude nebeneinander bestehen können?

Hier spielen sicherlich zunächst *institutionelle Rahmenbedingungen* eine Rolle: Eine einmal etablierte Theorie wird um so weniger hinterfragt, je angesehener die professionelle Gruppe ist, die sie vertritt, und je unbestrittener der wissenschaftliche Rang, den ihr Begründer innerhalb dieser Expertengruppe innehat. Dies gilt insbeson-

dere dann, wenn die Profession sich auf die Gültigkeit der Theorie geeinigt hat, ihr praktisch den Status eines Paradigmas zuerkennt (vgl. Kuhn 1962). Kritik am herrschenden Paradigma stempelt den Kritiker dann leicht zum Dissidenten, der eher aus der Gruppe eliminiert wird, als daß er Gelegenheit bekäme, den »Gegenbeweis« zu führen. Das entbindet die Vertreter der etablierten Theorie jedoch nicht, allzu offenkundige Widersprüche im herrschenden Paradigma zu erklären oder sonstwie Stellung zu beziehen.

Im Falle der Freudschen Weiblichkeitstheorie geschieht dies meinem Eindruck nach vorwiegend durch einen *Prozeß der fortgesetzten Widerlegung*. Nur wenige Analytiker reden heute noch ganz ungeeignet von »Penisneid« und »weiblichem Masochismus«; trotzdem bleiben diese Vorstellungskomplexe im Gespräch, und zwar in einer aus zunächst schwer begreiflichen Gründen immer wieder neu zu vollziehenden *Negation*. Kein psychoanalytisches Buch, kein Zeitschriftenartikel zum Thema »Weiblichkeit« ohne die obligate Auseinandersetzung mit den einschlägigen Freudschen Vorstellungen zu diesem Thema, und das seit vielen Jahrzehnten! »Was ständig wiederholt wird, muß existieren!« sagt sich das Unbewußte, das keine Verneinung kennt. (Prinzipiell gilt dies auch für die hier angestellten Überlegungen – mit dem Unterschied allerdings, daß das Wiederholungsmoment hier in die Reflexion gehoben wird.)

Neben solchen eher umfeldabhängigen Faktoren sind es bestimmte (theorieimmanente) *Denkoperationen*, die sich dazu eignen, unbewußtes Phantasiedenken in wissenschaftlicher Theoriesprache zu bekräftigen. Freuds Theorie der Weiblichkeit wurde unter diesem Aspekt bereits mehrfach kompetent untersucht (vgl. z. B. Schafer 1974; Irigaray 1974; Schlesier 1981).

Ich werde deshalb hier lediglich auf einige Denkoperationen verweisen, die für die (unbemerkte) Mythologisierung von Wissenschaftssprache prädestiniert erscheinen (weitere Hinweise bei Barthes 1957). Es sind dies v. a. *Fehlattribuierungen, Auslassungen, Assoziationen, Dissoziationen, Überdehnung von Begriffen, analogische Beweisführung, metaphorische Ausdrucksweise* und die unbemerkte *Konkretisierung von Metaphern* – ein Prozeß, den Mentzos (1971) auch als »regressive Desymbolisierung« beschrieben hat.

Bei Freud und seinen orthodoxen Nachfolgern findet man in die-

sem Kontext v. a. ein charakteristisches *Driften zwischen Metapher und Wesensaussage, Phantasie und Realität*. Der Ebenenwechsel erfolgt unbemerkt, ohne daß die damit erzeugte Widersprüchlichkeit des Diskurses auffällig würde und nach Klärung verlangte. So erwähnt Freud wiederholt, daß das kleine Mädchen auf die Entdeckung seiner Penislosigkeit mit der *Phantasie* reagiere, es sei kastriert. Beinahe gleichzeitig spricht er jedoch von der »Entdeckung seiner Kastration«, von der Weigerung, »die Tatsache ihrer Kastration anzunehmen«, und vom Bedürfnis der Frau, ihre »sexuelle Minderwertigkeit« zu verbergen (Chodorow 1978, S. 189; Hervorhebungen von mir). Von der Klitoris ist als »verkümmertem Penis« die Rede oder auch als Organ, das in »Wirklichkeit nur ein ungenügender Ersatz für den Penis ist« (a. a. O., S. 190; Hervorhebung von mir). Bei Abraham kann man dann über die Bedeutung dieser Organe lesen: »Das Mädchen hat primär keineswegs ein Minderwertigkeitsgefühl hinsichtlich seines Körpers und vermag daher zunächst nicht anzuerkennen, daß er, mit demjenigen des Knaben verglichen, einen Defekt aufweise« (1921, S. 70; Hervorhebung von mir). Und: »Halten wir uns vor Augen, daß die sexuelle Aktivität an das männliche Organ gebunden, das Weib daher nur imstande ist, die Libido des Mannes zu reizen oder ihr entgegenzukommen, sonst aber zu einem abwartenden Verhalten gezwungen ist!« (a. a. O., S. 96; Hervorhebung im Original).

Haben wir es hier mit einer verdeckten *Konkretisierung von Metaphern* zu tun, dem Verlust ihres »Als-ob-Charakters«, wie er uns sonst v. a. in den Denkstörungen von Borderlinepatienten begegnet (vgl. Mentzos 1971; Rohde-Dachser 1979), so macht Schafer (1974) auf die *Überdehnung von Konzepten und damit verbundene Fehlattribuierungen* in Freuds Theoriebildung aufmerksam, die den gleichen mystifizierenden Effekt erzielen.

Um nur ein Problem herauszuheben: Freud begünstigte vorschnell die Etikettierung »Penisneid« für einen vielschichtigen Bereich von Gefühlen, Wünschen und Phantasien, von denen Penisneid lediglich ein Teil ist, obwohl oft höchst intensiv und folgenreich. Hier kann der Einfluß des Phallogozentrismus kaum übersehen werden (Schafer 1974, S. 348; Übersetzung von mir).

Auslassungen resultieren v. a. aus dem mangelnden Interesse am subjektiven Erleben von Frauen und Müttern, von ihren negativen

Gefühlen über ihre Weiblichkeit und den Wert ihres Geschlechts einmal abgesehen. Über Freuds »Lücken« sagt Schafer in diesem Zusammenhang: »Es scheint, daß er den Vater und den Kastraten in sich und anderen Männern kannte, nicht aber die Mutter und die Frau« (Schafer 1974, S. 357). Alle diese Aussagen und Auslassungen verflechten sich in einem Theorietext wiederum zu einem Netz von *Assoziationen* und *Dissoziationen*, die unabhängig von ihrem jeweiligen logischen Kontext eine Gestalt erzeugen, die mit dem involvierten Phantasiedenken koinzidiert.

In der *analogischen Beweisführung* schließlich legitimiert sich eine Behauptung mit Hilfe eines Vergleichs; dabei gewinnt das herangezogene Vergleichsobjekt unversehens normierende Funktion, wie etwa in Freuds (an anderer Stelle von ihm vorsichtig relativierter) Feststellung:

Die männliche Geschlechtszelle ist aktiv beweglich, sucht die weibliche auf und diese, das Ei, ist unbeweglich, passiv erwartend. Das Verhalten der geschlechtlichen Elementarorganismen ist sogar vorbildlich für das Benehmen der Geschlechtsindividuen beim Sexualverkehr (Freud 1933a, S. 122).

Bestätigung der unbewußten Phantasie mittels Inszenierung

Neben den hier beschriebenen Operationen zur Validierung unbewußter Phantasien durch Herstellung von Wahrnehmungs- und Denkidentität sind es die *Inszenierungen*, in denen unbewußte Phantasien von der Differenz der Geschlechter nach Verwirklichung drängen, um sich damit gleichzeitig jene Entsprechung im psychischen Außenraum zu verschaffen, die sie zu ihrer Erhaltung benötigen. Dies funktioniert, wie wir bereits gesehen haben, auf dem Weg der *Rollenzuweisung* und der *Rollenübernahme* (vgl. Sandler 1976a).

Die Freudsche Weiblichkeitstheorie, die eigentlich beschreiben will, wie das Weib wird, und nicht, was das Weib ist (vgl. Freud 1933a, S. 124), enthält entgegen diesem Anspruch eine ganze Reihe offener und latenter *Rollenzuweisungen* an das andere Geschlecht. Sie betreffen einmal die »Entwicklung des kleinen Mädchens zum normalen Weib« (1933a, S. 124), wo laut Freud erwartet werden kann, daß »die Konstitution sich nicht ohne Sträuben in die Funktion fügen

wird« (a. a. O.). Dieser Satz deutet an, daß nicht damit zu rechnen sei, daß die Frau sich freiwillig in die ihr durch ihr Geschlecht (1) zugemuteten Beschränkungen fügen werde, in welches die »Natur« offenbar einen merkwürdigen Widerspruch zwischen »Konstitution« und »Funktion« eingewoben hat. Wenn sie sich trotzdem entschließt, diesen schweren Weg zu gehen und die an ihre Weiblichkeit gekoppelten Verzichtleistungen auf sich zu nehmen (z. B. auch den phasengerechten Tausch der erogenen Leitzone, sprich: Klitoris gegen Vagina [vgl. Freud 1905 d, S. 122]), wird sie nach den latenten Normierungen dieser Weiblichkeitstheorie zur »richtigen« Frau. An diese Frau ergeht eine *latente Botschaft*, die nach dem Muster der »narzißtischen Kollusion (Willi 1975) konstruiert ist und lautet: »Du bist defekt, ich aber bin vollkommen. Wenn du bereit bist, deine »Kastration« zu akzeptieren und statt dessen mein Genitale zu idealisieren, dann wirst du an meiner Vollkommenheit teilhaben. Folge mir, sei mir untertan, sei ein Teil von mir; dies ist der Weg, um deinen Defekt zu heilen!« Die gleiche Botschaft lautet im Negativ: »Du sollst nicht merken, daß du auch ohne mich vollwertig bist und existieren könntest.«

Entsprechend dem bisherigen Ergebnis unserer tiefenhermeneutischen Aufklärung des Freudschen Weiblichkeitsentwurfs ließe sich diese Botschaft auch noch weiter differenzieren. Sie könnte z. B. so lauten:

»Sei mein Spiegel!

Du bist nichts ohne mich! Aber mit mir bist du alles!

Bleibe kastriert!

Tue nichts, das mich zwingt, dich in einen Dämon zu verwandeln!

Erspare mir den Blick auf das Gorgonenhaupt!

Verhindere, daß ich mich selbst erkenne!

Laß mich niemals wissen, daß du dies alles für mich tust!«

Sandler (1976b) meint, daß der Adressat einer solchen Botschaft den Sinn der Inszenierung unbewußt versteht und die ihm – ebenso unbewußt – angesonnene Rolle übernimmt. Wenn dies zutrifft, dann akzeptiert er mit diesem Schritt aber auch die insgeheim mit der Rolle verknüpften Versprechungen, Belohnungen und (Ent)täuschungen. Wir dürfen vermuten, daß dies auch für die in Freuds Weiblichkeits-

theorie enthaltenen latenten Botschaften zutrifft, die viele Frauen, darunter auch viele Psychoanalytikerinnen, seither gehört und in sich aufgenommen haben. Wir wollen uns nunmehr mit ihrer Antwort befassen. Stellvertretend für sie soll zunächst Helene Deutsch zu Worte kommen.

Anmerkungen

- 1 Psychoanalytiker datieren die Entdeckung des Geschlechtsunterschieds ins 2./3. Lebensjahr (vgl. Mahler et al. 1975; Roiphe u. Galenson 1981). Nach Kohlbergs ausgedehnten empirischen Forschungen fällt die Herausbildung der Geschlechtsidentität schwerpunktmäßig in den Zeitraum vom 2. bis zum 5. Lebensjahr (vgl. Kohlberg 1966, 1969). Gegen Ende des 2. Lebensjahres hat sich beim Kind jedoch bereits eine nicht mehr reversible Kerngeschlechtsidentität (»*core gender identity*«; vgl. Stoller 1986) entwickelt. Eine gute Übersicht über die teilweise widersprüchlichen psychoanalytischen Theorien zur Entstehung der weiblichen und männlichen Geschlechtsidentität noch vor dem Eintritt in den Ödipuskomplex zusammen mit neueren Forschungsergebnissen gibt Ethel Person (1983c).
- 2 Die hier entworfene Mutter ist auch die »Mutter der Wiederannäherung«, wie sie von Mahler beschrieben wird (vgl. Mahler et al. 1975). Die Zeit der Entdeckung und Verarbeitung des Geschlechtsunterschieds in der 2. Hälfte des 2. Lebensjahres fällt mit der »Wiederannäherungskrise« zusammen, mit der Mahler zufolge Kinder auf die Entdeckung ihres Getrenntseins von der Mutter reagieren. In dieser Entwicklungsphase suche das Kind, so Mahler, v. a. nach einer optimalen Distanz von der Mutter, während es sich zwischen Trennungsangst und Angst vor Wiederverschlingung hin- und hergerissen fühle. In dieser Situation ist es wichtig, daß die Mutter am Ort bleibt, so daß das Kind sicher sein kann, sie bei seiner Wendung zurück zu ihr wieder vorzufinden. Diese immobile »Mutter der Wiederannäherung« ist offensichtlich stabil in das Weltbild des phallischen Monismus (und die aus ihm abgeleiteten Theorien) integriert.
- 3 Hierzu vgl. insbesondere in Kap. 6.2 (S. 144 ff.) die Ausführungen über die Containerfunktion des Weiblichen im Patriarchat.

5 Komplementaritäten – Freud und Helene Deutsch

Helene Deutsch (geb. 1884) war Freuds »Liebling« (Roazen 1985) und eine der Pionierinnen der Psychoanalyse. Sie leitete das Wiener Ausbildungsinstitut von seinen Anfängen 1925 bis zu ihrer Emigration in die USA im Jahr 1935, wo sie sich zusammen mit ihrem Mann, Felix Deutsch, in Boston als Lehranalytikerin niederließ und dort das Bostoner Psychoanalytische Institut aufbaute (vgl. Thompson 1987). Vorher war sie Lehranalytandin bei Freud in Wien und später in Berlin bei Karl Abraham. 1925 veröffentlichte sie ihren ersten Aufsatz zu Fragen der weiblichen Sexualität, dem zahlreiche weitere Publikationen folgten. Ihr bekanntestes Werk, die in zwei Bänden abgefaßte *Psychologie der Frau*, entstand im Exil und erschien 1944/45, zunächst in englischer Sprache. Über ihre Beziehung zu Freud wird kolportiert, daß ihre 1918 bei ihm begonnene Lehranalyse ein Jahr später ein abruptes Ende fand, als Freud ihr eines Tages erklärte, er müsse ihre Stunde nun dem »Wolfsmann« geben. »Seine Schlußworte waren: ›Sie sind nun meine Assistentin.‹ Helene reagierte mit einer tiefen Depression, tat jedoch, wie ihr gesagt worden war« (Grotjahn u. v. Scheidt 1976, S. 207). In ihrer Selbstbiographie (Deutsch 1973) spricht sie von Freud als dem Mann, »dessen sie dankbar gedenkt, weil er nach der Befreiung von der Tyrannei ihrer Mutter und der Begegnung mit dem Sozialismus den dritten entscheidenden Wendepunkt in ihrem Leben herbeiführte: ›die Sprengung der Ketten des Unbewußten durch die Psychoanalyse« (zit. nach Grotjahn u. v. Scheidt, S. 208).

Im folgenden werde ich zunächst die Hauptthesen der *Psychologie der Frau* (1944/45) zusammenfassen. Diese Zusammenstellung wird etwas umfangreicher ausfallen als der Thesentext des vorigen Kapitels, weil ich davon ausgehe, daß Helene Deutschs Vorstellungen über die Psychologie der Frau vielen Leserinnen und Lesern weniger ver-

traut sind als Freuds Weiblichkeitstheorie; außerdem sollten auch in der Zusammenfassung jene Nuancen sichtbar bleiben, aus denen das latente Spannungsverhältnis zwischen fast bedingungsloser Rezeptionsbereitschaft und Widerspruch gegenüber dem Weiblichkeitsentwurf von Freud erkennbar wird, das – mit dem »dritten Ohr« erlauscht – das Werk Helene Deutschs durchzieht. Um den Fluß der Darstellung nicht zu stören, werde ich auf akribisch genaues Zitieren verzichten, mich aber gleichzeitig so eng wie möglich an die Ausdrucksweise und die Wortwahl der Autorin halten.

5.1 Helene Deutsch: »Die Psychologie der Frau«

Die psychosexuelle Entwicklung des Mädchens

Für Helene Deutsch verlaufen die ersten beiden Phasen der psychosexuellen Entwicklung bei Jungen und Mädchen gleich. Dann führt der Aktivitätsschub der phallischen Phase für das Mädchen zu einem »Genitaltrauma«, das von nun an seine Entwicklung bestimmt. Das Trauma besteht darin, für die Triebabfuhr kein geeignetes Organ zu haben (die Klitoris ist dafür ungeeignet, kaum tastbar, in Relation zum gesteigerten Triebbedürfnis ohnehin inadäquat; frühere Klitorismasturbation gerät in Vergessenheit). Dieses Genitaltrauma bestimmt die weibliche Entwicklung; der Penisneid des Mädchens resultiert daraus, ist also bereits eine sekundäre Erscheinung. Das Genitaltrauma bewirkt auch den *Umschlag der Aktivität in Passivität*.

Die Vorpupertät bringt einen neuen Aktivitätsschub und ein erneutes Genitaltrauma (Klitoris *nicht mehr*, Vagina *noch nicht* verfügbar), mit gleichem Ergebnis wie in der »phallischen« Phase: Umschlag der Aktivität in Passivität. Das Interesse des Mädchens für das eigene Sexualorgan erwacht erst durch die Menstruation. Die Vagina wird erst vollends durch den Koitus erschlossen (»überwältigt«).

Die typischen weiblichen Kindheitsängste um das Körperinnere und um die körperliche Integrität werden zum »eisernen Bestandteil« des Unbewußten der Frau; sie bedingen auch ihre »Angst vor Weiblichkeit«. Der »Männlichkeitskomplex« der Frau (d. h. ihre aktivmännliche Selbstdefinition) steht im Dienste dieser Angstabwehr.

Der Sexualakt ist der erste Akt der Mutterschaft. Der Orgasmus der Frau hat v. a. einen empfangenden Aspekt. Es gibt einen »mütterlichen« und einen »böartigen« weiblichen Orgasmus: Der böartige (»antimütterliche«) Orgasmus ist nur auf eigene Lust bedacht und preßt den Samen aus der Vagina heraus, so daß die Empfängnis unmöglich wird.

Beziehung zu Vater und Mutter

Die »Kämpfe« der phallischen Phase wie die der Vorpupertät drehen sich um die *Befreiung von der Mutter*, der Vater (»geliebt oder gehaßt«) bleibt im Hintergrund, übt keinen Einfluß aus. Die Entwicklung des Mädchens kennt keinen vollständigen »Objektwechsel«; der Vater ist immer Dritter im Bunde, auch wenn die Hauptrolle zwischen den Eltern hin- und herwechseln kann. In allen Phasen des Lebens spielt die *Bindung an die Mutter* eine große Rolle im weiblichen Seelenleben; wenn die Beziehung nicht zu regressiv ist, ist dies »ein Segen im Leben der Frau«. Das *Vaterbild des Mädchens* ist in einen »Tagvater« und einen »Nachtvater« gespalten; ersterer unterstützt die Aktivitätsbestrebungen des Mädchens; mit letzterem verknüpfen sich alle Gefahren (phantasierter!) grausamer Erlebnisse und sexueller Verführung. *Die Liebe des Weibes zum Manne speist sich aus zwei Quellen: der Liebe zum Vater und der Liebe zum Sohn – die Liebe zum Mann ist also eine abgeleitete Liebe.*

Mutterschaft

Die Phantasien der reifen Mutter haben das Kind als Zentrum. Der Sohn (»mütterlicher Mythos von der Geburt des Helden«) hat für die Mutter alle guten Eigenschaften ihres Vaters und alle jene, die ihrem Mann (d. h. dem Vater des Kindes) fehlen. Die Männer irren, wenn sie glauben, die Frau wünsche sich einen Sohn als Wiederholung seines Vaters. *Sie wünschen sich den Sohn als Verkörperung ihres Ich-Ideals, das ihr eigener Vater darstellte.*

Großvater und Vater wünschen sich in aller Regel einen Sohn, als

Garanten ihres Weiterlebens; die Tochter versucht, diesem Wunsch zu entsprechen. Darunter verbirgt sich jedoch oft ihr eigener »narzißtischer Wunsch« nach einer Tochter, um »mit ihr mit allem Zauber wiedergeboren« zu werden. Dieser Tochter gilt die Phantasie: »*Sie hat das, was der Vater an mir liebte.*«

Die mütterlichen Gefühle begleiten das Kind mit unverminderter Intensität in die Erwachsenenwelt. Das Kind entwickelt sich in diesem Prozeß zentrifugal von der Mutter weg; die Mutter bleibt konservativ gebunden und muß Verzicht leisten (ein »masochistisches Erlebnis« für die Frau). Das *Vorklimakterium* bringt einen neuen Aktivitätsschub und der Frau das alte Genitaltrauma. Die Frau als »Trägerin der Art« hat nunmehr ihre Existenz beendet. In dieser Lebensphase intensiviert sich die Sehnsucht nach dem Sohn. Erfüllung gibt es durch Enkelkinder. Ob durch »persönlich-egoistische« oder »allgemein-höhere« Zwecke geprägt: Ein Frauenleben erfüllt sich rückschauend nur durch Erfahrungen, die das Wesen der Mutterschaft ausmachen.

Frauenbild

Als Folge ihrer (durch ihre Anatomie!) gehemmten Aktivität neigen Frauen zu *ausgeprägtem Phantasieren*. Ebenso groß ist ihre *Bereitschaft zur Identifizierung*. Alle Frauen tragen in einem Winkel ihres Herzens außerdem das masochistische Bedürfnis, »Qualen der Sehnsucht und des Leidens aus Liebe zu empfinden«. Sie sind mit ihrer Verfassung nicht unzufrieden; für den (anatomisch erzwungenen) Verzicht auf Aktivität werden sie durch die Mutterschaft reichlich entschädigt. Außerdem können aktive Anteile, die der »Verdrängung« entgangen sind, durchaus gelebt werden, wenn nur der »weibliche Kern« (der passiv ist) intakt bleibt. Die Begabung der Frau liegt in der Intuition. Setzt sie statt dessen auf ihren Intellekt, wird das ihre Weiblichkeit verkümmern lassen. Abweichen von der vorgezeichneten Entwicklung bringt stets Gefahr für die Weiblichkeit mit sich und hat einen hohen Preis.

Unweibliche Frauen sind »egoistisch«, »aggressiv«, »intellektuell«, »gefühlsmäßig verkümmert«. Sie wollen mit den Männern rivalisieren, lernen von ihnen und gebrauchen diese Eigenschaften

dann, als wären es ihre eigenen. Sie sind für den Mann eine Last, während »gute Frauen« den Erfolg ihres Mannes, auch wenn er ihnen zu verdanken ist, identifikatorisch mitgenießen.

5.2 Von der Theorie zur unbewußten Phantasie – unbewußte Botschaften

Versucht man nun auch diesen Text ähnlich wie Freuds Weiblichkeitstheorie in eine intentionale Form zu bringen, um so zu seinem Grundmuster, dem »Text hinter dem Text« vorzudringen, kommt man zunächst zu annähernd folgender Version:

»Als kleines Mädchen, und auch später immer wieder, hatte ich die gleichen Wünsche und Bedürfnisse wie ein Junge (Mann). Der Unterschied ist, daß ich kein Organ zu ihrer Befriedigung habe. Deshalb muß ich auf vieles verzichten, was Männer können und was ich vielleicht sogar besser machen würde als sie. Das ist schlimm, aber ich weiß, ich werde dafür belohnt. Wenn ich Geduld habe und eine richtige Frau werde, werde ich heiraten und Mutter sein. Und ich werde die furchtbarsten Qualen aushalten und überstehen, aus Liebe und für mein Kind.

Und wenn ich dann einen Sohn bekomme, wird es wieder so wunderbar werden wie mit Vater früher. Oder schöner, denn der Sohn wird mir gehören, während der Vater der Mutter gehörte und außerdem immer im Hintergrund blieb, wenn die wichtigen Dinge passierten. Und Vater wird stolz auf mich sein, wenn ich ihm meinen Sohn präsentiere. Es wird ein Gefühl für ihn sein, als ob er selbst noch einmal anfangen würde zu leben und vor dem Tod gerettet wäre. Und sollte es eine Tochter sein, dann wird sie all das haben, was mein Vater an mir mochte, und auch dies wäre wie ein großartiger neuer Anfang. Wenn ich Kinder habe, werde ich nie mehr allein sein, und später werde ich an ihrem Leben Anteil nehmen können und auf diese Weise selber leben. Ich werde eine gute Mutter sein, die nicht an sich denkt, und nicht so egoistisch wie jene Frauen, die es den Männern nachmachen und die man heimlich auslacht, weil sie etwas versuchen, wozu sie von der Natur gar nicht ausgestattet sind. Die Natur wollte es

anders mit den Frauen, und die Natur weiß, was sie tut. Mir kann nichts passieren, solange ich mich an diese Ordnung halte.«

Vergleicht man den so transformierten und ins Intentionale gewendeten Text nun mit dem Ausgangstext, nämlich der thesenartigen Darstellung von Helene Deutschs *Psychologie der Frau*, dann erweist sich die Transformation hier im wesentlichen als eine Doublette des Ausgangstextes. Das Verhältnis von Oberflächen- und Tiefentext ist hier also ein gänzlich anderes als im Falle von Freuds Weiblichkeitstheorie, deren hintergründigen Sinn wir nach dem gleichen Prinzip zu erkunden versuchten. Um diesem Unterschied auf die Spur zu kommen, scheint es sinnvoll, zunächst die Oberflächenstruktur der beiden Texte miteinander zu vergleichen.

Der wichtigste Unterschied zwischen dem Freudschen Text und dem von Helene Deutsch besteht nun zweifellos darin, daß im ersten Fall ein Mann, nämlich Freud, eine Psychologie des Gegengeschlechts entwirft, während im zweiten Fall eine Frau, Helene Deutsch, über das Geschlecht theoretisiert, dem sie selbst angehört. Von dieser Theorie als einem eigenständigen weiblichen Identitätswurf zu sprechen wäre gleichzeitig in mehrfacher Hinsicht verfehlt. Helene Deutschs Feststellungen über die »Psychologie der Frau« spiegeln – mit einigen Modifikationen und Erweiterungen – den Weiblichkeitswurf zurück, wie er von Freud formuliert worden ist. Dies ist auch der Grund, warum die tiefenhermeneutische Interpretation im ersten Durchgang hier praktisch eine Doublette des Ausgangstextes liefert. Wir haben es ganz offensichtlich mit einer Situation zu tun, in der sich die Frau mit dem ihr angesonnenenen männlichen Weiblichkeitswurf identifiziert und diesen nun so darstellt (und erlebt?), als wäre er ihr eigener.

Die hinter dem Text verborgene und in der Transformation zu erschließende unbewußte Phantasie wäre dann v. a. eine an den Mann als Verfasser des Identitätswurfs adressierte *Beziehungphantasie*, die hier lautet:

»Ich bin so (ich möchte so sein), wie du (Vater, Mann) mich siehst und haben möchtest.«

Von dieser Basis aus wird nun auch deutlicher, warum der »weibliche« Ausgangstext sich beim ersten Transformationsversuch zunächst gegen die Entschlüsselung der in ihm verborgenen Ängste und Wünsche sperrte: Allem Anschein nach handelt es sich dabei im wesentlichen um identifikatorisch vom *Mann* übernommene Ängste, Wünsche und Phantasien. Hinweise für eine solche *männliche Identifikation* von Helene Deutsch finden sich im Text an vielen Stellen. So ist v. a. ihr Blick auf die Frau ein »männlicher Blick« – er mißt die Frauen unverhohlen mit dem Maß, das sonst Männer anlegen, wenn sie den »Wert« einer Frau einschätzen (z. B. als Gattin oder Mutter ihrer Kinder).

Folgt man dieser Spur, ergibt sich aus der weiteren Transformation des Textes anstelle einer beruhigenden Selbstversicherung (wie im Falle der Freudschen Theorie) eine ähnlich beruhigende Versicherung, die sich an einen andern, an den Vater/Mann adressiert. Die Botschaft: »*Ich bin so (will so sein), wie du (Vater, Mann) mich siehst und haben möchtest*«, läßt sich auf diesem Hintergrund dann auch in einer solchen Versicherung fortsetzen:

- »Weil dies so ist, brauchst du (Vater/Mann) nicht zu befürchten, daß
- ich jemals stärker, größer, mächtiger werden könnte als du (wie du weißt, bin ich von Natur aus passiv);
- ich jemals aus der Rolle heraustreten werde, die du mir zugewiesen hast, z. B. mit dir kämpfen und rivalisieren wie ein Sohn (nur »böse« Frauen würden so etwas tun);
- ich jemals ein eigenständiges, aktives, von dir unabhängiges Leben führen werde (wie du weißt, habe ich gar nicht das Organ dazu);
- ich dich anklagen könnte (nicht du bist ja der Grund meiner Benachteiligung, sondern die Natur);
- ich dich jemals in deinem Begehren wahrnehmen werde, denn ich weiß nichts von meiner Vagina und werde sie erst kennenlernen, wenn ein Mann (der Vater meiner Kinder) sie erschließt;
- mir jemals etwas wichtiger sein wird als du (oder der Sohn, den ich dir präsentieren werde).«

Das Fazit schließlich könnte dann wieder in einer Selbstversicherung bestehen:

»Mit meiner Weiblichkeit kann ich alles dies bewirken; deshalb bin ich froh und stolz, eine Frau zu sein.«

Das hinter dem Ausgangstext verborgene System unbewußter Phantasien scheint hier also in erster Linie der Beruhigung des Mannes zu dienen, aus der die Frau ihrerseits ein Gefühl der Sicherheit und des Identitätsstolzes bezieht. Gleichzeitig entpuppt sich der Mann darin immer deutlicher als der *Vater der Tochter*, die weiblichen Phantasien verraten eine intensive Einfühlung in diesen Vater, seine Wünsche, Bedürfnisse und Ängste, und eine große Bereitschaft, sich nach dem von ihm bereitgestellten (töchterlichen) Lebensentwurf zu formen. Aus der Mann-Frau-Beziehung des Oberflächentextes wird in dem »Text hinter dem Text« so unversehens eine Vater-Tochter-Beziehung.

5.3 Von der Mann-Frau- zur Vater-Tochter-Beziehung

Die Liebe der Frau zum Mann, so Helene Deutsch, speist sich aus zwei Quellen: der Liebe zum *Vater* und der Liebe zum *Sohn*. Der Ehemann (und Vater des Sohnes) tritt dabei eher in einer Vermittlerrolle in Erscheinung, in der er vorübergehend einige der dem Vater geltenden Idealisierungen auf sich zieht – bis der Sohn geboren wird. Laut Helene Deutsch verkörpert dieser Sohn das Ich-Ideal, das die Frau einmal in ihrem Vater fand. Als Inkarnation dieses Idealbilds wird er von seiner Mutter schon bei der Geburt empfangen und mit dieser Phantasie von ihr auch dem Vater (*ihrem Vater*) präsentiert: als Garant *seines* Weiterlebens, das die Tochter auf diese Weise für ihn verbürgt. Das *weibliche* Kind wird idealisiert, weil es das verkörpert, was der Vater an der Tochter liebte. Der hier formulierte weibliche Lebensentwurf ist also der einer *töchterlichen Existenz* (vgl. Rohde-Dachser 1990), bei der die Tochter mit dem Vater durch eine intensive idealisierende Beziehung verbunden ist. Die *Mutter-Tochter-Beziehung*, in der sich auch der »Befreiungskampf« des Mädchens ereignet (vgl. Deutsch 1944/45, Bd. I, S. 24), scheint eher die Hintergrundfolie für diese hochbedeutsame Vordergrundbeziehung abzugeben, als daß sie neben ihr ein eigenständiges Profil gewinnen würde.

Merkwürdigerweise bedarf dieser idealisierte Vater nun aber auch des Schutzes – jedenfalls zeichnet sich dies in den weiblichen Phantasien ab, die diesem Vater gelten und auf eine innige Identifizierung der Tochter (Frau) gerade auch mit dessen latenten Ängsten und Verletzlichkeiten hindeuten. Mit ihrer töchterlichen Idealisierung versichert sie ihn zudem immer wieder seiner idealen Qualitäten, die ihm in dieser Perspektive also nicht selbstverständlich zugehören, sondern hergestellte, und zwar von der *Tochter* hergestellte sind. Die töchterliche Existenz der Frau gewinnt so unvermutet eine existentielle Bedeutung als Trägerin des väterlichen (männlichen) Ich-Ideals und damit auch als Basis väterlicher (männlicher) Identität.

Gleichzeitig hat es den Anschein, als dürfe der in diesem Vater-Tochter-Verhältnis implizierte (wechselseitige?) Ausbeutungszusammenhang unter keinen Umständen sichtbar gemacht werden. Wo dies geschehen könnte, wird er sofort in Mythos übersetzt. Die repetitive Beschwörung der Natur als Quelle der Ungleichheit von Mann und Frau beinhaltet in diesem Kontext stets auch die Versicherung, diesen Mythos unangetastet zu lassen. Männliche und weibliche Phantasie verhalten sich an dieser Stelle offensichtlich komplementär. Es scheint, als ob das Unbewußte der Tochter (Frau) den ihr vom Vater (Mann) angetragenen Weiblichkeitsentwurf intuitiv erfasse, um sich mit ihm so zu identifizieren, als wäre die Unangefochtenheit der Position des Vaters und die Sicherung seiner Integrität auch ihre Überlebensgarantie.

Vergleichen wir dieses Ergebnis nun mit dem bereits früher (s. Kap. 4) erschlossenen *männlichen* Text, nämlich Freuds Weiblichkeitstheorie, dann zeigt sich die Komplementarität der beiden Phantasiemuster bis in Einzelheiten. Beide tragen auf ihre Weise auch dafür Sorge, daß die Phantasie von der *anderen Frau*, die wir hinter Freuds Weiblichkeitskonstruktionen entdeckten, einer *vom Mann unabhängigen Frau mit einem eigenen Genitale und einem eigenen sexuellen Begehren*, nicht ins Bewußtsein tritt. Der *männliche* Weiblichkeitsentwurf setzte an ihre Stelle das Bild von der entwerteten, kastrierten Frau. Dem entspricht bei Helene Deutsch der Entwurf einer Frau, die die ihr angesonnene *töchterliche Existenz* nicht nur akzeptiert, sondern sie als ihren eigenen Lebensentwurf übernimmt. Eine solche Frau hat – folgt man Helene Deutsch – entweder keine Kenntnis von

ihren Sexualorganen oder erlebt sie ausschließlich im Zusammenhang mit der Fortpflanzungsfunktion; ihre Anatomie hindert sie an einer unabhängigen, »aktiven« Lebensgestaltung mit eigenen, ihr nicht unmittelbar durch ihre Frauenrolle vorgegebenen Zielen; sie lebt durch den Vater (Mann, Sohn), in identifikatorischer Teilhabe an seinem Leben. In ihren Phantasien wird der Vater (Mann, Sohn) immer wieder auf seinen angestammten idealisierten Platz gehoben; wovor sie ihn und sich schützen muß, ist *seine* Entwertung. Bei Freud ist die Frau dagegen bereits entwertet und bedarf der narzißtischen Restitution, die ihr durch die idealisierende Teilhabe am Männlichen (dem Penis des Vaters, später des Sohnes) zuteil wird. Eine Idealisierung der Frau kann es in diesem Zusammenhang nicht geben: Sie würde das Phantasiegebäude sofort zum Einsturz bringen. Was statt dessen immer wieder hergestellt werden muß, ist ihre Entwertung. Dazu wiederum bedarf es der Phantasie vom phallischen Monismus (d. h. *ihrer* »Kastration«), die sich hier wieder einmal mehr als eine männliche Deckphantasie (vgl. S. 94) erweist.

Den Weiblichkeitsentwürfen von Freud und Helene Deutsch ist überdies gemeinsam, daß sie für die Frau keinen Status außerhalb der Mutter- oder Tochterposition vorsehen: Sie ist entweder Tochter ihres Vaters oder Mutter ihres Sohnes – als weibliches Subjekt in symmetrischer Beziehung zu einem Mann tritt sie dagegen nirgends in Erscheinung. Frauen, die dieser Geschlechtsrolle entrinnen wollen und um einen solchen Status kämpfen, sind laut Helene Deutsch Opfer ihres »Männlichkeitskomplexes«; dieser wiederum ist (neurotisches) Resultat ihrer »Angst vor der Weiblichkeit«. Die Motive des weiblichen Emanzipationskampfes sind in dieser Perspektive also immer sekundärer, reaktiver Natur. Ein genuines Interesse von Frauen an der Teilhabe an der Kultur, ein Wunsch nach Lebensgestaltung jenseits der Fortpflanzungsrolle bleiben aus diesem Weiblichkeitsentwurf ausgeklammert; so sich ein solcher Wunsch dennoch artikuliert, gilt sein Scheitern als gesichert, wobei die »Natur« es ist, die ihn zum Scheitern verurteilt.

5.4 *Der Ort der Frau:**Die komplementärnarzißtische Position*

Die Mann-Frau-Beziehung, die hier immer deutlichere Konturen gewinnt, kann – nach einem Terminus von Willi (1975) – deshalb auch als *▷ narzißtische Kollusion* beschrieben werden, mit der Frau in der *komplementärnarzißtischen Position*.¹ Die Identifikation mit dem ihr vom Vater (Mann) angesonnenen Weiblichkeitsentwurf geht hier mit dem ausdrücklichen Verzicht auf eine eigenständige Selbstdefinition einher. Es ist die gleiche Konstellation, die Simmel (1911) dazu veranlaßte, von der Frau im Patriarchat als einer »Ergänzungsbestimmung« des Mannes zu sprechen, und die gleiche Asymmetrie, von der Sylvia Bovenschen (1979) ihr Konzept der »imaginierten Weiblichkeit« herleitet (s. S. 101 f.). Sie läßt sich auch mit der Bühnenbildmetapher zur Deckung bringen, die wir früher bereits zur Charakterisierung des Patriarchats herangezogen haben. Dort geht es grundsätzlich um eine *männliche* Inszenierung, in der für die Frauen Rollen bereitgestellt sind, die sie, so sie überhaupt mitspielen wollen, auch übernehmen müssen. Andere, »eigene« Rollen passen nicht in das Stück. Nimmt man die Bühnenbildmetapher beim Wort, kann eine solche Rolle auch gar nicht existieren. Frauen, die diese Situation nicht akzeptieren, müßten das Stück also umschreiben oder aber von der Bühne abtreten. Die zentrale Frage wäre dann, woher ein »weibliches« Drehbuch stammen könnte und wo die Bühne zu finden ist, die sich für eine Aufführung eignete.²

Aus der Position von Helene Deutsch, die mir hier stellvertretend für die Frau im Patriarchat zu stehen scheint, stellt sich diese Frage offensichtlich nicht. Sie war Freuds treue Schülerin, die ihm in Zeiten der Unsicherheit immer wieder ihre Treue versicherte und für die Freuds Lehren einen »kategorialen Imperativ« darstellten (zit. nach Cremerius 1986, S. 1069). Daß diese Lehren auch ein Defizitmodell der Weiblichkeit umfaßten, vermochte an dieser Gefolgschaftstreue offensichtlich nichts zu ändern. In der komplementärnarzißtischen Position wird dieses »Defizit« auch nicht realisiert. Die Phantasie lautet vielmehr: »Ich selbst bin unvollkommen, aber du, Vater (Mann), bist vollkommen, und ich habe teil an dir. In dieser Teilhabe bin ich ganz, vollständig, wertvoll oder sogar selbst grandios.«³ Es ist diese

Phantasie, die die Suche nach einem *eigenen* Selbst überflüssig und den Selbstverzicht lohnenswert erscheinen läßt. Mit anderen Worten: Die komplementärnarzißtische Position erspart den Identitätsschmerz des Getrenntseins. Gleichzeitig verleiht sie eine heimliche, »unschuldige« Macht, die kaum irgendwo so eindrucksvoll in Worte gefaßt worden ist wie in dem Gedicht aus Rilkes *Stundenbuch* (1905):

Was wirst du tun, Gott, wenn ich sterbe?
Ich bin dein Krug (wenn ich zerscherbe?)
Ich bin dein Trank (wenn ich verderbe?)
Bin dein Gewand und dein Gewerbe,
mit mir verlierst du deinen Sinn.

Nach mir hast du kein Haus, darin
dich Worte, nah und warm, begrüßen.
Es fällt von deinen müden Füßen
die Samtsandale, die ich bin.

Dein großer Mantel läßt dich los.
Dein Blick, den ich mit meiner Wange
warm, wie mit einem Pfühl, empfangen,
wird kommen, wird mich suchen, lange –
und legt beim Sonnenuntergange
sich fremden Steinen in den Schoß.

Was wirst du tun, Gott? Ich bin bange.

Diese Verse vermitteln eine Ahnung von den hochambivalenten Abhängigkeiten und Gegenabhängigkeiten, die in der komplementärnarzißtischen Position beschlossen liegen. Auch sonst ist diese Position in vielerlei Hinsichten brüchig. Die abgeleitete Identität bleibt prekär; zu vieles muß hier aus dem eigenen Lebensentwurf verbannt, ins Unbewußte verwiesen, der Symbolisierung entzogen oder immer erneut einer Logik geopfert werden, in der es v. a. darum geht, die weibliche Satellitenexistenz zu rechtfertigen und vor einer kritischen Überprüfung ihrer Prämissen abzuschirmen. Helene Deutschs Weiblichkeitstheorie bedarf darüber hinaus offenbar der Absicherung

durch Normen und Sanktionen. Sie ist nicht nur die Beschreibung der weiblichen Entwicklung, die sie vorgibt zu sein, sondern eine *Entwicklungsvorschrift*, d. h. ein normativer Entwurf von Weiblichkeit, der, wie jeder Moralkodex, zusammen mit Idealen, Vorschriften und Verboten auch Sanktionen für Normverletzungen offeriert. Das unbewußt Verpönte dieses Weiblichkeitsentwurfes, die durch ihn ausgeschlossenen unbewußten Wünsche, Phantasien und Lebensformen können daraus jedoch nicht ohne weiteres abgelesen werden. Wenn wir wissen wollen, was es ist, was hier dem Selbstverzicht der Frau zum Opfer fällt und was Frauen veranlaßt, dieses Opfer zu bringen, müssen wir uns wiederum der Methode der tiefenhermeneutischen Textanalyse bedienen.

Der Text der *Psychologie der Frau* enthält eine Vielzahl von Auffälligkeiten und Brüchen, an denen eine solche Analyse ansetzen könnte. Was eine sorgfältige Textinterpretation dabei ans Tageslicht befördert, ist ein Komplex von unbewußten Phantasien, der thematisch v. a. um eine *autonome weibliche Sexualität*, um *weibliche Aggression*, um *Macht und komplementärnarzißtischen Triumph* und um die *Entwertung des Mannes* kreist. Ich muß mich darauf beschränken, dies für einige Stellen des Deutsch-Textes ausschnittthaft zu demonstrieren.

Zu dem aus der Sprache Ausgeschlossenen, Undenkbaren, Verpönten im Weiblichkeitsentwurf von Helene Deutsch gehört einmal die *autonome Sexualität der Frau*: die freie Verfügung über ihre Sexualorgane, die »Meinhaftigkeit« dieser Organe und die autonome Erfahrung sexueller Lust. Die Denktabus, deren es offenbar bedarf, um die damit verbundenen Vorstellungen aus dem Bewußtsein fernzuhalten, sind beeindruckend. Eine so gebildete Frau wie Helene Deutsch scheint z. B. kein Wort für »Uterus« zu haben; statt dessen bezeichnet sie die inneren Sexualorgane der Frau global als »Vagina«, deren Erwachen zu voller sexueller Funktion wiederum vollständig von der Aktivität des Mannes abhängt (vgl. Bd. I, S. 211). Oder an anderer Stelle: »Die ursprüngliche Bestimmung der Vagina scheint jedoch mehr im Behalten, Tragen und Geben zum Ausdruck zu kommen« (Bd. II, S. 64). – Auch die Klitoris ist in einer auffallend zwispältigen Weise gleichzeitig existent und nicht existent. Sie sei beim kleinen Mädchen zwar »manchmal tastbar und sichtbar« (I, S. 207),

beleibe jedoch oft so rudimentär, daß sie als »Organ« kaum in Frage komme (vgl. a. a. O.). Trotzdem treffe man bei Mädchen immer wieder auf »Phantasien«, sie hätten doch einmal ein »adäquates Sexualorgan« gehabt. Diese Mädchen hatten die Masturbation aufgegeben, angeblich wegen der »Insuffizienz des Organs« (I, S. 207). Diese Insuffizienz werde – so Deutsch – von der Phantasie nun im nachhinein als Verlust gedeutet, so als ob in einer unbestimmbaren Vorzeit das »Organ« doch existent gewesen wäre.

An solchen Stellen der Lektüre ahnt man plötzlich das ganze Ausmaß der diesen Mädchen zugemuteten Verdrängung – und das Ausmaß ihres (tatsächlichen!) Verlustes, der ihnen durch die Umdefinition ihres durchaus funktionsfähigen, nämlich lustspendenden Sexualorgans in einen verkümmerten, unzulänglichen Penis entstand. In den gleichen Kontext von Verleugnung oder Entwertung weiblicher Lust gehört auch die merkwürdige Figur eines »böartigen Orgasmus«, bei dem es zu »rhythmischen Kontraktionen [kommt], die vollkommen unbekümmert um den Rhythmus des Mannes verlaufen« und sich so über das der weiblichen Sexualität eigene »mütterliche« Element hinwegsetzen (II, S. 73).

Während für Freud die Begriffsbildung »weibliche Libido« jede Rechtfertigung vermissen ließ (Freud 1933 a, S. 141), ist die Vorstellung autonomen weiblichen Lusterlebens bei Helene Deutsch also immerhin präsent, wenn auch mit negativem Vorzeichen versehen (»böartiger Orgasmus«) oder in den Bereich der Phantasie verwiesen wie bei den Mädchen, die glauben, sie hätten einmal ein »funktionsfähiges« Sexualorgan gehabt. Vom Ausmaß der *Aggression*, die das Mädchen im Verlauf des »Genitaltraumas« auf sich selbst zurückwenden mußte, erfahren wir ebenfalls indirekt aus den »masochistischen Phantasien«, die man laut Helene Deutsch bei Mädchen und Frauen regelmäßig antrifft, Phantasien, die sich oft durch besondere Grausamkeit auszeichnen. »Die Grausamkeit dieser Phantasien entspricht der Stärke der nach innen gewendeten Aggressionen« (Bd. I, S. 209). Zu den am strengsten gehüteten Tabus in der *Psychologie der Frau* gehört sicherlich die Erinnerung an den Ursprungsort dieser Aggression, die Frage, gegen wen sie ursprünglich gerichtet war und welche nicht von der »Natur«, sondern von Menschen zugefügte Kränkung ihr vorausging.

Neben der Idee autonomer weiblicher Sexualität und weiblicher Heteroaggression sind es offenbar Vorstellungen von *eigener Grandiosität und eines heimlichen (komplementärnarzißtischen) Triumphes*, die am nachhaltigsten aus dem Bewußtsein ferngehalten werden müssen. An zahlreichen, über den Text verstreuten Stellen trifft man bei Helene Deutsch auf Hinweise einer heimlichen Gewißheit, daß der idealisierte, »herrliche« Mann, von dem immer wieder die Rede ist, eigentlich ein Werk der Frau ist.

So stellen, z. B., viele Frauen ihre oft ausgezeichneten Qualitäten dem Objekt ihrer Identifizierung zur Verfügung, um dann den vollen Genuß eines hingebungsvollen Weibes zu erleben. »Was für einen herrlichen Mann liebe ich doch!« Sie genießen ihre eigenen Qualitäten lieber in ihrem Liebesobjekt als direkt (I, S. 117).

An anderer Stelle heißt es:

[...] sie [die Frau] überläßt dem Mann die Initiative, erlebt ihr eigenes Selbst stärker durch Identifizierung mit ihm, wenn auch oft unter Verzicht auf eigene Originalität. Manche dieser Frauen haben das Bedürfnis, ihre Objekte zu überschätzen, und ihre narzißtische Methode, sich und den Mann glücklich zu machen, läßt sich in den Worten ausdrücken: »Er ist herrlich, und ich bin ein Teil von ihm!« (I, S. 173).

Heimlich und tief verborgen richten sich die narzißtischen Phantasien und Wünsche der Frau offenbar auch auf das eigene Geschlecht. Nachdem den Leserinnen und Lesern immer wieder eingehämmert wurde, das tiefste Glück der Frau liege in der Mutter-Sohn-Beziehung, kann man unvermutet lesen:

Tief unter diesem der Objektliebe entstammenden Wunsche [nach einem Sohn] verbirgt sich das weiblich-narzißtische Streben, und die Frau wünscht sich eine Tochter, um in ihr selbst mit allem Zauber ausgestattet wiedergeboren zu werden. Es ist auffallend, wie häufig der Traumjunge häßlich und das Mädchen schön erscheint. Die ambivalente Beziehung zum Gatten drückt sich auf diese Weise aus: »Da hast du den Jungen – er ist häßlich wie du.« Das eigene Bild der Träumerin dagegen erscheint in ihrer vollen, für sich und für die Tochter erwünschten Schönheit (II, S. 163).

Und an anderer Stelle auch ganz direkt:

Die häufig von den Psychoanalytikern vertretene Ansicht, daß die kindliche Beziehung des Mädchens zur Mutter mit Haß endigt und die spätere Anhänglichkeit nur aus einem kleinen Rest der Liebe und einer Überkompensierung des Hasses besteht, erweist sich mit zunehmender Erfahrung und Einsicht als irrig. Ein kleiner Vers in D. H. Lawrences Roman *Söhne und Liebhaber* drückt eine tiefe Wahrheit aus: »Mein Sohn ist mein Sohn, bis ein Weib er sich find't, Meine Tochter doch bleibt für immer mein Kind« (I, S. 321).

Die tiefenhermeneutische Auslegung dieser Brüche im Text der *Psychologie der Frau* führt aber nicht nur zu den dort ausgeschlossenen Impulsen, Wünschen und Phantasien; sie vermittelt auch eine Ahnung von den weiblichen *Befürchtungen*, die mit der bereits beschriebenen Brüchigkeit der komplementärnarzißtischen Position zusammenhängen. Wovor die Frau, die ihr Selbst an den Vater (Mann) abgetreten hat, um sich nach *seinem* Bild zu formen, ängstlich zurückschreckt – was sie nicht denken darf, sind offensichtlich Sätze wie:

»Ich könnte mich auf meine Kraft besinnen;
ich könnte mich auf meine Macht besinnen;
ich könnte mich auf meine eigenen Ressourcen besinnen;
ich könnte mich auf meine Wut besinnen;
ich könnte mich auf meine Wünsche besinnen;
ich könnte mich auf meine Lust (mein eigenes Genitale)
besinnen.«

Die *Befürchtungen*, mit denen diese Vorstellungen verbunden sind, dürften lauten:

»Wenn dies geschieht, werde ich nicht mehr dem Wunschbild des Vaters (Mannes) entsprechen, und damit auch nicht mehr meinem eigenen Ideal. Ich werde dann nichts mehr wert sein. Schlimmer noch: Alles Böse in mir wird ungezügelt zum Vorschein kommen, und es wird nichts mehr geben, was meine Wut, meine Rachsucht, meine Machtgier, meine Willkür bremst. Ich werde zu der schrecklichen Frau werden, deren Bild der Mann in seinen Alpträumen vor

sich sieht, das er mir meist verhüllt, das ich aber doch erahne. Bis jetzt hat er mich vor diesem Bösen in mir beschützt. Nun wird es als entfesselte Kraft aus mir herausbrechen und mich und andere vernichten.«

5.5 Das falsch etikettierte »Böse«

Das hier formulierte Kondensat unbewußter Phantasien und Befürchtungen, die sich für Frauen an den möglichen Verlust des töchterlichen Status heften, entspricht ziemlich genau meinen eigenen klinischen Erfahrungen. Danach neigen Frauen dazu, sich mit den ihnen angesonnenen Weiblichkeitsentwürfen zu identifizieren, und zwar auch mit dem ihnen zugeschriebenen »Bösen«: In ihrer komplementärnarzißtischen Identifikationsbereitschaft produziert die Frau für den Mann dann auch noch den Dämon, den dieser in ihr sehen möchte. Gleichzeitig übernimmt sie von ihm die Vorstellung, daß dieser Dämon gezähmt werden müsse und daß allein der Mann es ist, der dies bewerkstelligen könnte. Ihre Phantasie ist dann, daß sie den Mann benötigt, und zwar nicht nur als Schutz vor äußeren Bedrohungen, sondern auch und vor allem, um mit den »Ungeheuern« in ihrem eigenen Inneren fertig zu werden.

Frauen, dies ist meine Erfahrung, tun sich deshalb schwer mit der Entwicklung einer *eigenen*, von diesen Zuschreibungen unabhängigen Identität, und zwar *im Guten wie im Bösen*. Was ihnen dabei häufig fehlt, ist ein sicherer Maßstab, um – auch gegen Schuldzuweisungen von außen – eine klare Trennung von »gut« und »böse« zu vollziehen, und zwar besonders dort, wo es um die Wahrnehmung eigener Interessen geht, die nicht, oder nicht ohne weiteres, mit ihrer traditionellen Satellitenexistenz in Einklang zu bringen sind. Aus der Perspektive des narzißtischen *Subjekts* (hier des Mannes) ist die Verweigerung der komplementärnarzißtischen Position *immer* »böse«, weil sie ihm den Nährboden seiner Grandiosität entzieht und gleichzeitig sein Gefühl narzißtischer Anwartschaft auf die Fortführung des althergebrachten Arrangements verletzt. Mit ihrem komplementärnarzißtischen Status hat die Frau aber auch diese Wertsetzungen übernommen. Ihre Autonomiebestrebungen, ihre »egoistischen«,

d. h. nicht auf den Mann hin (oder durch ihn) ausgerichteten Wünsche, ihre vom Mann unabhängige oder gegen ihn durchgesetzte Befriedigung, all dies muß ihr dann »böse« erscheinen, weil nicht vereinbar mit den ihr angesonnenen Erwartungen einer töchterlichen Existenz.

Man kann hier auch nicht ohne weiteres davon ausgehen, daß diese Regeln und Verbote in derart rigider Form früher einmal von außen an das kleine Mädchen herangetragen und dann ins Über-Ich übernommen worden wären, wo dies für die »Identifizierung mit dem Aggressor« typisch ist. Die Situation, um die es hier geht, hat selten derart klare Strukturen. Sie scheint mir viel eher durch eine Verwirrung gekennzeichnet, in der eine Vielzahl widersprüchlicher Projektionen und Identifizierungen sich wechselseitig blockieren und zu einer Lähmung des Handelns führen.

Während einer Psychotherapiefortbildungstagung, die hauptsächlich von Frauen besucht wurde, hatte ich Gelegenheit, eine Selbsterfahrungsgruppe mit dem Thema »Bilder des Bösen« durchzuführen. Die Gruppe begann mit einer geleiteten Phantasie, in der die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aufgefordert waren, zum Thema »das Böse in mir« zu imaginieren und dann über ihre Erfahrungen zu berichten. Die Unterschiede zwischen den Bildern der männlichen und weiblichen Teilnehmer waren frappant. Die Männer in der Gruppe hatten in der Regel keinerlei Schwierigkeiten, die Bilder des »Bösen«, die sie in der Innenschau visualisiert hatten, zu benennen und als zu sich gehörig zu identifizieren. Der letztere Schritt löste bei den meisten zwar Unbehagen aus; trotzdem konnte er relativ angstfrei getan werden. Ich hatte den Eindruck, daß sich die Männer dabei irgendwie auf vertrautem Terrain bewegten. Ein Teilnehmer, dem seine Phantasien unerwartet eine KZ-Szene vor Augen geführt hatten, schilderte sein Erschrecken darüber, war aber gleichzeitig bereit, über dieses Bild in eine Auseinandersetzung mit seinen abgewehrten sadistischen Tendenzen einzutreten.

Die Phantasien der *Frauen* waren von anderer Art. In ihren Bildern traten vorwiegend *verbotende Figuren* in Erscheinung – Mütter, Väter, aber auch Phantasiefiguren (z. B. ein Gorilla) in grotesk verzerrter, manchmal drohender Gestalt. Das »Böse« in ihren Phantasien

war das, was dem kleinen Mädchen verboten worden war («Rühr dich nicht!», «Sei anständig!», «Sei nicht so egoistisch!» etc.). Die Frauen waren überzeugt, daß sie, wenn sie diese Bilder schilderten, von dem »Bösen« in sich sprachen, während die männlichen Teilnehmer dies aggressiv bezweifelten. Verwirrung machte sich breit und löste ihrerseits Aggression aus, die mir jedoch irgendwie künstlich erschien und wohl v. a. den Zweck erfüllen sollte, mit Hilfe eines gemeinsamen Streitthemas von der in hohem Maße irritierenden Situation abzulenken.

Schließlich stand die Frage des »fremden« und des »eigenen Bösen« ganz massiv im Raum. Dabei wurde deutlich, daß die Teilnehmerinnen offenbar kaum innere Bilder für ihr »eigenes Böses« entwickelt hatten, sondern sich selbst in diesem Punkt hauptsächlich mit den Augen wichtiger Beziehungspersonen sahen. Diese Erkenntnis hatte für die Frauen einen deutlich strukturierenden Effekt. Eine Teilnehmerin konnte schließlich von ihrem eigenen Haß und ihren Tötungsimpulsen sprechen. Für andere Teilnehmerinnen blieb bis zum Schluß unklar, ob sie vielleicht nicht doch »wirklich« böse waren, wenn sie »egoistisch« etwas für sich verlangten oder sich sonst aggressiv verhielten. Sie überließen diese Definition auch weiter einer als verbotend oder sadistisch phantasierten Elternfigur. Jeder Ansatz zur Rücknahme dieser Projektion löste massive Ängste aus, und zwar – anders als bei dem erwähnten männlichen Teilnehmer – nicht so sehr vor dem eigenen Sadismus, der dann zum Vorschein kommen könnte, sondern vor dem erwarteten Liebesverlust. Was auftauchte, waren dann nicht etwa aggressive Phantasien, sondern Bilder absoluter Trostlosigkeit, Verlorenheit und Einsamkeit, die Handeln jeder Art auf eine fundamentale Weise lähmten.

Die Schilderung dieser Sequenz eines Gruppenverlaufs, wie ich ihn seither öfters angetroffen habe, zeigt deutlich, daß es verfehlt wäre, die Aggression bei Mann und Frau einfach als symmetrisches Potential zu sehen. Die Muster der Aggressionsverarbeitung scheinen für beide Geschlechter vielmehr außerordentlich verschieden; mit großer Wahrscheinlichkeit gilt dies auch für das involvierte aggressive Potential.

Gerade die vordergründige »Friedfertigkeit« von Frauen nährt nun

aber auch die Phantasie von der »zu entlarvenden Frau« (vgl. Rohde-Dachser 1990 a) und führt zu der Frage, wo dieses aggressive Potential wohl verbleibe, wo es sich aufsammle, um dann vielleicht unerwartet doch zu explodieren oder – eher noch – sich auf indirekte, heimtückische Weise zu entladen. Tatsächlich sind Frauen häufig recht erfindereich in indirekten Äußerungen von Aggression – dies wenigstens konnten ihnen auch Jahrtausende von Patriarchatsgeschichte nicht verwehren! Das »wirkliche« Ausmaß weiblicher Bosheit bleibt auf diese Weise aber der Feststellung scheinbar entzogen. Sind Frauen – verglichen mit dem Mann – nun mehr oder weniger aggressiv? Sind sie vorwiegend die *Opfer* männlicher Aggression oder aber die (heimlichen!) *Täterinnen*? Obwohl die Kriminalstatistik – von Kriegen und anderen Massendemonstrationen von Gewalt einmal ganz abgesehen – hier eigentlich eine klare Auskunft gibt, birgt diese Frage immer wieder neuen Zündstoff, nicht zuletzt auch für die Frauen selbst, die manchmal mit detektivischer Entdeckungslust (s. dazu auch Thürmer-Rohr 1989), sehr viel häufiger aber mit einer Bereitschaft zu vagen Schuldgefühlen in diese Auseinandersetzung eintreten.

Zwischen der Unbenanntheit des weiblichen Genitales (H. G. Lerner 1977) und der Unbenennbarkeit ihres eigenen Bösen gibt es nach meinem Eindruck bei Frauen eine merkwürdige Parallele. Der undefinierte innere Raum füllt sich auch hier mit *Phantasien*, eigenen und fremden, deren Unterscheidung sich schließlich als fast unmöglich erweist. In diesem Prozeß wird *Eva* erzeugt, Trägerin der Erbsünde und Prototyp aller Sündenbockprojektionen, die die Menschheitsgeschichte durchziehen und – leider! – oft genug auch die Geschichte der Psychoanalyse. Das folgende Zitat von Grunberger, einem bekannten und vielgelesenen französischen Psychoanalytiker, scheint mir hier paradigmatisch zu sein:

Gewöhnlich nimmt man an, daß Männer aggressiver sind als Frauen, daß sie ein stärkeres und strengeres Überich haben, das zu einem tieferen Schuldgefühl führt. In Wahrheit ist die archaische Aggressivität sowohl dem Mann wie der Frau eigentümlich, aber die Frau – die Anatomie ist Schicksal, und die Physiologie noch viel mehr – hat mehr Gelegenheiten, davon Gebrauch zu machen. Bekanntlich äußert sich die weibliche Aggression anders als die männliche, aber sie ist gelegentlich nicht weniger intensiv, und wenn sie in bestimmten Fällen schuldhaft erlebt wird, so deshalb, weil sie gleichzeitig versteckter (sie entzieht

sich der Wahrnehmung) und dem tiefen Unbewußten näher ist (Grunberger 1982, S. 86f.).

Hier findet eine bestimmte Sichtweise weiblicher Aggression innerhalb der Psychoanalyse ihren Ausdruck, die fast nahtlos mit dem (männlichen!) Phantasma des weiblichen Dämons verschwimmt, das wir auf unserer Expedition in den »dunklen Kontinent« schon im Untergrund von Freuds Weiblichkeitstheorie angetroffen haben. Grunberger erwähnt im gleichen Zusammenhang eine Patientin, deren neurotische Angst es war, beim Koitus den Penis des Mannes zu strangulieren. Ist es die Identifizierung mit jenem männlichen Phantasma, aus der die Patientin, in den Worten Grunbergers, »ihr tiefes Wissen um das Wesen ihrer spezifischen Schuld« bezog, »nämlich die Sphinx, d. h. die Würgerin zu sein« (Grunberger 1982, S. 85; Hervorhebung im Original)? Wir können diese Frage hier nicht beantworten. Sicher scheint mir jedoch, daß Mystifizierungen weiblicher Aggression, wie sie in Grunbergers Deutung zum Ausdruck kommen, nicht dazu angetan sind, die typisch weibliche Unsicherheit in der Identifizierung eines eigenen »Bösen« zu beheben, welche mit dem komplementärnarzißtischen Ort der Frau im Patriarchat zusammenhängt, wo der Mann mit seinen Zuschreibungen auch bestimmt, was »ihr« Böses ist. Sie ist in dieser Konstellation sein Gefäß: das Gefäß seiner Projektionen, im Guten wie im Bösen.

Dem entspricht bei Frauen eine oft alles durchdringende Angst, etwas zu bewirken, »Täterin« zu sein. *Täterschaft* ist etwas, was der komplementärnarzißtischen Position elementar widerspricht. Die mit dieser verbundene Selbstabtretung ist sozusagen per definitionem auch eine Unschuldsgarantie, weil es hier immer der *andere* ist, der handelt. Die *Täterrolle* ist für Frauen deshalb zumindest ungewohnt – vielleicht tun sich viele Frauen deshalb so schwer damit, sie zu übernehmen. »Täterin« sein heißt *handeln*, und zwar aus eigenen, nicht von einem idealisierten Selbstobjekt hergeleiteten Motiven. In den bis jetzt untersuchten psychoanalytischen Weiblichkeitstheorien ist diese Konstellation nicht vorgesehen. Hier handelt der Mann, mit einer Tochterfrau an seiner Seite.

5.6 Zwischenbilanz

Die tiefenhermeneutische Analyse von Helene Deutschs *Psychologie der Frau* lieferte uns den Schlüssel zu einem Komplex unbewußter Phantasien, in dem sich der zentrale männliche Weiblichkeitsentwurf der Psychoanalyse eng mit dem einer *antwortenden Frau* verbindet; die Ebene, auf der beide sich begegnen, erwies sich als die der narzißtischen Kollusion, mit der Frau in der komplementärnarzißtischen Position. Damit erhalten wir auch eine erste Antwort auf die mit der (oben eingeführten) Bühnenbildmetapher aufgeworfene Frage, was Frauen bewegen könnte, über Jahrhunderte hinweg in jenem patriarchalischen Bühnenstück mitzuwirken, zu dem Männer das Drehbuch verfaßt und Frauen darin ihre Rollen zugewiesen haben: Die weiblichen Darstellerinnen sind mit den Autoren des Drehbuchs bzw. dem Regisseur identifiziert und damit bereit, deren Sache auch zu der ihren zu machen. Gleichzeitig wird hier eine Form des Geschlechterarrangements beschrieben, von der wir uns fragen müssen, wie weit sie heute, fast ein halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen der *Psychologie der Frau*, und unter vielfach veränderten soziokulturellen Bedingungen, noch Gültigkeit besitzt. Schnelle Antworten, zu denen man (frau) sich versucht fühlen könnte, scheinen mir hier verfehlt zu sein.

Judith Kestenberg nannte Helene Deutsch eine heimliche »Kollaborateurin« Freuds (Kestenberg 1977, S. 216) und hat die kollusive Seite dieser Beziehung damit vermutlich gut getroffen. Mit dem gleichen Stichwort wurde *Die Psychologie der Frau* aber auch abgetan – sehr viel schneller und bedenkenloser, als dies dem fast identischen Weiblichkeitsentwurf Freuds beschieden war! Meine eigene Auseinandersetzung mit dem Werk von Helene Deutsch, einschließlich der heute üblichen Form seiner Verwerfung, hat mich zu einem anderen Schluß geführt. Ich glaube, daß diese »Kollaboration« prototypisch ist für die Kollusion der Geschlechter im Patriarchat und daß die ihr zugrundeliegenden kollektiven unbewußten Phantasien auch noch ein »Patriarchat im Umbruch« prägen, selbst wenn dies heute gern übersehen oder mit Schweigen übergangen wird, weil es nicht mehr ins Selbstbild von Frauen paßt und auch nicht so recht in ein verfassungsrechtlich geschütztes Modell der Geschlechtergleichheit. Ver-

änderungen an der Oberfläche müssen nicht bedeuten, daß die beschriebenen Strukturen in der Latenz nicht weiter ihre Wirksamkeit entfalten. Aus meiner eigenen klinischen Erfahrung (und meiner Lebenserfahrung) neige ich deshalb hier zu einem eher gedämpften Optimismus. Wir hören viel vom »Aufbruch« der Frauen und wenig von den damit verbundenen Ängsten und Fehlschlägen. *Sicher ist, daß Frauen heute sehr viel häufiger und mit größerer Entschlossenheit ihren komplementärnarzißtischen Status aufkündigen als noch vor einigen Jahrzehnten.* Damit ist aber noch nichts darüber ausgesagt, welche Krisen sie dabei durchlaufen und wie sie diese Absage schließlich bewältigen. Das gleiche gilt für die Anpassung des Mannes an diese veränderte Situation, von der Ulrich Beck feststellt, daß sie sich bis heute v. a. auf einer rhetorischen Ebene bewegt (vgl. Beck 1986, S. 169f.).

Veränderungen im individuellen und erst recht im kollektiven Unbewußten gehen, wenn überhaupt, langsam vonstatten und erstrecken sich über Generationen. Die patriarchalische Geschichte des Geschlechterverhältnisses gehört in diesem Sinne genausowenig der Vergangenheit an wie andere Perioden unserer jüngsten Geschichte. Sie ist im Unbewußten aufbewahrt, und sie wird es um so länger bleiben, je weniger sie Zutritt ins Gegenwärtunbewußte erhält, wo sie in Berührung mit der »Zeit« kommen könnte, um dabei selber zeitlich zu werden. Die gegenüber allen Veränderungen des Zeitgeistes weithin ungebrochene Überlebenskraft des Freudschen Weiblichkeitsentwurfs deutet m. E. unmißverständlich darauf hin, daß er nach wie vor den unbewußten Phantasien vieler (mit dem »Urvater« Freud identifizierten) männlichen Psychoanalytiker entgegenkommt und nach wie vor auch an die komplementärnarzißtische Identifikationsbereitschaft der Psychoanalytikerinnen appelliert, die mit ihrer weiblichen Geschlechtsrolle übereinstimmt und deshalb vermutlich auch während ihrer psychoanalytischen Ausbildung nicht grundsätzlich problematisiert werden mußte. Man darf deshalb auch vermuten, daß die in den untersuchten Weiblichkeitsentwürfen sichtbar gewordene *Asymmetrie der Geschlechterkonstellation* im Diskurs der Psychoanalyse latent weiterwirkt und die Verhandlung der Geschlechterdifferenz dort wenn nicht prägt, so doch zumindest mit bestimmt.

Um die hier wirksam werdenden kollektiven Mechanismen besser erfassen zu können, werden wir uns in den beiden folgenden Kapiteln zunächst weg vom psychoanalytischen Diskurs auf eine gesamtgesellschaftliche Ebene der Analyse begeben und sehen, wie sich das für eine feministische Patriarchatskritik zentrale Konzept der *Asymmetrie des Geschlechterverhältnisses* von dort aus bestimmen läßt.⁴

Anmerkungen

1 In seinem 1975 erschienenen Buch *Die Zweierbeziehung* beschreibt Willi typische interpersonelle Abwehrkonstellationen bei Paaren. Die »narzißtische Kollusion« ist eine solche typische Abwehrkonstellation. Die Partner begegnen sich hier unter dem gemeinsamen (unbewußten) Leitthema »Liebe als Einssein«, um diese gemeinsame (unbewußte) Phantasie dann innerhalb ihrer Partnerschaft mit verteilten Rollen zu inszenieren. Dabei übernimmt der eine Partner die narzißtische, der andere die komplementärnarzißtische Position. Damit wird ein Interaktionszirkel in Gang gesetzt, den Willi so beschreibt:

Auf einen Interaktionszirkel übertragen, sagt sich der Narzißt: »Ich kann so grandios sein, weil du mich so schwärmerisch verehrst«, der Komplementärnarzißt dagegen: »Ich kann dich so schwärmerisch verehren, weil du (für mich) so grandios bist« (Willi 1975, S. 80).

Der Umschlag zum *Paarkonflikt* setzt ein, wenn der Narzißt anfängt, sich von seinem komplementärnarzißtischen Partner beherrscht und abhängig zu fühlen, oder aber, wenn dieser den Versuch unternimmt, aus der komplementärnarzißtischen Position auszusteigen und Ansprüche auf eigenes autonomes Handeln anzumelden.

2 Karen Horney hat – anders als Helene Deutsch – Freuds Lehren widersprochen und mußte die Bühne wechseln (vgl. Rubins 1978). Den Moment dieses Bühnenwechsels, Karen Horneys Auszug aus der jährlichen Geschäftsversammlung der Psychoanalytischen Gesellschaft in New York im April 1940, wo sie ihres Amtes als Lehranalytikerin enthoben wurde, beschreibt Rubins als einen dramatischen Augenblick, der von denjenigen, die ihn miterlebt hatten, nie vergessen worden sei. »Schweigend erhob sich Karen und ging würdevoll, mit erhobenem Haupt, hinaus. Daraufhin erhoben sich Thompson, Robbins, Ephron und Sarah Kelman und folgten ihr« (S. 235). Man ging zuerst in eine Bar. Anschließend zog die Gruppe singend durch die Straßen New Yorks; sie sangen Karens Lieblings-spiritual: »Go down, Moses, Way down in Egyptland, Tell Old Pharaoh, to let my people go« – das Lied, das die Befreiung der Juden aus der ägyptischen Tyrannei feiert (vgl. Rubins, a. a. O.).

Die Gruppe gründete ein Jahr später die »Vereinigung zur Förderung der Psychoanalyse«, von wo aus sich die bis heute umstrittene Schule der Neopsychoanalyse entwickelte, in der Karen Horney eine prominente Stellung innehatte – meines Wissens der in der Geschichte der Psychoanalyse einzige spektakuläre Fall einer weiblichen »Dissidentin«, der es gelang, die für sie vorgesehene Rolle in einem patriarchalen Bühnenstück auf ihre Weise umzuschreiben.

- 3 Die Terminologie, mit der die narzißtische Kollusion hier beschrieben wird, orientiert sich an der Narzißmustheorie von Kohut (1971). Kohut beschreibt die Entwicklung des Kindes als einen Prozeß, in dem das Kind sich in den Anfängen seiner Entwicklung u. a. durch phantasierte Teilhabe an einer »idealisierten Eltern-Imago« narzißtisch stabilisiert, um im weiteren Verlauf diese idealisierte Imago dann schrittweise »wiederzuerinnerlichen«. Die ursprünglich in die Außenwelt projizierte idealisierte Eltern-Imago wird auf diesem Wege zu einer inneren Struktur, aus der das Ich-Ideal entsteht. Das kleine Kind fühlt sich sicher und vollständig, solange es sich in der Teilhabe an dieser idealisierten Eltern-Imago phantasieren kann. Da alle Vollkommenheit und Stärke in dem idealisierten Objekt liegen, fühlt es sich umgekehrt leer und machtlos, wenn es von ihm getrennt ist. Trennung von einem solchen »Selbstobjekt« geht stets mit Gefühlen der Fragmentierung und mit existentieller Angst einher, die in narzißtische Wut umschlagen kann (vgl. Kohut, a. a. O.).
- 4 Ein »moderner« Weiblichkeitsentwurf, nämlich *Das Erbe der Mütter* von Nancy Chodorow (1978), wird im vorletzten Kapitel dieses Buches vorgestellt und dabei auch einer tiefenhermeneutischen Analyse unterzogen (vgl. S. 332 ff.). Die dabei sichtbar werdenden Unterschiede zu den in der *Psychologie der Frau* von Helene Deutsch involvierten unbewußten Phantasien erlauben auch gewisse Rückschlüsse auf sich anbahnende Veränderungen im kollektiven unbewußten Substrat der Mann-Frau-Beziehung.

6 Asymmetrien

In diesem und dem folgenden Kapitel wollen wir uns eingehender mit einigen theoretischen Voraussetzungen der Asymmetrie des Geschlechterverhältnisses befassen, wie sie in unserer bisherigen Analyse psychoanalytischer Weiblichkeitstheorien (von Freud und Helene Deutsch) sichtbar geworden ist. Dazu ist es notwendig, daß wir uns vorübergehend von der psychoanalytischen Ebene der Analyse auf eine soziologische begeben, weil dort die Kategorien bereitliegen, um bestimmte Phänomene, die innerhalb des psychoanalytischen Diskurses nur zirkulär erklärt werden können (vgl. dazu Kap. 14), theoretisch zu bestimmen und so letztlich auch ihrer psychoanalytischen Aufklärung näher zu bringen. Zu diesen theoretischen Kategorien gehört der Begriff des *Weiblichen als Ergänzungsbestimmung* (Simmel 1911) und das von Sylvia Bovenschen entwickelte Konzept der *imaginierten Weiblichkeit* (1979), beides zentrale Argumentationsfiguren einer feministischen Gesellschafts- und Kulturkritik. Ich möchte die anschließenden, auf diesen Konzepten aufbauenden Überlegungen zur Asymmetrie des Geschlechterverhältnisses innerhalb des Patriarchats (und damit auch des patriarchalisch fundierten Theoriediskurses der Psychoanalyse) vornehmend in sechs Thesen zusammenfassen:

- 1) Das Geschlechterverhältnis im Patriarchat ist so konstruiert, daß das Weibliche dort als *Ergänzungsbestimmung* (Simmel 1911) eines sich absolut setzenden Männlichen (= Menschlichen) in Erscheinung tritt.
- 2) Diese asymmetrische Setzung der Geschlechterdifferenz begründet gleichzeitig eine basale und für das Patriarchat konstitutive Abwehrkonstellation, in der dem Weiblichen (als »Ergänzungsbestimmung«) das aus der männlichen Selbstdefinition Ausgeklam-

5

Sebastian Winker:
Geschlechter- und Sexualitätstheorien
in der SS-Zeit
"Das Schwarze Korps"

3.4. Das Weiblichkeits- und das Männlichkeitsdilemma

Nach der Klärung der triebtheoretischen Grundlage, auf der im Folgenden argumentiert werden soll, komme ich nun zum Thema der Geschlechtsidentitätsgenese zurück. Entgegen dem »Mutterüberwindungsschema«, dem die meisten der in Kapitel 1. dargestellten KlassikerInnen der psychoanalytisch-sozialpsychologischen Antisemitismusforschung gefolgt sind, hat sich seit Irene Fasts Buch *Von der Einheit zur Differenz* (1984) eine Perspektive auf die psychodynamische Geschlechtsidentitätsentwicklung in der psychoanalytischen Sozialpsychologie etabliert, die untersucht, wie das im vorigen Abschnitt dargestellte frühkindliche Ambivalenz erleben in der prä-subjektiven Ungeschiedenheit (die keine Einheit ist) durch das »Erlernen« der symbolischen Geschlechterordnung »rekategorisiert« wird. Dies bricht mit der Vorstellung vom »Gesetz des Vaters« als neuer ödipaler – bzw. bei Mitscherlich und Thewleit: präödipaler – Erfahrung, die die vorherige Einheit zerstöre. Die oftmals biologisierenden Spekulationen über den *Ursprung* dieser Einheit und über »das Drängen des Triebes nach Rückkehr in einen ursprünglichen, störungsfreien Zustand« (Hock 2000, S. 270) – etwa in Form von Grunbergers prä-natalem Erleben oder Freuds Todestrieb-Metaphysik – erweisen sich als »ver zweifeltes, letztlich gescheitertes Unterfangen, jene enigmatische Größe frontal anzugehen, die immer nur als Abfallprodukt eines Prozesses aufscheint, der dazu angetreten ist, die Effekte dieses Produktes zu verhindern« (ebd., S. 272): Das Wesen des Begehrens ist nicht in einem realen Ursprung reiner Befriedigung zu finden, sondern in dem Überschüssigen, das bei jeder Befriedigung unbefriedigt bleibt, weil es auf ein nur nachträglich zu habendes Phantasma der Differenzlosigkeit zielt.

Die verschiedenen Kulturen bieten in ihren Symbolsystemen zahlreiche höchst unterschiedliche »Übersetzungshilfen« für das Begehren an (Laplanche 2004, S. 908), welche die Spannung im infantilen Sexuellen handhabbarer machen, ihr eine bewusste Form geben und sie dabei »domestizieren«.²⁰³ Eine der grundlegendsten »Übersetzungshilfen« ist, wie Laplanche selbst ausgeführt hat, die Geschlechterdifferenz:

»Das infantile Sexuelle, um dies abschließend noch einmal zu betonen, ist das Herz des Unbewussten. Es ist das letztlich Irreduzible der Alterität, das in [der] Bewegung der Domestikation der Alterität mittels des Geschlechterunterschiedes und der phallischen Logik zum Vorschein kommt wie auch im Fehlschlagen dieses

²⁰³ Vgl. hierzu Laplanche 2008; Kirchoff 2009, S. 228.

Domestikationsversuches. [...] Der Gender wird domestiziert, symbolisiert durch diesen hypervereinfachenden Code anwesend/abwesend, phallisch/kastriert und das 1/0 der Computer. Ohne Zweifel ist es so, dass die Rigidität des Paares phallisch/kastriert ganz direkt dafür verantwortlich ist, dass das Wesentliche des infantilen Sexuellen der Symbolisierung notwendig entgehen muss« (Laplanche 2001, S. 29).²⁰⁴

Die Rekategorisierung des Erlebens des »Sexualitätsdilemmas« unter dem Vorzeichen der Geschlechterdifferenz bewirkt eine so schmerzliche wie entlastende Vereinseitigung: Erfahrungen der identifikatorischen Nähe und Sympathie – der Differenzlosigkeit – werden weiblich, jene der autonomen Distanz und narzisstisch-wütenden Selbstbehauptung – der Differenz – männlich codiert. Der eigenen Geschlechtszuweisung Widersprechendes – das heißt sowohl das dem anderen Geschlecht Zugeordnete, aber auch das Oszillieren der Dialektik zwischen Differenz- und Differenzlosigkeit selbst – verfällt der Unbewusstmachung. Ilka Quindeau hat dieses Paradigma in ihrer Psychoanalyse-Einführung knapp und treffend zusammengefasst:

»Die Wahrnehmung des Geschlechterunterschieds im Alter von etwa zwei Jahren stellt eine ubiquitäre kränkende Erfahrung dar, der Neid wird dadurch zum konstitutiven Moment der Entwicklung der Geschlechtsidentität. Die egozentrische Position, dass alle Menschen so beschaffen seien wie man selbst, muss überwunden werden. Nach dem Bewusstwerden des Geschlechterunterschieds, das oft als Verlust oder Beraubung erlebt werde, werden alle Erfahrungen unter dem geschlechtlichen Aspekt entsprechend rekategorisiert: Das Mädchen behält dabei die als »weiblich« geltenden Anteile und verwirft die »männlichen«; beim Jungen erfolgt diese Rekategorisierung ebenso unter umgekehrtem Vorzeichen. Am Ende steht eine einheitliche, dichotom organisierte Identität aus ausschließlich weiblichen *oder* männlichen Anteilen« (Quindeau 2008b, S. 52).

Konformismus gegenüber der binären Geschlechterordnung, also die »nachträgliche Kodierung der als sexuelles Dilemma erlebten Konfliktstruktur der Subjektconstitution mit der Geschlechterpolarität »männlich« oder »weiblich««, die »Unterordnung der antagonistischen Gegensätze des Psychischen unter das vorherrschende geschlechtsbezogene Diktat« (Pohl 2004, S. 254) ermöglicht eine (scheinbare) Lösung der schwer erträglichen ambivalenten Zustände, kann aber nur stattfinden um den Preis von Erlebniseinbußen, von Desymbolisierung.

²⁰⁴ Vgl. hierzu Passet 2004, S. 162f.; Quindeau 2004, S. 188f.

Christa Rohde-Dachser hat die Theorie der symbolischen Interaktionsformen mit der Kritik am Ablösungsparadigma verbunden. Sie interpretiert die psychoanalytischen Fantasien über die frühe Mutter-Kind-Einheit als nachträglich-sprachliche Fassungen der präsymbolischen Erlebnisse, die diese zwangsläufig verzerren (Rohde-Dachser 1991, S. 221ff.). Als Motivation der »Verhaltensweisen, die von Geburt an beobachtet werden können«, benennt sie dagegen in Anlehnung an Lichtenberg »das Bedürfnis nach Bindung« und »das Bedürfnis nach Selbstbehauptung (Assertion) und Exploration« (Rohde-Dachser/Menge-Herrmann 1995, S. 80). Diese »Bedürfnisse« lassen sich – für den Kontext meiner Argumentation – als die widersprüchlichen Strebungen innerhalb des Sexualitätsdilemmas lesen. Mit dem Spracherwerb und damit zusammenhängend der »Entdeckung« der Geschlechterdifferenz ordnen sich das Denken des Kindes und damit die Schicksale dieser »Bedürfnisse« in geschlechtsspezifischen Bahnen:

»Mit dieser Entdeckung kommt das Kind in die Lage, sich selbst als Junge oder Mädchen dem einen oder dem anderen Geschlecht zuzuordnen. Das gleiche gilt für seine wichtigsten Bezugspersonen, in der Regel Mutter und Vater. Von da an sieht das Kind die Mutter also als Frau, den Vater als Mann. Wir können annehmen, daß eine solche Teilung seiner bisher ganzheitlichen Welt in eine »männliche« und eine »weibliche« Hälfte nicht konfliktfrei verläuft und daß Jungen und Mädchen diesen Konflikt auf unterschiedliche Weise erleben« (Rohde-Dachser 1991, S. 221).²⁰⁵

Rohde-Dachser fasst die Geschlechterdifferenz als Umschrift der präverbal unspezifischen aber konfliktuösen Erfahrung von Differenz, dem Ineinander von Bindung und Assertion und seinen Affekten libidinöser Hinwendung zum Objekt und narzisstischen Selbstbezugs. Dieses oszillierende Erleben wird im Licht der sprachlich-symbolischen Interaktionsformen binär-geschlechtlich rekategorisiert:

»Mit der Sprache erwirbt das Kind einen neuen, gegenüber seinen bisherigen Mustern der Erfahrungsverarbeitung gänzlich verschiedenen Kode. Seine Erfahrungen bis zu diesem Zeitpunkt waren an Handlungsvollzüge gebunden – szenisch ausgestaltete Ereignisfolgen von unterschiedlicher Affekttönung. [...] Demgegenüber besitzt der verbale Kode eine binäre Struktur. Das 2- bis 3jährige Kind benutzt

²⁰⁵ Die Geschlechter als symbolische Interaktionsformen zu fassen, ist bei Lorenzer schon angelegt: »Die Sprache selbst entpuppt sich in ihrem Anspruch, alle Lebensäußerungen zu reglementieren. Indem sie das sinnliche Verhältnis des Individuums zur Welt geschlechtsspezifisch definiert: Der Vater wird als Mann und die Mutter als Frau »bewußt«, und das Kind muß seine sinnlichen Bedürfnisse an dieser Grundeinteilung orientieren« (Lorenzer 1980, S. 318).

weitgehend geteilte Paradigma ist dabei das der »Ablösung«: Aus einer Mutter-Kind-»Einheit« müsse sich der Junge gewaltsam ablösen und dabei das Erleben der Einheit hinter sich lassen, um eine autonome und abstrakte Subjektivität zu erlangen. Angst vor verweiblichender Regression, aber auch deren Verlockung und der Hass auf ihr Verbot würden unbewusst die resultierende Männlichkeit prägen. Die Rolle, die dabei der völkisch-antisemitischen Ideologie zukäme, wird unterschiedlich gefasst: Mal erscheint »der Jude« in diesen Theorien als »verweiblichtes« Projektionsobjekt der Regressionswünsche, mal als patriarchal-»vergeistigtes« Objekt der Verschiebung des Hasses auf den Zwang zur Ablösung (auch in den ideologiekritischen Studien wird »der Jude« als Personifizierung des Abstrakten bestimmt). Das »Volk« erscheint demgegenüber als hyperviriler Männerbund oder als Rückkehr zur matri-narzisstischen Einheit.

In der *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und Adorno werden die beiden Seiten allerdings dialektisch verknüpft und statt einer ursprünglichen »Einheit« eine ungeschiedene »Mimesis« abgenommen, die sich erst im Zuge der onto- und phylogenetischen menschlichen Entwicklung polarisiere in (männlich codierte) »Aufklärung« und ihr (weiblich codiertes) »Gegenteil«. Die völkischen Antisemiten seien hyperviril und losgelöst von aller konkreten (weiblichen) Sinnlichkeit, verlören gerade dadurch jedoch jeden Halt und schlössen sich zu massenpsychologisch strukturierten Kollektiven zusammen, in denen sie die beiden Seiten in einer »satanischen Synthese von Vernunft und Natur« zu vereinen vermeinten. »Der Jude« dagegen repräsentiere ihnen nicht nur »Verweiblichung« und »Patriarchalität«, Konkretes und Abstraktes, sondern die dialektische Antinomie zwischen den beiden Seiten der Polarisierung. Auch Bauman beschreibt den Antisemitismus als Feindschaft gegen diese Ambivalenz.

Nach dem Durchgang durch diese im Mainstream der Antisemitismus- und Nationalsozialismusforschung vernachlässigten Theorien, habe ich mich in Kapitel 2. der Empirie gewidmet und die Geschlechter- und Sexualitätswürfe des *Schwarzen Korps* diskursanalytisch vorgestellt. Entgegen der dualistischen Gegenüberstellung von »Verweiblichung« und »Patriarchalität« hat sich dabei ein antisemitischer Dreiklang herausarbeiten lassen: »Der Jude« als Verdichtung der völkischen Feind-Konstruktionen zeichnet sich im SK aus durch:

a) Die *Entfremdung*: Die jüdisch-christliche Zivilisation, der das SK die völkische Kultur gegenüberstellt, habe die Menschen mittels Verboten ihrem wahren Wesen, d. h. ihrer Volksgebundenheit entfremdet. Mit dem Monotheismus sei die dichotome und hierarchisierende Spaltung in Individuum und Kollektiv, Geist und Körper, Ratio und Emotion einhergegangen. Der pruden Körper- und Gefühlsverachtung, die diese Verbindung gekappt habe, sei auch die Frauenverachtung entsprungen.

b) Das *Begehren*: Erst die Entfremdung und die mit ihr einhergehende »Verdrängung« der »natürlichen« »instinktiven« und »tierhaften« Bedürfnisse führe durch die folgende Dominanz des »tierischen Triebes« zum Gierig- und Lüsternwerden der an sich spannungsfreien und volksbezogenen Geschlechterliebe.

c) Die *Transgression*: Der »prüde Lüstling« stelle die Geschlechtergrenzen infrage: Er sei schwächlich und ganz seinem Begehren ausgeliefert, oft sogar homosexuell.

Die deutschen »Volksgenossinnen« und »Volksgenossen« dagegen werden als »ganz«, »rein« und »klar« entworfen. Ihre Sexualität stehe im Dienst des Volkes und sei weder »lüstern« noch »prüde«.

In Kapitel 3. habe ich das psychoanalytische »Ablösungsparadigma« hinsichtlich seines die Geschlechterdifferenz remythologisierenden Zugs und der androzentrischen Ausblendung von Antisemitinnen hinterfragt und dem sozialcharakterologischen Zugang (großer Teile) der bisherigen psychoanalytisch-sozialpsychologischen Antisemitismusforschung mit Alfred Lorenzer ein Modell der symbolvermittelten Sozialisation gegenübergestellt. Auf diesen Kritiken aufbauend und mit den heuristischen Kategorien aus der empirischen Analyse – Entfremdung, Begehren, Transgression – als Wegweiser habe ich anschließend eine neue psychoanalytisch-sozialpsychologische Perspektive auf den völkischen Antisemitismus entwickelt, welche die Defizite der älteren Ansätze zu schließen vermag. Dazu habe ich mit einem Modell der Geschlechtsidentitätsgenese gearbeitet, dass diese nicht als Ablösung aus bzw. Verbleiben in einer uranfänglichen Mutter-Kind-Einheit interpretiert, sondern als nachträgliche, symbolvermittelte Umarbeitung eines ambivalenten und dialektisch verschlungenen Erlebens von Differenz und Differenzlosigkeit, welches als Phase der ungeschiedenen »Mimesis« (Adorno/Horkheimer), als Erleben von »différance« (Rendtorff) und den Ambivalenzen des »Sexualitätsdilemmas« (Pohl) den Beginn der menschlichen Subjektwerdung charakterisiert und dessen Dialektik in allen späteren Umschriften des Psychischen fortwirkt.

Dieses konfliktuöse *Erleben* wird mit dem Spracherwerb anhand der Symbolik des Geschlechterdifferenz polarisiert und so als die bewusste *Erfahrung* von Differenz oder Differenzlosigkeit, männlicher Autonomie oder weiblicher Sympathie performativ hervorgebracht. Das »mimetische Begehren« (Becker-Schmidt) zerfällt dabei in libidinöse oder identifikatorische Bezugnahmen auf die Anderen, »Sein« und »Haben« schließen sich aus, »Männlichkeit« und »Weiblichkeit« stehen dichotom und heteronormativ zueinander.

Auch bei kulturkonformer Aneignung der Position in der Geschlechterdifferenz bleibt die Dialektik des Sexualitätsdilemmas in der Spaltung erhalten und transformiert sich in ein Männlichkeits- und ein Weiblichkeitsdilemma: Die männliche

Autonomie, die vom Erleben nur die Seite der Differenz in die Erfahrung aufnimmt, ist autark nicht möglich: der Wunsch nach Anerkennung, bzw. die Angewiesenheit der Libido auf ein Objekt zwingt zur Aufgabe der Differenz und zur Annäherung. Diese Bewegung aber ist angstbesetzt, da die Zeit vor der Erringung der männlichen Position rückblickend als weibliche, differenzlose Einheit erscheinen muss. Die Angst vor der »Ansteckung mit Weiblichkeit« (Freud) entwickelt sich leicht zu einer umfassenden »paranoiden Abwehr-Kampf-Haltung« (Pohl) und zu einer Bemächtigungshaltung gegenüber den (weiblichen) Objekten, um deren Eigenständigkeit leugnen und so die eigene Autonomie wahren zu können.

Die patriarchalen Ehe-Entwürfe, in denen die Frau dem Mann unterstellt war, ermöglichten dies weitgehend. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde die patriarchale Unabhängigkeit aber in der äußeren Realität durch die ökonomische Entwicklung erschüttert. Eine Antwort hierauf waren misogynen Männerbundentwürfe. Diese stellen keine Ideologie im klassischen Sinne mehr dar, sondern Tickets, die sich der dialektischen Spannung in der Geschlechterdifferenz durch eine extremisierte Weiblichkeitsabwehr zu entziehen trachteten. Die hypervirilen Freikorps-Männer und die schwärmerischen Wandervögel wollten von Ehe und Erotik nichts mehr wissen. Die Angst vor »Verweiblichung« nahm bei ihnen explizit frauenfeindliche Züge und den Versuch einer rein männlichen Vergemeinschaftung an. In diesen bündischen Vorstellungen wurden sich – quasi in Form einer feindlichen Übernahme – die »weiblichen« Attribute der Differenzlosigkeit (Liebe, Geborgenheit etc.) als Attribute der Kameradschaft selbst angeeignet. Die Heterosexualität kippte in diesen Entwürfen in eine paradoxe Form schwulenfeindlicher »Homosexualität« und die bürgerliche Autonomie transformierte sich in bündisch-massenpsychologische Kollektivität.

Das Weiblichkeitsdilemma zeigt sich im Verhältnis der »Weiblichkeit«, die von den Erlebnismustern nur die Seite der Differenzlosigkeit symbolisiert und der Erfahrung zugänglich macht, zu den ihr zuwiderlaufenden, aber virulenten Autonomiewünschen, die sich ihren Ausdruck beispielsweise kulturkonform verschoben im Ehwunsch verschaffen konnten: Die Unabhängigkeit wurde bei einer solchen Weiblichkeitsgenese in der Unterwerfung unter einen Mann und in der dadurch ermöglichten Teilhabe an seiner Phallizität gesucht. Gegen diese entmächtigende »Lösung« des Sexualitätsdilemmas und wie die männerbündischen Entwürfe auf den »Verfall« der Familie reagierend, traten nach der Jahrhundertwende neben den emanzipatorischen Entwürfen der bürgerlichen und sozialistischen Frauenbewegungen auch die tickethaften Weiblichkeitsentwürfe der völkischen Frauenbewegung auf. Wie bei den Männerbündlern wurden hier fixe Geschlechtsidentitäten ohne Angewiesensein auf das andere Geschlecht angeboten: Als »Mütter des Volkes« eigneten sich die völkischen Frauen – nicht

als verpönte »Vermännlichung«, sondern gerade in Erfüllung ihrer selbstlosen »Weiblichkeit«, als matriachale »Muttermacht«, im (massenpsychologisch strukturierten) »Volk« eine autarke Ganzheitlichkeit an.

Diese Umgangsweisen mit dem Männlichkeits- und dem Weiblichkeitsdilemma waren diskursive Vorläuferinnen der Entwürfe im *Schwarzen Korps*. In der SS-Zeitung wird das Rad noch einmal weiter gedreht, die älteren Bilder zurückgewiesen und den verschiedenen Fraktionen der völkischen Bewegung ein *allgemein* akzeptabler Geschlechter- und Sexualitätsentwurf jenseits der Unvereinbarkeiten zwischen Männerbündlern und völkisch Frauenbewegten als Ticket angeboten. Behielten die bürgerliche Geschlechterkomplementarität, aber auch noch die völkischen Vorläuferinnen des Nationalsozialismus die Geschlechterdifferenz als Liebes- und Kampfarena bei, so wird im SK das Sexualitätsdilemma durch das Beschwören der *geschlechtsübergreifenden* kameradschaftlich-massenpsychologischen Bindungen im Volk »gelöst«. Dieser Zustand entspreche – so erklärt es das SK – einem völkischen blutgebundenen »Instinkt«, der allerdings in aller Regel durch »dunkle Triebe« beeinträchtigt werde, da das Erbgut kaum eines »Volksgenossen« oder einer »Volksgenossin« noch ganz rein sei. Aufgabe von Erziehung und Selbstzucht sei es, die »Instinkte« zu bejahren, um die »Triebe« an ihrer Entwicklung zu hindern. Verbote und Geheimniskrämereien in der Sexualerziehung oder »prüde« Moralvorstellungen würden den »Instinkt« an seiner Verwirklichung hindern, sodass die »Triebe« zu »Lüsternheit« und dem »perversen Reiz des Verbotenen« führen würden. Die »Instinkte« seien im Gegensatz zu den »Trieben« gemeinschafts-, nicht subjektbezogen. Das instinktive Einssein in der »Volksgemeinschaft« sollte die Konfliktuosität der individuellen Begegnungen zwischen Fremdheit, Begehren und Annäherung ablösen. Setze sich so der »Instinkt« durch, werde die Sexualität – als pars pro toto der Gemeinschaft im Volk und diesem durch das Kinderbekommen dienend – »schön und rein«.

Das Erleben der Konflikte des Sexualitätsdilemmas, das durch den antisemitisch-völkischen »Erzählpanzer« und seine »kollektiven Ausdrucksregeln und -formen von Gefühlen« (Borutta/Verheyen 2010, S. 18), die das SK anbot, desymbolisiert wurde, aber nicht aus der Welt zu schaffen war, wurde über pathische Projektionen »dem Juden«, der dafür vom SK als diskursive Schablone zur Verfügung gestellt wurde, zugeschrieben. »Der Jude« repräsentierte die Differenz zum Anderen, das Begehren des Anderen und auch den transgressiven Erfolg des Begehrens. Als *seine* Attribute wurden in der antisemitischen Wahrnehmung diese Erlebnismuster erfahren. Das »Volk« aber bot die thanatöse Verheißung einer Existenz ohne alle Ambivalenz und Dilemmatik – eine »Desexualisierung des Sexus« (Adorno) oder »Liebe ohne Liebe« (Bauman), die für Frauen und Männer gleichermaßen als »Heil« verlockend sein konnte.

**Enthemmte Männer
Psychoanalytisch-sozialpsychologische Überlegungen zur
Massenpsychologie und zum Antifeminismus in der "Neuen" Rechten¹
Markus Brunner (Wien)**

Zusammenfassung: In Freuds Massenpsychologie nimmt – anschließend an Le Bon – die Idee, dass der/die Einzelne in der Masse "enthemmt" werde, eine zentrale Rolle ein. In diesem Beitrag wird dieser Figur genauer nachgegangen. Anhand einerseits des Nationalismus/Rassismus, andererseits des Antifeminismus der 'Neuen' Rechten soll gezeigt werden, dass in sozialen Krisensituationen stark werdende „lärmende“ Massenbewegungen stets an „stumme“ Massenprozesse andocken, die in vorherrschende Sozialisationsprozesse eingelagert sind. Das enthemmende Moment der Massenbewegungen muss im Zusammenhang mit diesen gesellschaftlich hergestellten Dispositionen heraus verstanden werden können. Der Beitrag spürt der Entstehung von „Nationalgefühlen“ ebenso nach wie der Entstehung einer männlichen Geschlechtsidentität unter Bedingungen männlicher Vorherrschaft und zeigt, dass in beide schon paranoide Wahrnehmungsstrukturen eingeschrieben sind, deren destruktives Potenzial sich in der „lärmenden“ Massenbewegung entladen kann. Der aktuell grassierende Antifeminismus oder Antigenderismus wird als aus dieser Disposition heraus entstehende, aggressive Reaktion auf gesellschaftliche Transformationsprozesse gelesen, welche bestehende Formen männlicher Vorherrschaft ins Wanken zu bringen drohen.

Schlüsselwörter: Massenpsychologie, „Neue“ Rechte, Nationalismus, Männlichkeit, Antifeminismus, Postfordismus

"Enthemmung" war schon immer, was die politische Rechte versprach: Ohne Hemmung sollten rassistische und antisemitische Ressentiments ausagiert werden, ohne Hemmung sollte auch einem mit den Vorstellungen einer grossen Volksgemeinschaft verbundenen "kollektiven Narzissmus" (Adorno) gefrönt werden können. In Redewendungen wie "Das wird man wohl noch sagen dürfen" und im Wettern gegen eine "Politische Korrektheit", die es einem nicht mehr erlaube, zu sagen, was "man eigentlich denke" oder "was doch alle insgeheim denken", zeigt sich ein Konflikt zwischen einem Wunsch nach Aggressionshandeln und einer gefühlten Hemmung in Form sozialer Verbote, die dieses Handeln anscheinend verbieten.

Bei genauerem Hinschauen entblösst sich die beschriebene Konfliktkonstellation eher als Konstrukt: Zwar gibt es Antidiskriminierungsgesetze, die in Extremfällen greifen, und es gibt auch v.a. von Betroffenengruppen angestossene und z.T. von Staatsseite aufgegriffene Bemühungen, rassistischen, sexistischen und heteronormativen Darstellungen entgegenzuwirken. Dass Kritik an bestimmten Äusserungen und Darstellungen jedoch von den Eiferern gegen die "Politische Korrektheit" als knechtende Verbote wahrgenommen wird, verweist eher auf einen projektiven Kern dieser Wahrnehmung. Die Konstruktion gesellschaftlicher Verbote, welche gesellschaftliche, oft als "fremd" gekennzeichnete Eliten – in der Schweiz ist gerade viel von den "fremden Richtern" die Rede – angeblich dem Volk aufdrückten, dient dazu, die Kritik nicht als Teil sozialer Kämpfe im Innern wahrzunehmen, wo sich eben Betroffenenengruppen gegen Diskriminierung und Gewalt wehren. Das Beharren auf Diskriminierung und das eigene Gewalthandeln kann so als Abwehrkampf gegen die da oben geführt werden. Auf der psychischen Ebene werden dabei Überichanteile projektiv ausgelagert und so eine paranoide Wahrnehmungsstruktur produziert, die es erlaubt, der Entstehung von Schuldgefühlen

¹ Erscheint in: Journal für Psychoanalyse 60 (2019).

entgegenzuwirken, die bei der Wahrnehmung von Ungleichheiten und den Effekten der eigenen Aggressionen aufzukommen drohen: Das eigene Handeln kann als Notwehrmassnahme legitimiert werden.

In den letzten Jahren rückte in der rechten Propaganda ein Thema in den Fokus, das in den Jahrzehnten davor noch nicht eine so gewichtige Rolle spielte: Der Feminismus, die Gender Studies und die staatlichen und europäischen Gleichstellungsbemühungen, die sich im sog. "Gender Mainstreaming" niederschlagen, werden als Kräfte gesehen, die die "natürliche Geschlechterordnung" angreifen und so nicht nur die Geburtenrate zurückgehen lassen und damit auch den Weiterbestand des eigenen Volkes gefährden, sondern v.a. auch die Männer nicht mehr Mann sein lassen, ja ihn gar zum neuen "benachteiligten Geschlecht" degradieren. Sogenannte Männerrechtler, deren Thesen sowohl in der politischen Rechten wie auch in den öffentlichen Leitmedien einen festen Platz erhalten haben, beklagen die Diskriminierung von Jungen und Männern in Schulen, durch die Wehrdienstpflicht, in Sorgerechtsstreitigkeiten und durch die Unsichtbarmachung von weiblicher Gewalt gegen Männer. Auch hier wird gegen eine "Politische Korrektheit" gewettert und der eigene Opferstatus betont: In Österreich wurde heiss über einen neuen Gesetzesparagrafen, den sog. "Pogratscher-Paragrafen" diskutiert, der das männliche Betatschen von Frauenkörpern als sexuelle Belästigung wertete – ein ÖVP-Politiker wehrte sich dagegen mit der Aussage, dass er mit der neuen Gesetzeslage seine Frau gar nie kennengelernt hätte –, und der selbsternannte VolksRock'n'Roller Andreas Gabalier meinte, er sehe sich als heterosexueller Mann zunehmend diskriminiert. Auch in der SVP gibt es Stimmen, die sich gegen die feministische "Umpolung des Mannes zur Frau" zur Wehr setzen wollen. Die tatsächliche gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen, was Gehälter, die sog. gläserne Decke, die Arbeitsteilung im Bereich der care-Arbeit, die Gefahr von Altersarmut und v.a. auch die Gefahr, Opfer von sexueller Gewalt zu werden, anbelangt, wird ebenso verleugnet wie die Tatsache, dass die an Männern ausgeübte physische und sexuelle Gewalt überwiegend von Männern ausgeübt wird.

Ich will mich im Folgenden dem Phänomen der inszenierten Tabubrüche und überhaupt der Herstellung von projektiv aufgeladenen und damit paranoid getönten kollektiven Wahrnehmungsmustern zuwenden und danach fragen, was denn überhaupt durch die rechte Propaganda "enthemmt" werden soll oder in der nationalistischen Bewegung bzw. ihren Ausläufern in den Neuen Sozialen Medien "enthemmt" wird.

Zuerst werde ich, bei Freuds Ausführungen zur "Triebenthemmung" in der Massenpsychologie ansetzend, aufzuzeigen versuchen, dass sich die rechte Enthemmung auf schon zuvor sozial hergestellte Dispositionen bezieht. Zur Erklärung der Wirkkraft rechter Propaganda muss deshalb die gesellschaftliche Herstellung dieser Dispositionen in den Blick gerückt werden, die überhaupt das propagandistische Angebot erst attraktiv macht. Nationalistische Massenbewegungen greifen vorhergehende "stumme" Massenprozesse auf, die in unserer Gesellschaft "normal" sind und deshalb als natürlich erscheinen. Ich werde das am Entstehen des "Nationalgefühls" veranschaulichen, das in der rechten Propaganda adressiert wird. In einem zweiten Teil werde ich den Fokus auf den Antifeminismus und Antigenderismus legen und dabei zeigen, dass dieser v.a. Männern ein Angebot macht, Konflikte zu bannen, die in die vorherrschende "Normalmännlichkeit" eingelagert sind und durch gesellschaftlichen Wandel, in erster Linie Veränderungen in der Arbeitswelt, verstärkt wurden. Mein Beitrag will auf eine sehr grundlegende Weise zeigen, wie sich soziale Widersprüche und Transformationen, innerpsychische Konfliktlagen, gesellschaftliche Ideale und Diskurse miteinander verzahnen, wie soziale Ängste in Feindbildungsprozessen umgeformt werden und welche Funktion dabei das Versprechen nach "Enthemmung" einnehmen kann.

Individuum und Masse

Relativ zu Beginn seines 1921 erschienenen Textes "Massenpsychologie und Ich-Analyse" zitiert Freud ausführlich Passagen aus Gustave Le Bons 1895 veröffentlichter Schrift "Die Psychologie der Massen". Der französische Massenpsychologe beschreibt darin die Masse – als Beispiel diene ihm die "Pariser Commune", also die antimonarchistische Ausrufung der Republik durch die Pariser Bevölkerung – als eine impulsive und überschwängliche Form, leichtgläubig, eher Assoziationen als Gedanken folgend, was dazu führe, dass sie leicht über reizende Bilder angestachelt und suggestiv lenkbar sei. Die Masse sei, so Le Bon, eine Situation, in der

alle individuellen Hemmungen entfallen und alle grausamen, brutalen, destruktiven Instinkte, die als Überbleibsel der Urzeit im Einzelnen schlummern, zur freien Triebbefriedigung geweckt werden (zit. nach Freud, 1921, S. 73).

Später wird Freud diese Idee aufgreifen und von der "Aufhebung der jedem Einzelnen eigentümlichen Triebhemmungen" (ebd., S. 83) in der Masse sprechen.

Diese Enthemmung habe grosse Auswirkungen. Noch einmal eine Passage aus Le Bons Buch, die in Freuds Text zitiert wird:

[W]elcher Art auch die sie zusammensetzenden Individuen sein mögen, (...) durch den blossen Umstand ihrer Umformung zur Masse besitzen sie eine Kollektivseele, vermöge deren sie in ganz anderer Weise fühlen, denken und handeln, als jedes von ihnen für sich fühlen, denken und handeln würde. (zit. nach ebd., S. 69).

Teile von Freuds Text und v.a. die Debatten um ihn sind von der Vorstellung durchdrungen, dass das Individuum in der Masse zu einem ganz anderen Wesen wird. Weil die Hemmungen in der Masse fallen, weil unmittelbar auf archaische Triebregungen zugegriffen wird, wird der Einzelne in der Masse zu einem zu allem verführbaren Wesen. Das der Masse bzw. ihrem Führer unterworfenen Wesen hört auf, als einzelne Person zu existieren. Diese Erzählung kulminiert in Le Bons Satz: "Das Individuum ist nicht mehr es selbst, es ist ein willenloser Automat geworden." (zit. nach ebd., 71)

Solche Formulierungen sind gefundenes Fressen für alle – und gerade, wenn es um die Analyse historischer Ereignisse geht, gibt es da viele –, die sich Propaganda v.a. als Manipulation vorstellen und die demgemäss ihr ganzes Augenmerk auf die fiesen Suggestionen durch den Führer richten. Freud ist aber weit differenzierter. Zwar betont er immer wieder, dass er Massen vom Führer her denken wolle und nicht umsonst analogisiert er in einem Kernstück seiner theoretischen Analysen die Beziehung der Massenmitglieder zum Führer mit der Beziehung des Hypnotisierten zum Hypnotiseur. Freuds Text konzentriert sich aber dabei nicht darauf, wie der Führer agiert, sondern vielmehr auf die Frage, auf welche Weise und weshalb die Massenmitglieder den Führer in die Position eines Hypnotiseurs setzen. Der Führer wird an die Stelle des Ichideals gesetzt; das Bedürfnis der Masse kommt dem Führer entgegen – gerade weil eine "Enthemmung" lockt.

Freud stellt aber im weiteren Verlauf seiner Arbeit grundsätzlich die scharfe Trennung von Individuum und Massenwesen infrage, die Le Bon, der sich nur relativ spontane und eher „lärmende“ Massenbewegungen anschaut, suggeriert. Nicht umsonst betrachtet Freud in seinen eigenen Analysen, wie Mario Erdheim immer wieder betont (z.B. Erdheim, 1986), weniger zwei Massen als zwei gut verankerte gesellschaftliche Institutionen: die Kirche und das Heer. Beides

sind durchaus subjektformierende Instanzen, in ihnen sollen religiöse Menschen bzw. soldatische Männer hergestellt werden, etwas was sich auch habituell im Individuum niederschlagen soll. Spätestens wenn Freud schreibt, dass "[j]eder Einzelne [...] ein Bestandteil von vielen Massen, durch Identifizierung vielseitig gebunden" sei und "sein Ichideal nach den verschiedensten Vorbildern aufgebaut" habe, dass also jeder und jede Einzelne "Anteil an vielen Massenseelen, an der seiner Rasse, des Standes, der Glaubensgemeinschaft, der Staatlichkeit usw." habe und sich eventuell darüber hinaus noch "zu einem Stückchen Selbständigkeit und Originalität" erhebe (Freud, 1921, S. 120), zeigt sich, dass es mit dem Individuum, das bei Le Bon als der Masse vorgängig vorausgesetzt wird, nicht so weit her ist. Das Individuum ist vielmehr ein Produkt von, wie Freud weiter schreibt, "ständigen und dauerhaften Massenbildungen", die aber "in ihren gleichmässig anhaltenden Wirkungen" weniger auffallen würden (ebd.). Im Zentrum dieser gleichsam „stummen“ Massenbildungen stehen weniger "Führer", sondern vielmehr Ideale, die in verschiedenen Personen möglicherweise eine Verkörperung finden. Über stumme Massen wird hergestellt, was heute „Identität“ genannt und mit diesem Begriff häufig auch ontologisiert wird. Freud spricht richtigerweise von Identifizierungen und er zeigt damit auch, dass die eigene Position (in welche Nation, Klasse oder Religionsgemeinschaft ich hineingeboren werde) erst über einen aktiven Prozess auch zu etwas Innerpsychischem wird – und dass aufgrund dessen auch ein distanzierender Umgang dazu möglich ist. Das Stückchen Selbständigkeit, das der/die Einzelne offenbart, liegt gerade in den unterschiedlichen Umgangsweisen mit den vielfältigen Identifizierungszwängen und -angeboten.

Die lärmenden Massen, was also als Massen*bewegung* erscheint, sind diesen stummen Massen- oder Identifikationsprozessen "gleichsam aufgesetzt, wie die kurzen, aber hohen Wellen den langen Dünungen der See" (78), in ihnen wird meist eher etwas sichtbar als wirklich etwas Neues produziert. Die Fokussierung des analytischen Blicks weniger auf die lärmende Masse, sondern auf die diesen vorhergehenden stummen Massenprozesse ermöglicht es uns dem nachzugehen, was die lärmende Dynamik erst möglich macht: den weniger sichtbaren, und weil in unsere Gesellschaft strukturell eingelagert, als quasinatürlich wahrgenommenen Prozessen der Subjektformierung.

Zur Entstehung des Nationalgefühls

Das Mobilisierungspotenzial der („neuen“ und alten) Rechten basiert darauf, dass vorher in den von ihr Angesprochenen „Nationalgefühle“ wirksam sind, deren lebensgeschichtliche Entstehung verfolgt werden muss. Diese Nationalgefühle sind selbst schon als sozial hergestellte innerpsychische Abwehrformationen zu lesen.

Vamik Volkans Konzept der sog. "Grossgruppenidentität" (1997, 2000, 2004) widmet sich genau dieser Formierung des national codierten und mit der Nation identifizierten Subjekts. Anknüpfend an die Freudsche Massenpsychologie – aber diese auch, das deutet schon die Ersetzung des Begriffs der Identifizierung mit dem der "Identität" an, um ihre Dynamik beraubend – versucht er aufzuzeigen, wie über geteilte Objekte, Identifikationsfiguren und Mythen ein Wir-Gefühl hergestellt wird, das mit der individuellen „Kernidentität“ verbunden bleibe. Sportarten, die von vielen Personen ausgeübt und mit Erinnerungen verknüpft werden, beliebte Kinderbücher, Esswaren, die für eine Region typisch sind, bestimmte Verhaltensweisen, eine gemeinsam geteilte Sprache und nationale Rituale und Mythen dienen, so Volkan, als mit positiven Emotionen verbundene Identifikationsobjekte oder Projektionsflächen, von Volkan „Container“ genannt, über die sich Kollektivität herstelle. Weil diese Objekte geteilt würden, würde die Mitglieder einer „Grossgruppe“ ein emotionales Band verbinden.

Zu betonen ist – auch gegenüber Volkan – der Prozess der Nachträglichkeit, der dieser Massenbildung innewohnt: Viele dieser Container, seien das Esswaren, Sportarten, Ausflugsziele oder Dialekte haben zum Zeitpunkt ihrer individuellen Aneignung für die werdenden Subjekte noch keine nationale Konnotation. Erst über die Internalisierung des Konzeptes „Nation“ oder des „Ethnischen“ werden sie nachträglich in den Bedeutungskontext des Nationalen eingemeindet, womit sich das Konzept auch in den Körper bzw. in die intimsten psychischen Regungen einschreibt: Rösti oder Raclette als Gerichte unter vielen anderen werden danach ebenso als "typisch Schweizerisch" wahrgenommen wie das „Chalet“ oder die Berge, die entweder tatsächliche Lebensumwelt darstellten oder in den meisten Fällen eher einmal Urlaubsziele waren. Die verschiedenen deutschen Dialekte, gewisse vertrauter und mit spezifischeren Erinnerungen behaftet als andere, werden plötzlich in schweizerische und eben nicht-schweizerische eingeteilt, und der „Globi“ wird als Schweizer identifiziert. All die lebensgeschichtlich relevanten Erinnerungen, Objekte und Figuren, die eher Differenzen in den Fokus bringen würden – z.B. die verschiedenen Essgewohnheiten, Wohnverhältnisse, Abendgestaltungen und Urlaubsziele in unterschiedlichen sozialen Schichten, die unterschiedlichen Erfahrungen, die in Grossstädten oder auf dem Land aufgewachsene Kinder machen, oder das Aufwachsen in kinderreichen Familien oder als Einzelkind –, werden dagegen bei dieser Re-Kategorisierung der äusseren und inneren Welt beiseitegeschoben.²

Wir haben es bei diesem Prozess der Aneignung und Verwendung von später national konnotierten Objekten aufgrund der noch fehlenden und erst allmählichen Differenzierung zwischen Ich und Ichideal erst einmal eher mit Identifizierungen – Volkan spricht ja von einer „Identität“ – und erst später ev. mit einer "Einsetzung des Objekts an die Stelle des Ichideals" (Freud, 1921, S. 121) zu tun, welche Freud bekanntlich als die spezifische Beziehung zum Massenführer bestimmt. Gerade die damit einhergehende narzisstische Bindung wird die nationale Anrufung durch politische Protagonist_innen so attraktiv erscheinen lassen.

Was Volkan ebenfalls kaum beleuchtet, sind die Abgrenzungsprozesse bzw. innerpsychischen Spaltungsprozesse, die bei Prozessen der Identifizierung und Idealisierung stets eine fundamentale Rolle spielen. Geschaffen und re-codiert werden bei dieser Nationalisierung oder Ethnisierung der Welt nämlich auch die Projektionsflächen oder Container für auch negative oder störende Gefühle. Mario Erdheims Konzept der "Fremdenrepräsentanz" (1985, 1987) beleuchtet genau dies. Erdheim beschreibt die Entstehung und Wandlung einer inneren Repräsentanz, in der alle unangenehmen, ängstigenden oder verbotenen Wünsche, Selbstanteile und Wahrnehmungen lokalisiert werden. Was nicht ins werdende Ich integriert werden kann, wird in dieser Repräsentanz verortet. Die Beziehung zu dieser Instanz ist durchaus ambivalent: Weil darin auch Wünsche, Ersehntes verortet sind, ist das Fremde durchaus auch ein faszinierender Ort, über den eine Annäherung an Verdrängtes stattfinden kann. Zugleich ist das über projektive Abspaltungen produzierte Fremde natürlich v.a. auch ein Ort der Angst, ein bedrohliches Objekt. Um das Fremde wirklich aussen verorten zu können, müssen äussere Objekte die Repräsentanz verkörpern. Sie werden erst in der Familie gefunden (in der bürgerlichen familiären Arbeitsteilung zuerst der Vater, dann Geschwister), dann – Erdheim verweist auf das sog. „Fremdeln“ – in allen Personen ausserhalb des engsten Familienrahmens

² Diese Einteilung ist willkürlich und folgt den willkürlich entstandenen Grenzen der Nationenbildung in den letzten 250 Jahren. Das Konzept der Nation – und damit auch das „Nationalgefühl“ ist selbst erst ein Produkt der modernen bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Auch auf gesellschaftlicher Ebene gibt es Nachträglichkeitsmomente: Die immer ziemlich kurze nationale Geschichte wird in die vornationale Vergangenheit verlängert, Ereignisse, die nichts mit der Nation zu tun haben, werden in die Vergangenheit verlängert. Die Geschichtswissenschaft redet dabei von einem "invention of tradition" (Hobsbawm, 1983), also der Erfindung einer (nationalen) Tradition.

etc.. Erst nachträglich, nämlich im Zuge der Internalisierung der gesellschaftlich geschaffenen Ideen von Nation und Ethnizität, werden Personen, die als nicht zur eigenen Gruppe zugehörig wahrgenommen werden, als „Fremde“ identifiziert und innerpsychisch mit der Fremdenrepräsentanz verknüpft. Wer dabei als fremd – und damit immer auch potenziell bedrohlich – wahrgenommen wird, hängt mit gesellschaftlichen Diskursen zusammen: Der in der vorstädtischen Nachbarswohnung aufgewachsene Sohn türkischer Migrant_innen wird trotz der wohl sehr ähnlichen Lebenslage und der geteilten Kindheit plötzlich als Repräsentant einer "fremden Kultur" wahrgenommen, während die weit entfernt in einem Bergdorf sozialisierte Bauerntochter als eine der "Eigenen" identifiziert wird. Aus der Fremdenrepräsentanz wird vermöge einer solchen nachträglichen Verknüpfung mit gesellschaftlichen Diskursen Rassismus geworden sein, der sich in subtilen Formen der unterschiedlichen Wahrnehmung von menschlichem Leid und einer damit verbundenen Entsolidarisierung, oder aber in offensichtlicheren Formen der Diskriminierung und Verfolgen zeigen kann.

Im Nationalgefühl, der Identifikation mit einer grossen Idee – der narzisstische Gewinn kann nur darüber gewonnen werden, dass die eigene Nation auch grandioser erscheint als andere Nationen – , erhält das Ich einen Halt und die damit verknüpfte Fremdenrepräsentanz dient nicht nur dazu, ein weniger grossartiges Gegenüber zu haben, sondern auch, die Idee der eigenen Nation rein zu halten und überfordernde Ambivalenzgefühle aufspaltend abzuwehren. Eingelagert in das Nationalgefühl sind vermöge der Projektionsdynamiken eben auch Bedrohungsgefühle, auf die mit Aggression reagiert wird: Über die Projektion wird diffuse innere Angst in eine bis in den Hass steigere Abneigung gegen äussere Objekte umgewandelt. Rolf Pohl spricht von einer "paranoid getönten Kampf-Abwehr-Haltung" (2003a, S. 162) als Kern einer rassistischen Wahrnehmungsorganisation. In individuellen und kollektiven Krisenzeiten, in denen das innere Angstniveau und damit auch das Projektionsbedürfnis wachsen, kann sich diese Bereitschaft in Aggression entladen.

Enthemmung in der Masse

Die nationalistische Propaganda kann an diese Dispositionen andocken. In gesellschaftlichen Krisenzeiten, in denen die individuellen Ängste vor sozialem Abstieg, Status- und Privilegienverlust und damit allgemein Versagensängste virulenter werden, wird das Bedürfnis nach Abwehr dieser Ängste auch grösser. Die sozialen Stützen des Ichs drohen wegzubrechen, Halt wird deshalb in dem gesucht, was schon zuvor in der Sozialisation als Identifizierungs- und damit Identitätsangebot angenommen worden war: die Zugehörigkeit zur Nation und Teilhabe an dem von ihr gewährten »kollektiven Narzissmus« (Adorno, 1961, S. 589). Meist wird dieser durch populistische Führer (sehr selten Führerinnen) personifiziert. Diese werden nach Freud an die Stelle des Ichideals gesetzt bzw. korrekter müssten wir jetzt sagen: Sie bestärken die Ichideal-Funktionen, welche nationalistische Bilder vermittels der beschriebenen stummen Massenprozesse schon zuvor hatten. Die Idealisierung der Führer wird selbst von den vorhergehenden Idealisierungen der Nation genährt, für deren Zelebration der Führer einen Ausdruck findet und auch einen Ausdruck darstellt, indem er für die "Werte der Nation" steht. Über die gemeinsame Ausrichtung an den nationalen Idealen und verstärkt durch die geteilte Idealisierung des Führers läuft die gegenseitige Bindung der "Volksgenossen" und "Volksgenossinnen", die die grosse Gemeinschaft begründen.

Die frühen Inhalte des Ichideals (hier als Vorläufer des Überichs, das im Freudschen Werk erst später auftaucht) bilden sich als Teil von Identifizierungsprozessen und werden damit zuerst ins Ich aufgenommen. Erst im Laufe der Zeit, mit der (durchaus durch elterliche Kritik erzwungenen) Aufgabe von narzisstischen Selbstidealierungen, trennt es sich vom Ich und dient

jetzt als Massgabe für das Ich, an dem sich dieses zu messen hat, an dem es scheitern kann, von dem es – verbunden mit der Gewissensfunktion – auch terrorisiert werden kann. Die daraus entstehende Konfliktlage zwischen Ich und Ichideal, die sich in Form von Schuld-, Scham- und Minderwertigkeitsgefühlen äussert, kann als äusserst anstrengend und bedrohlich erlebt werden. In sozialen und individuellen Krisenzeiten verschärfen sich die Konflikte und die damit verbundenen Gefühle. Das Ich kann den Ansprüchen des Ichideals nicht genügen, narzisstische Wut steigt auf, die aber – auch infolge von im Ichideal eingelagerten Gewalttabus – ebenso zurückgehalten werden muss wie all die anderem dem Ichideal widersprechenden Wunschregungen, die vom in der aktuellen Situation geschwächten Ich als noch bedrohlicher erlebt werden als sonst. Für diese innerpsychische Konstellation wird in den nationalistischen Anrufung ein Ausweg geschaffen oder zumindest versprochen.

Auf verschiedene Weise findet hier eine "Enthemmung" statt. Die nationale Bewegung ermöglicht eine Wieder-Annäherung von Ich und Ichideal. Wo sich das Ichideal in der Internalisierung elterlicher Kritik gebildet hatte und sich so äussere Konflikte in innere verwandelten, darf durch die verstärkte Unterwerfung unter das (im Führer verkörperte nationale) Ichideal diese Trennung tendenziell rückgängig gemacht werden. "Es kommt zu einer Empfindung von Triumph, wenn etwas im Ich mit dem Ichideal zusammenfällt", schreibt Freud (1921, S. 122), weil die beschriebenen, aus der Spannung zwischen Ich und Ichideal herrührenden Schuld-, Scham und Minderwertigkeitsgefühle entfallen. Das mit dem Nationalen zusammenfallende Ichideal bestraft nun nicht mehr für narzisstische Phantasien, sondern sanktioniert diese vielmehr. Qua Blut/Pass/Sprache/Ethnizität bin ich Teil des grossen, mythisierten Volkes und durch die Formierung einer Massenbewegung bin ich Teil einer tatsächlichen sozialen und politischen Kraft. Es ist die Möglichkeit einer "hemmungslosen" Selbstealisierung, die das von Freud beschriebene Triumphgefühl hervorruft.

Dafür muss aber die innere Kritik, die das Ich vom Ichideal trennte, projektiv ausgelagert werden. Es ist die Phantasie von denen "da oben", die Idee einer mächtigen und bedrängenden Instanz im Aussen des nationalen Kollektivs, die EU, die „fremden Richter“ „die Elite“, „das linke Establishment“, die volksfremden Politiker_innen oder im Antisemitismus die Juden, auf die die mit dem Ichideal verbundenen strafenden Anteile (dafür steht im psychoanalytischen Diskurs v.a. der Begriff des Überichs) ausgelagert werden. Was innen bedrängt, bedrängt nun in dieser paranoid getönten Konstruktion von aussen, und dagegen "müssen" bzw. dürfen sich das Kollektiv und das mit ihm identifizierte Kollektiv zur Wehr setzen. Zuvor gegen innen gelenkte Aggressionen können nach aussen gelenkt werden – das ist ein zweites Moment der "Enthemmung".

Die Projektion von Überich-Anteilen ist zu unterscheiden von derjenigen von Es-Anteilen, die den Rassismus ausmachen – hier haben wir ein drittes Moment der Enthemmung. Die eigenen Wünsche und Selbstanteile, die auch dem national sanktionierten Ich verpönt sind, werden auf oder in diejenigen projektiv ausgelagert, die als Angehörige „fremder Kulturen“ wahrgenommen werden. Sie werden vermöge der Projektionen als „unkontrollierbar“, „wild“, „aggressiv“, „lüstern“ und „unzivilisiert“ wahrgenommen und stellen in einem anderen Sinne eine Gefahr dar als „die da oben“, gegen die quasi in Notwehr vorgegangen werden muss. Es sind die Bilder von unüberschaubaren "Flüchtlingsströmen", von vergewaltigenden, raubenden und mordenden Banden, von faulenzenden Taugenichtsen und von unzivilisierten Kulturen, in denen noch – das sind im rechten Diskurs durchaus auch Sehnsuchtsbilder – archaische Vorstellungen von Ehre, Patriarchat und Steinigungen vorherrschen. Auch hier wird, was innen bedrängt, dieses Mal nicht als Momente der strafenden Instanz, sondern als zu Bestrafendes, als Bedrohung von aussen wahrgenommen, was aggressive "Gegenschläge in Notwehr" erlaubt.

Die "Fremdenrepräsentanz" beinhaltet also sowohl Überich- wie Es-Projektionen, welche in Feindbildungsprozessen durch verschiedenen Gruppen und Institutionen verkörpert werden können (wobei sie sich auch überlagern: Meistens werden „denen da oben“ auch noch „niedere“ Motive unterstellt). Wir haben aber in rechten Diskursen immer eine doppelte Frontstellung: Gegen die „zu sehr Zivilisierten“, die die „natürliche Ordnung“ durcheinander bringen (die Einteilung der Welt in verschiedene Völker/Nationen, die Reinhaltung dieser Völker, die „natürliche“ Trennung und Hierarchie zwischen Mann und Frau, all die Sitten und Traditionen, die als „schon immer dagewesen“ imaginiert werden) und gegen die „Unzivilisierten“, die „blosse Natur“ seien, während „wir“ doch demgegenüber „Anstand“ und „Kultur“ entwickelt hätten.

Im Anhang seines Textes zur Massenpsychologie beschreibt Freud die Möglichkeit einer "Schiefeilung mannigfaltiger Neurosen" (Freud, 1921, S. 132) durch mystische Gemeinschaften. Wir können die durch die nationale Masse ermöglichte narzisstische Stabilisierung und projektive Auslagerung innerer Konflikte mit Freud ebenfalls als "Schiefeilung" bezeichnen, die drohende individuelle Zusammenbrüche und psychische Erkrankungen verhindert (vgl. auch Brunner, 2016). Ernst Simmel (1946), einer der grossen psychoanalytischen Massentheoretiker_innen, hatte in seiner Analyse des Antisemitismus diese Abwehr einer individuellen Symptombildung durch die Teilhabe an einem kollektiven Symptom, einem paranoiden Wahnsystem, eindrücklich beschrieben. Jan Lohl (2017) hat kürzlich in einer Analyse von AfD-Reden die These formuliert, dass mit ihnen zeittypische Gefühle des Scheiterns und damit einhergehende Drohungen depressiver Verstimmungen schiefgeheilt werden könnten: Rechte Ideologie dient als Mittel der Depressionsabwehr.

Die Propaganda hat, weil sie auf die durch „Nationalgefühl“ und nationalisierter „Fremdenrepräsentanz“ bestimmte Dispositionen zurückgreifen kann und in Krisenzeiten einem Bedürfnis der zuvor schon nationalisierten Subjekten entgegen kommt, leichtes Spiel: Sie schürt die Ängste noch mehr, sie entwirft Apokalypseszenarien, verschärft dadurch die inneren Konfliktlagen, zugleich mobilisiert sie die stabilisierenden und entlastenden Bilder des „Eigene“ und „Fremde“ und gibt Letztere zum Abschuss frei. Interessant ist, dass – und das relativiert die Idee eines völligen Zusammenfallens von Ich und Ichideal – in den Propagandabildern das eigene Volk und damit die durch die Propaganda Angerufenen nicht nur überhöht werden, sondern zugleich auch bedroht und erniedrigt. In seinen AfD-Propagandaanalysen weist Lohl z.B. auf, dass das Bild des "scheiternden Volkes", das selbst Schuld sei, dass es in die Misere geraten sei, ein zentraler Topos der Reden sind (vgl. auch den Bestseller-Titel "Deutschland schafft sich ab" des rechten Publizisten Thilo Sarrazin). Das Oszillieren zwischen Überhöhung und Erniedrigung bindet die Anhänger_innen an die Masse: Sie dürfen sich gross und stark fühlen, dürfen auch schon jetzt ihren Aggressionen freien Lauf lassen, aber das vollendete Triumphgefühl lockt erst nach „getaner Arbeit“, eben der Vertreibung und Vernichtung des Feindes und damit der vollendeten Abwehr aller Gefahren, die dem Volk drohen. Erst dann winkt das versprochene „Heil“.

Ist die „lärmende“ Massenbildung erst einmal in Schwung und wird die nationalistische Bewegung stärker, wird auch der Projektionsbedarf grösser. Das Triumphgefühl muss abgesichert werden gegen jegliche Kritik, die auch von innen her kommt. Jeder Zweifel im Innern muss über Projektion zur Ruhe gebracht werden. Es droht schliesslich nicht nur der Zusammenbruch des narzisstischen Halts, sondern auch die Gefahr, aus der Bewegung ausgestossen und zu ihrem Opfer zu werden. Auch hier lohnt sich ein Blick auf die Propaganda: Die impliziten Drohungen, die den Zuhörer_innen und Zuschauer_innen entgegen schlagen, finden sich sowohl in den überlangen Militärparaden, die Hans-Dieter König (1993) in seiner Analyse des Nazi-Filmes "Triumph des Willens" einer genaueren Betrachtung unterzieht, genauso wie in Aussagen wie "Wir dringen ein in eure Wohlfühlzone", die sich in einem Werbevideo der "Identitären

Bewegung" findet. Solche Ängste davor, selbst von der Bewegung überrollt zu werden, müssen ebenso abgewehrt werden, wie in der Masse neu entstehende Ambivalenzgefühle (gegenüber anderen Mitgliedern, aber ev. auch aus Verschmelzungsängsten herrührend) abgewehrt werden müssen. Die Masse produziert so einen regressiven Sog (zum beschriebenen Zusammenspiel von sozialen Ängsten, inneren Dispositionen, Propaganda und Massendynamiken vgl. auch Brunner, 2016).

Männlichkeit und Postfordismus

Dass in den aktuellen rechten Diskursen der Antifeminismus und – als "Antigenderismus" – die Abwehr einer Befragung von Geschlechter-, Beziehungs- und Familiennormen so eine zentrale Rolle spielen, hängt v.a. mit gesellschaftlichen Transformations- und Prekarisierungsprozessen zusammen. Es sind nicht nur allgemeine Krisenängste, welche rechten Ideologien Zulauf verschaffen, sondern auch spezifische Ängste von Männern vor dem Verlust ihrer gesellschaftlich vorherrschenden Stellung, der mit dem gesellschaftlichen Wandel einherzugehen scheint.

Im "fordistischen" Kapitalismus der Nachkriegsjahre kam das bürgerliche Familienmodell im Europa zum ersten Mal für eine breitere Bevölkerungsschicht zu ihrer Verwirklichung. Im Zuge der Entfaltung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft hatte sich im 19. Jahrhundert eine neue Geschlechterordnung etabliert. Die Welt wurde nunmehr in zwei Bereiche, den öffentlichen und den privaten, geteilt und diese Bereiche vergeschlechtlicht, d.h. zur männlichen und weiblichen erklärt, und zugleich über die bürgerliche Ehe wieder miteinander verbunden. Während der Mann durch seine Arbeit ausserhalb des Hauses für die Ernährung der Familie sorgte, die Familie gegen aussen repräsentierte und ev. noch öffentliche Ämter einnehmen konnte, war der Ehefrau die häusliche Sphäre beschieden: Sie sollte sich um Haushalt, Kinder und Mann kümmern, d.h. die Reproduktionsarbeit leisten, die die männliche Arbeitskraft hervorbrachte und aufrechterhielt (vgl. Hausen, 1976).³ Es entstand also eine neue Geschlechterordnung mit neuen Bildern von Männlichkeit (v.a. das Ideal männlicher Autonomie, das wir z.B. beim höfischen Adel überhaupt nicht finden) und Weiblichkeit (z.B. die Idee der "Mutterliebe"). Das damit einhergehende Familienmodell konnte sich im 19. Jahrhundert nur in vermögenden Schichten wirklich durchsetzen; in anderen Schichten blieben Familien auf den Zuverdienst von Ehefrauen (und lange auch Kindern) angewiesen. Als Ideal hatte es aber durchaus eine Anziehungskraft, stand doch die Perspektive, dass nur noch der "Hausherr" arbeiten musste, während sich die Frau zuhause ganz auf die Sorge um den Haushalt und den Aufzug von Kindern konzentrieren konnte, auch für sozialen Aufstieg.

Bis in breite Teile der Arbeiter_innenschaft durchsetzen konnte sich das bürgerliche Familienmodell im Westen erst im Wirtschaftsboom der 1950er. Das fordistische Alleinernährermodell, d.h. die Idee, dass die männlichen Arbeiter mit Festanstellung genug verdienen sollten, um eine ganze Familie zu ernähren – flankiert durch staatliche Kinder- und Familienbeihilfen –, entfernte die verheirateten Frauen fast gänzlich aus der öffentlichen Sphäre. Gestützt wurde dadurch auch eine patriarchale Ordnung: Die Frau blieb damit ihr Leben lang in ökonomischer Abhängigkeit an ihren Ehepartner gebunden und ihm ausgeliefert.

Diese Ordnung wurde ab den 1970er Jahren durch die Zweite Frauenbewegung angegriffen, die z.B. erzwirkte, dass Frauen ohne die Zustimmung ihrer Ehemänner arbeiten gehen durften, dass

³ Die Darstellung nimmt im Folgenden, der bürgerlichen Geschlechterordnung gemäss, das (zumindest offiziell und rechtlich) monogame, heterosexuelle, auf die Zeugung und Aufzucht von Kindern orientierte Paar, die mit ihm verbundenen Familienformen und Männlichkeitstypen und deren Veränderungen in den Blick. Dabei fallen all die Existenzen von z.B. alleinstehenden Menschen, solchen in anderen Beziehungsformen, und auch diejenigen, die sich der Zweigeschlechtlichkeit entziehen, aus dem Blick.

Vergewaltigungen in der Ehe als Straftatbestand behandelt wurden, oder auch, dass das ausserfamiliäre Kinderbetreuungssystem ausgeweitet wurde. Vor allem aber sorgte die Frauenbewegung durch die erfolgreiche Etablierung anderer Frauenbilder dafür, dass der vorgezeichnete Weg zur nichtlohnarbeitenden Hausfrau nicht mehr als einzige Option gesehen wurde.

Grundlegend für eine zunehmende Erosion der Alleinernährerfamilie ab den 1980er Jahren sind aber auch Veränderungen bzw. Krisenerscheinungen im ökonomischen Feld. Die Durchsetzung des sog. "postfordistischen" Kapitalismus, gekennzeichnet durch schlankere Unternehmen, Entbürokratisierung, Outsourcing vieler Arbeitsaufgaben, was es auch ermöglichte, Tarifverträge zu umgehen, und die (damit zusammenhängende) massive Ausweitung des Dienstleistungssektors haben zu einer Flexibilisierung des Arbeitsmarktes geführt (vgl. Hirsch & Roth, 1986, Kohlmorgen, 2004). Immer mehr Männer befinden sich dadurch in prekäreren Beschäftigungsformen (Projekt-, Werk-, Zeitverträge, über Boni und Gewinnbeteiligung flexibilisierte Entlohnungssysteme), welche zuvor v.a. für die überwiegend im Dienstleistungssektor arbeitenden Frauen kennzeichnend waren. Die sog. "Tertiarisierung", d.h. der Bedeutungsverlust der traditionell männlichen Industriearbeit und die Bedeutungszunahme des traditionell weiblichen Arbeit im Dienstleistungssektor wird nicht umsonst unter dem (nicht unproblematischen) Stichwort "Verweiblichung der Lohnarbeit" geführt – ein Prozess, mit dem sich eben auch die damit verbundene Prekarität verallgemeinert. Die Anforderungen an die Arbeitskräfte veränderte sich im Postfordismus ebenso: Die Konkurrenz und der Druck sowohl auf dem Arbeitsmarkt als auch innerhalb der in kleinen, immer wieder nach ihrer Leistung evaluierten Teams arbeitenden Unternehmen haben zugenommen, ebenso die Ängste vor Entlassungen. Und was die mittleren Einkommen anbelangt, ist insgesamt eine "Abwärtsmobilität" zu verzeichnen, womit die Möglichkeiten oder zumindest die Sicherheit, alleine eine Familie versorgen zu können, für einen Teil der männlichen Bevölkerung zunehmend schwinden (vgl. Wimbauer et al., 2015).

Es sei angemerkt, dass diese zunehmende Prekarisierung der männlichen Erwerbsarbeit nicht zu einer entsprechenden ökonomischen Besserstellung der Frauen geführt hat. Zwar hat weibliche Erwerbsarbeit zugenommen, aber diese ist nach wie vor und auch stärker als die männliche durch prekäre Beschäftigungsverhältnisse und schlechtere Entlohnung bestimmt – zudem werden die Frauen, da sie immer noch den Grossteil der Reproduktionsarbeit leisten, dadurch auch doppelt belastet (vgl. Becker-Schmidt, 2010). Die viel stärkere Bedrohung durch Altersarmut für Frauen macht gerade Frauen mit Kindern immer noch stark abhängig von männlichen Partnern. Auch in bessergestellten Schichten sind Männer in heterosexuellen Beziehungen meist Besser- und Hauptverdiener, aber es gibt für die Frauen zumindest die Entlastungsmöglichkeit, die Doppelbelastung zu mindern, indem Teile der Reproduktionsarbeit als Lohnarbeit v.a. an migrantische Arbeiterinnen (Reinigungskräfte, Pflegerinnen) ausgelagert wird. Dass mit diesen Arbeiten ein neuer, äusserst unregulierter und prekärer Beschäftigungssektor für migrantische Frauen geschaffen wurde, sei hier nur am Rande bemerkt (vgl. Guitérrez-Rodríguez (2010)).

Im Fordismus war Männlichkeit – und in einer Gesellschaft mit männlicher Vorherrschaft das daran geknüpfte Machtversprechen – v.a. an die Rolle als Familienernährer geknüpft und somit stark mit Erwerbsarbeit verbunden. An die Möglichkeit, diese Rolle ausfüllen zu können, d.h. selbst eine Familie zu versorgen, war die Vorstellung von männlicher Autonomie gebunden; zudem ermöglichte sie dem Familienvater, "Familienoberhaupt zu sein", über die Kinder und über die Arbeitskraft und den Körper der ökonomisch abhängigen Ehefrau zu verfügen. Mit der beschriebenen Erosion des Alleinernährerlohns wird also einer der zentralsten Stützpfiler der

männlichen Selbststabilisierung angegriffen.⁴ Die männliche Vorherrschaft scheint bedroht zu sein. Dieses Gefühl ereilt auch noch Männer, die von Prekarität gar nicht direkt betroffen oder auch nur tatsächlich davon bedroht sind.

Mit dem Prekärerwerden von männlichen Erwerbsbiographien, der Ausweitung weiblicher Erwerbsarbeit, aber natürlich auch von damit einhergehenden Veränderungen von Frauen- und Geschlechterbildern, werden auf der Ebene gesellschaftlicher Diskurse, aber auch in der Alltagserfahrung unhinterfragte Gewissheiten männlicher Erfahrung und die Selbstverständlichkeit männlicher Vorherrschaft erschüttert. Die #metoo-Debatten, Gesetzgebungen zum Schutz von Frauen vor Übergriffen, die Infragestellung der generischen Maskulinums in der Sprache durch Binnen-I, Sternchen oder andere Formen, Forderungen nach Frauenquoten und mehr Sichtbarkeit verschiedener Gruppen von Frauen im öffentlichen Raum und sowieso diejenige nach gleicher Bezahlung für gleiche Arbeit – viele dieser Bestrebungen sind mittlerweile von staatlichen und überstaatlichen Institutionen im Rahmen des sog. "Gender Mainstreamings" zu eigen gemacht worden – sind allesamt Teil dieses Angriffs auf einstige Selbstverständlichkeiten.

Männliche, aber auch weibliche Gewissheiten werden zudem infrage gestellt durch einen Prozess der Flexibilisierung von Identitäten und Lebensformen, die erstens von Minderheiten erkämpft wurden (man denke an die Schwulen- und Lesbenbewegung), aber durchaus auch als durch den Postfordismus zumindest mitverursacht gelesen werden müssen: Die neuen Produktionsstrukturen (dezentrierte Produktion in kleinen flexiblen Einheiten, die schnell auf Bedarfsveränderungen reagieren sollen) und der individualisierte Dienstleistungsmarkt (direkte Kund_innenorientierung, immer differenziertes Ziel- und Nischenpublikum) brachten Forderungen nach grösserer zeitlicher, örtlicher und psychischer Flexibilität und nach kreativen Arbeitssubjekten (und die Suche nach neuen, zu erschliessenden Kund_innensegmenten) mit sich. Diese neuen Anforderungen förderten – zumindest in gewissen gesellschaftlichen Schichten – zuweilen auch die Entfaltung und (Teil-)Anerkennung neuer Familienformen und eines flexibleren Umgangs mit Sexualität, Geschlecht und Beziehung. Der Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch spricht diesbezüglich von einer "neosexuellen Revolution" (1998), welche die postfordistische Umgestaltung der Gesellschaft begleitete. Damit wird nicht nur die männliche Vorherrschaft, sondern z.T. auch die bürgerliche Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit, welche die Basis der männlichen Vorherrschaft darstellt, erschüttert.

Kurzum: In die allgemeine ängstigende Wahrnehmung gesellschaftlicher Krisen, die mehr oder weniger alle betreffen, ist eine spezifische Form männlicher Ängste verwoben, die sich auch auf spezifische Weise zeigt (vgl. dazu insgesamt die prekarisierungstheoretischen Thesen von Wimbauer et al. 2015). Im antifeministischen Diskurs wird der Verlust der männlichen Alleinernährerfunktion und die Infragestellung männlicher Gewissheiten nicht als Folge einer Umstrukturierung des Kapitalismus oder als Teil sozialer Kämpfe um Gleichberechtigung gelesen, sondern als Folge angeblich männerfeindlicher feministischer Umtriebe, gar einer feministischen Machtübernahme. Feminist_innen und ihre Helfershelfer hätten die "natürliche Geschlechterordnung" dadurch durcheinander gebracht, dass sie den Frauen einredeten, der ihnen von der Natur zugewiesene Platz zuhause als liebende Ehefrauen und Mütter sei minderwertig, und sie aufforderten, ihn zu verlassen. Die von ihrer "Natur" derart entfremdeten Frauen würden auf den Arbeitsmarkt drängen, auch in Positionen, für die sie nicht geschaffen seien – Quoten seien ein Mittel von Frauen, den fairen Konkurrenzkampf zu umgehen und

⁴ Nur am Rande sei angemerkt, dass durch den gesellschaftlichen Wandel auch ein anderer früherer Anker männlicher Vorherrschaft angekratzt wurde: Das Militär hat als zentraler Ort der Herstellung von Männlichkeit massiv an gesellschaftlicher Bedeutung verloren. Angesichts neuer Anforderungen des Arbeitsmarktes wird die Zeit des Armeedienstes mittlerweile eher als Hindernis für die berufliche Karriere gesehen.

künstlich weniger geeignete Personen den qualifiziertesten vorzuziehen. Dass hier Mittel zur Herstellung von Chancengleichheit in vormaligen, meist immer noch männlichen Bastionen als Bedrohung wahrgenommen werden, spricht Bände: Demokratisierungsprozesse stellen eine Bedrohung für Herrschaft dar. Diese Wahrnehmung ist geprägt von einer paranoiden Struktur, Wahrnehmungsfragmente werden gemäss einem Wahnsystem, in dessen Zentrum der Feminismus bzw. die Feminist_innen, die im Männerrechtler-Diskurs zuweilen 'Feminazis' genannt werden, stehen, die angeblich eine solche Macht hätten, dass sie die Staatsgeschicke lenkten. Gegen die von dieser Dynamik ausgehende Bedrohung muss mit aller Gewalt vorgegangen werden.

Als Sehnsuchtsbild werden dagegen die vorgeblich heilen 1950er Jahre mobilisiert: Da wussten noch alle, wo sie hingehörten, finanzielle und Zukunftssorgen waren gering, das Leben mag zwar ein bisschen weniger aufregend gewesen sein, aber zumindest hatten alle ihre eigene wichtige Rolle in der kinderreichen Kleinfamilie und konnten sich dessen erfreuen. Die Abhängigkeit der Frauen und die patriarchale Gewalt, die mit dieser einherging, werden ebenso verschwiegen wie die Tatsache, dass eine Wiederherstellung dieser Zustände unter den gegebenen ökonomischen (Krisen-)Bedingungen überhaupt nicht möglich wäre. Alle Befragungen von Geschlechternormen und die Flexibilisierung des Umgangs mit diesen, werden als unnatürliche "Genderideologie" abgetan bzw. massiv verfolgt.

Zur Konstitution von Männlichkeit

In seiner schärfsten Form zeigt sich die vermeintliche Gegenwehr gegen die feministischen Umtriebe in Formen der Erniedrigung von und der Gewalt gegen Frauen. Der affektive Gehalt dieser durchaus paranoiden Wahrnehmung und der Abwehr von allem, was als Angriff auf männliche Vorherrschaft wahrgenommen wird, muss erklärt werden. Während es mir weiter oben v.a. um die Konstitution eines nationalen Subjektes ging, also eines Subjektes mit einem "Nationalgefühl", das durch nationalistische Diskurse als vermeintlich angegriffenes mobilisiert, verteidigt werden muss, wird es mir im Folgenden darum gehen, in der Darlegung der Ausführungen des Männlichkeitstheoretikers Rolf Pohl nachzuzeichnen, dass die Abwehr vermeintlicher weiblicher Angriffe in der bürgerlichen "Normalmännlichkeit" angelegt ist. Ich orientiere mich dabei v.a. an den Ausführungen Rolf Pohls (2003a,b, 2004, 2011), der in seinen Schriften dem verborgenen, gegen Frauen gerichteten Gewaltpotenzial dieser Männlichkeit nachspürt. Die Herstellung von Männlichkeit kann ebenfalls als stumme Massendynamik gelesen werden, die die Disposition für antifeministische Anrufungen, aber auch für eine "Enthemmung" in Form von Gewalt gegen Frauen schafft. Die Entwicklung einer "Geschlechtsidentität" ist sowohl eine gesellschaftliche Anforderung wie aber auch ein Angebot, um innerpsychische Konflikte "schiefe zu heilen".

Während Theorien zur Entstehung männlicher "Geschlechtsidentitäten" immer wieder von einer frühen Mutter-Kind-Symbiose ausgehen, aus der sich der Junge zu lösen habe, betont Pohl, dass die frühe Beziehung zur Mutter (bzw. genauer: zur in der bürgerlichen Geschlechterordnung meist weiblichen primären Pflegeperson) keineswegs eine konfliktfreie "Symbiose" darstelle. Vielmehr sei sie von einem Konfliktgefüge geprägt, das Pohl das "Sexualitätsdilemma" nennt. Das Dilemma bestehe darin, dass das Primärobjekt, das erst einmal den Hunger- und ähnliche physiologische Bedürfnisse befriedigt, in der körperlichen Interaktion zugleich auch den Trieb weckt, also Spannung, Erregung produziert, die nach Wiederholung schreit, die aber zugleich stets Frustrationen mit sich bringt. Die untrennbar mit der Lust verbundene Frustration hat mehrere Gründe: Erstens ist das lustspendende Objekt immer wieder einmal abwesend. Zweitens aber ist die lustvolle Erregung v.a. auch nie ganz zu stillen, weil das wiedergesuchte Bild der

ursprünglichen Lustszene eine nachträgliche Konstruktion ist, die in der Realität nie einzuholen ist. Der an die Erinnerung geknüpfte Wunsch entsteht erst im Moment des Mangels, der Abwesenheit des Objekts, d.h. Wunsch und Mangel/Verlust sind untrennbar ineinander verwoben (vgl. Laplanche, 1970, Gast, 2006). Die Bindung ans Objekt löst damit immer auch den Wunsch hervor, nicht mehr auf das befriedigende und zugleich versagende Objekt angewiesen zu sein.

Ist der Trieb einmal geweckt, wird er immer stören, zugleich aber das werdende Subjekt vorantreiben. Die frühe Beziehung des Kindes zum Primärobjekt, in der sich im Kind erst die Vorstellung eines Ichs und eines Objekts, also die Trennung zwischen Innen- und Aussenwelt herausbildet, ist also in keiner Weise eine Symbiose, sondern eine hoch ambivalente Beziehung, in der Einheits- und Trennungs-, Ruhe- und Unruheerfahrungen sich ständig überkreuzen.

Ein früher Modus des Umgangs mit dieser Ambivalenz ist die phantasmatische Spaltung des zugleich befriedigenden wie Unlust hervorbringenden Objektes, wobei das „böse, versagende Objekt“ im Aussen verortet, gehasst und verfolgt wird, während das „gute, befriedigende Objekt“ einem selbst zugerechnet wird (Freud, 1915, S. 99, spricht vom "purifiziert[e]n Lust-Ich"). Es ist eine Phase der narzisstischen Selbstidealisation, die überhaupt erst das Ich hervorbringt. Natürlich ist dieser Umgangsversuch mit der Ambivalenz ein kläglicher, weil die Angewiesenheit auf die Pflegepersonen und damit ein Bezug zu den ständig reizenden Objekten natürlich bestehen bleiben.

Das Subjekt entsteht so in der Spannung zwischen Narzissmus und Objektliebe, zwischen Trennungsbestreben gegenüber den primären Beziehungspersonen und zugleich der ständigen Angewiesenheit auf sie (vgl. auch Gast, 1992). Narzisstische Wut, Aggression, richtet sich deshalb stets auch gegen das lustspendende Objekt, das nicht immer zur Stelle ist, wenn es sollte und das sogar noch im Moment der Befriedigung Unruhe stiftet. Das erste Liebesobjekt ist so zugleich das erste Hassobjekt. Auch wenn das Subjekt später lernt, die beiden Teile mehr zusammenzubringen (vgl. die Kleinschen Überlegungen zur depressiven Position, Klein, 1960), das dargestellte Dilemma, das auch als Autonomie-Abhängigkeits-Konflikt beschrieben werden kann, bleibt für immer bestehen. Das Begehren hat einen Riss, einen Mangel, im werdenden Subjekt produziert, der nicht mehr zu kitten ist.

Die Internalisierung der symbolischen Geschlechterdifferenz, d.h. das was schliesslich zu männlichen und weiblichen „Geschlechtsidentitäten“ führt, ist selbst ein Umgangsversuch mit dieser Ambivalenz, eine „Pseudolösung“, eine „Schiefeilung“, die wieder auf einer Spaltung beruht. Geschlecht wird zum Symbol für den Riss, wobei narzisstische Autonomiewünsche männlich codiert werden und die Wünsche nach Verschmelzung mit dem Objekt weiblich. Alle bisherigen Erfahrungen werden nun nach diesem Geschlechterdualismus umgeschrieben und als männliche oder weibliche „re kategorisiert“ (vgl. dazu auch Fast, 1991).

Zu betonen ist, dass es dabei nicht einfach um ein "Erkennen" des Geschlechtsunterschiedes geht, sondern – der Begriff der "symbolischen Geschlechterdifferenz" deutet das an – um eine Konstruktionsleistung. Auch dieses vermeintliche "Erkennen" wird wie dasjenige der Differenz zwischen den Angehörigen einer "eigenen" und einer "fremden Kultur" gesellschaftlich produziert. Die vielfältigen Unterschiede zwischen der Anatomie des sich später als Jungen identifizierenden und derjenigen seiner dickeren, dünneren, kleineren oder grösseren Altersgenoss_innen sind deutlich geringer als die zwischen seinem Körper und z.B. demjenigen des Vaters. Es sind die Eltern und das sonstige Umfeld, die für den werdenden Jungen ein anderes Wesen als Mädchen oder Frau identifizieren und damit als ganz anderes Wesen absondern. Erst diese Kategorisierung ermöglicht die spätere Identifizierung des Jungen mit dem Vater oder anderen männlichen Objekten als Mann. Dass die mit der Einteilung einhergehenden

Zuschreibungen gesellschaftliche sind, sollten die Ausführungen über die Entstehung der bürgerlichen Zweigeschlechterordnung gezeigt haben.

Mit der projektiv hergestellten Spaltung zwischen männlichen und weiblichen Wünschen und Eigenschaften entsteht nachträglich das Phantasma der Ungeschiedenheit der Mutter-Kind-Symbiose: Alle Differenz wird aus der weiblich bestimmten Sphäre ausgesondert, die Mutter und die weibliche Sphäre stehen für Ungeschiedenheit, während Trennung, Autonomie und Differenz zum Zeichen der Männlichkeit werden, für die der Vater steht, der die Symbiose stört, aber zugleich den Jungen aus ihrer Umklammerung zu retten vermag. Die Symbiose wie die Vorstellung, dass sich der Junge aus der weiblichen Welt ablösen müsse, sind also als phantasmatische *Effekte* der Internalisierung der bürgerlichen Geschlechterordnung einzuordnen. Mit der Internalisierung dieser Geschlechterdifferenz und den dazugehörigen geschlechtlichen Codierungen vergeschlechtlicht sich auch das Sexualitätsdilemma. Jungen und Mädchen, Männer und Frauen müssen je bestimmte Wünsche und Identifizierungen unbewusst machen, wobei dem Zwang zur heterosexuellen Objektwahl das Versprechen innewohnt, die Gegensätze wieder zu vereinigen. Im Begehren des gegengeschlechtlichen Anderen und in der unbewussten identifikatorischen Nähe zu ihm kann das Abgewehrte wiedergefunden werden: Die Frauen haben Anteil an der Autonomie, der Stärke, den Erfolgen ihrer Männer, die Männer finden sowohl in der Sexualität wie im trauten Familienheim auf unterschiedliche Weise Beziehung, Nähe, Verschmelzung.

Der bürgerliche Geschlechterdualismus ist aber – das habe ich in meinen vorherigen Ausführungen klar zu machen versucht und deutet auch die Rede von der Macht der Männer schon an – nicht nur ein komplementärer, sondern zugleich ein hierarchischer: Der Mann wird als das Allgemeine, Normale gesetzt, die Frau wird als Abweichung abgewertet. Diese Hierarchie ist in unserer Gesellschaft in die „Normalmännlichkeit“ eingelagert: Auf dem Jungen, so Pohl, lastet der

gesellschaftliche] Druck, sich nicht nur als anderes, sondern als überlegenes Geschlecht zu setzen und alle vorherigen Erfahrungen unter diesem Dominanzdruck neu zu definieren [...]. Dem korrespondiert eine geschlechtsspezifische Sozialisation, die bei den Mädchen immer noch stärker die Bindungs- und Beziehungsfähigkeit fördert, bei den Jungen dagegen das allgemein höherbewertete Streben nach Autonomie und körperlichem Durchsetzungsvermögen betont und belohnt (2004, S. 199).

In der dualistischen Logik der bürgerlichen Geschlechterordnung wird es der Penis werden, der genau für diese männliche Autonomie steht: Er wird als das Differenzmerkmal gegenüber der Mutter und den Frauen allgemein in Szene gesetzt, über den Penis hebt sich der Junge gegenüber der weiblichen Welt ab, um ihn herum wird Lusterleben zentriert und er wird narzisstisch mit Grössenphantasien besetzt zum Phallus. Der Penis wird also phantasmatisch besetzt und aufgeladen und alle Lust der phallischen Ordnung untergeordnet. Die Phase der Adoleszenz, wo körperliche Veränderungen, der Übergang in ein immer eigenständigeres Leben und die damit einhergehende Forderung, nun endgültig das eigene Begehren von der Familie wegzuziehen und sich Liebesobjekte und Partner_innen ausserhalb zu suchen und mit ihnen eventuell auch eine Sexualität zu leben, in der der Penis eine wichtige Funktion erhält, spielt in dieser Phallisierung der Lust und der ganzen männlichen Existenz eine zentrale Rolle.

Das Sexualitätsdilemma wird durch diese Zentrierung noch verschärft und zum spezifischen „Männlichkeitsdilemma“: Der Phallus als Garant der Differenz, der männlichen Autonomie und Omnipotenz, ist zugleich als Penis ein Organ, das sich der Kontrolle ständig entzieht. Während der kleine, mit dem Penis beschäftigte Bub der sogenannten "phallischen Phase" sowieso konstitutiv mit seiner physiologischen Unreife konfrontiert ist, kämpft auch der adoleszente und erwachsene Mann mit dem Eigensinn des genitalen Begehrens. Der Penis regt sich unwillkürlich, kann aber auch im entscheidenden Moment versagen. Vor allem aber verweist er ständig auf das begehrte Objekt, das doch die erhoffte Befriedigung verschaffen soll, diese aber auch verwehren kann. Selbst noch in der ersehnten genitalen Vereinigung mit der Frau zeigt sich die Ambivalenz. In der körperlichen Verschmelzung mit ihr, die natürlich auch für eine emotionale Verschmelzung steht, könnte dem Mann seine Potenz und Autonomie geraubt, könnte er kastriert werden – Kastrationsängste sind also selbst Effekte dieser ungemeinen Aufladung des zum Differenzmerkmal auserkorenen Penis.

Dieser wie das begehrte Objekt bedrohen immer wieder die phallischen Autonomie- und Omnipotenzphantasien; Potenzgehebe ist stets mit Impotenz- und d.h. Kastrationsängsten verkoppelt – und die Wut darüber richtet sich gegen die Frauen, die doch zugleich gebraucht, begehrt und geliebt werden. Die Angst vor der Frau und der Hass auf sie sind eigentlich Angst vor und Hass auf das eigene Begehren; sie drücken einen Wunsch nach Triebruhe aus.

Es wird versucht, die Frau niederzuhalten und unter Kontrolle zu bringen; sie soll ständig verfügbar sein, aber einem ja nicht zu nahe kommen. Die berühmte Aufspaltung des Frauenbildes in einerseits die angehimelte entsexualisierte „Heilige“ und andererseits die verlockend-bedrohliche „Hure“ ist ein Versuch der Auflösung der beschriebenen Ambivalenz, die aber das Problem nicht löst: Zwar ist die verehrte Gattin, die Versorgungs- und Nähewünsche ebenso bedient wie Wünsche nach narzisstischer Spiegelung, nicht mehr bedrohlich – sie ist, wie wir gesehen haben, auch ökonomisch abhängig. Aber begehrt werden andere: Das abgespaltene Begehren wird im Hass auf die „Schlampen“ dieser Welt verfolgt, von denen aber als Begehrenobjekte auch nicht gelassen werden kann.

Die latente Aggression gegen die Frau, die sich auch in der Beziehung zur Partnerin findet, kann unter bestimmten inneren und äusseren Umständen, v.a. in narzisstischen Krisenzeiten, in (häufig sexuelle) Gewalt umschlagen: „Vom Liebhaber zum Lustmörder“, wie Freud schrieb. Nur die Vernichtung des Objekts – oder der eigene Tod – brächte die ersehnte Triebruhe mit sich.

Bei den Mädchen und Frauen bringt die verinnerlichte Geschlechterhierarchie eine Selbstabwertung mit sich. Den Neid auf die phallische Vorherrschaft des Mannes und die damit verbundene Aggression gegen die Versagung eigener Autonomie richten sie eher gegen sich selbst. Oder aber sie drücken sich im Verhältnis zu denjenigen aus, über die die Frauen Macht besitzen, z.B. gegenüber den eigenen Kindern, deren Grenzen ständig verletzt werden können (vgl. Hannemann 2012). Aber natürlich auch in der passiv-aggressiven Umklammerung des Partners kann ein aggressives Moment zum Vorschein kommen.

In den Geschlechter- und damit einhergehenden Familienkonstellationen der bürgerlichen Gesellschaft sind die Bilder der verschlingenden Mutter wie des Vaters, der den Jungen aggressiv aus der Nähe zur Mutter herausreisst, damit einerseits Phantasmen, die sich als Folge der geschlechterdualistischen Re kategorisierung früherer Erfahrungen ergeben. Andererseits kommt diesen Bildern auch ein Moment der äusseren Realität entgegen, weil sich der Habitus der Mütter und Väter tatsächlich tendenziell diesen Bildern angeglichen hat, diese Bilder also eine gewisse Evidenz erhalten – auch als Effekt der beschriebenen gesellschaftlichen Arbeitsteilung, die

tatsächlich meist die Mütter und fast immer weibliche Personen zu den primären Pflegepersonen machen. Zu betonen ist gegenüber diesem Befund, dass der vergeschlechtlichte Habitus aber, wie wir gesehen haben, zugleich aufgrund seiner unbewussten Dimension sehr prekär ist und sich immer wieder selbst unterläuft, das Verdrängte stets wiederkehrt.

Krisenhaft ist also Männlichkeit per se. Mit dem Postfordismus ist nicht so sehr Männlichkeit in die Krise geraten, sondern vielmehr gesellschaftlich etablierte Weisen der Stabilisierung männlicher Vorherrschaft. Der antifeministische und misogynen Kampf der „Neuen“ Rechten ist Teil des männlichen Abwehrkampfes gegen diese Destabilisierung. Die gegenwärtige Bewegung erinnert durchaus an die männerbündischen Abwehrreaktionen, die Ende des 19. Jahrhunderts laut wurden, und eine der zentralen Eckpfeiler der Kriegsbegeisterung der 1910er Jahre und des europäischen Faschismus wurden. Die damaligen Klagen über die „moderne Nervosität“ und die Verweichlichung und „Verweibung“ der Gesellschaft kamen nicht umsonst in einer Zeit auf, in denen wirtschaftliche Stagnation Unternehmer wie Arbeiter_innen bedrängte, Frauen breiter in die Öffentlichkeit drängten und die männliche Vorherrschaft auch durch bestimmte Körperdiskurse in Bedrängnis kam: Diese rückten plötzlich den Körper des (bürgerlichen) Mannes, welcher damals als Träger des Geistes, der die (weiblich konnotierte) Natur beherrschen sollte, bestimmt war, in den Blick, womit die Gefahr drohte, dass die Männer den Frauen angeglichen würden (vgl. zu diesen Dynamiken Winter, 2013).

Im Antifeminismus und Antigenderismus wird die in die "Normalmännlichkeit" unserer Gesellschaft eingelagerte paranoide Abwehr von Weiblichkeit und allem, was die männliche Autonomievorstellung und das daran geknüpfte Machtversprechen ankratzt, in einen politischen Diskurs überführt. Auch hier kann also die Propaganda an innerpsychische Dispositionen andocken, Ängste schüren, Affekte mithilfe der schon internalisierten Bilder des Männlichen und Weiblichen kanalisieren und über Feindbildungsprozesse Entlastung anbieten.

Fazit

Wollen wir Massen- und damit die Enthemmungsprozesse in der Masse genauer beleuchten, ist es notwendig, das Individuum, das anscheinend in der Masse plötzlich zu einem anderen Wesen wird, wie dies die Massentheorien oftmals nahelegen, selbst genauer unter die Lupe zu nehmen. Der „lärmenden“ Massenbewegung liegt meist eine „stumme“ Massendynamik zugrunde, die in unsere Gesellschaftsstrukturen eingelagert ist. Die durch die stumme Massendynamik hergestellte geteilte Disposition konstituiert die "mental homogeneity" (McDougall, zit. nach Freud, 1921, S. 79), die der von Freud ebenfalls in seinem Text ausführlicher zitierte McDougall als Voraussetzung für eine spontane Gefühlsansteckung bestimmt, wie sie sich in vielen „lärmenden“ Massenprozessen zeigt. Dieser Blick auf die zugrundeliegenden und subjektformierenden Kräfte erweitert nicht nur die Kritik an problematischen, völkischen, antidemokratischen Massenbewegungen zu einer Kritik an in der Gesellschaft verankerten Herrschaftsverhältnissen, die diese Bewegungen erst hervorbringt. Diese Blickverschiebung ermöglicht es auch, genauer und differenzierter den Blick auf das komplexe Zusammenspiel zwischen sozialen Veränderungen und Krisensituationen, innerpsychischen Konfliktlagen, individuellen Abwehrformationen, über Propaganda vermittelten kollektiven Schiefheilungsangeboten und den „lärmenden“ Massendynamiken genauer zu verstehen.

Literatur:

Adorno, Th. W. (1961). Meinung Wahn Gesellschaft. In Ders. (1997), *Gesammelte Schriften* 10.2 (S. 573–594). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Becker-Schmidt, R. (2010). Doppelte Vergesellschaftung von Frauen. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (S. 65-74). Wiesbaden: VS Verlag.

Brunner, M. (2016). Vom Ressentiment zum Massenwahn. Eine Einführung in die Sozialpsychologie des Antisemitismus – und die Grenzen psychoanalytischer Erkenntnis. In Ch. Busch, M. Gehrlin & T.D. Uhlig (Hrsg.), *Schiefheilungen. Zeitgenössische Betrachtungen über Antisemitismus* (S. 13-35). Wiesbaden: Springer VS.

Erdheim, M. (1985). Die Repräsentanz des Fremden. In Ders. (1988), *Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur* (S. 237–251). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Erdheim, M. (1986). Das Verenden einer Institution. *Psyche* 40 (12), 1092-1104.

Erdheim, M. (1987). Zur Ethnopschoanalyse von Exotismus und Xenophobie. In Ders. (1988), *Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur* (S. 258–265). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Fast, I. (1984). *Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität*. Berlin et al.: Springer, 1991.

Freud, S. (1915). Triebe und Triebchicksale. In *Studienausgabe, Bd. III* (S. 75-102). Frankfurt a.M.: Fischer.

Freud, Sigmund (1921). Massenpsychologie und Ich-Analyse. In *Studienausgabe, Bd. IX* (S. 65-134). Frankfurt a.M.: Fischer.

Gast, L. (1992). *Libido und Narzissmus. Vom Verlust des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs. Eine Spurensicherung*. Tübingen: edition diskord.

Gast, L. (2006). »Mensch ist der, der grenzenlos verliert ...« Zur (Psycho-)Logik des Verlustes. *Jahrbuch der Psychoanalyse* 52, 169-188.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2010). *Migration, domestic work and affect. A decolonial approach on value and the feminization of labor*. London: Routledge.

Hannemann, I. (2013). Über das Dunkle im dunklen Kontinent. Leerstellen im Konstrukt weibliche Identität. *Psychologie & Gesellschaftskritik* 144/145, 103-128.

Hausen, K. (1976). Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In W. Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen* (S. 363–393). Stuttgart: Klett.

Hirsch, J. & Roth, R. (1986). *Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus*. Hamburg: VSA-Verlag.

Hobsbawm, E. (1983). Introduction: Inventing Traditions. In E. Hobsbawm & T. Ranger (Hrsg.), *The Invention of Tradition* (S. 1–14). Cambridge: University Press.

Klein, M. (1960). Über das Seelenleben des Kleinkindes. Einige theoretische Betrachtungen. In Dies. (1983), *Das Seelenleben des Kleinkindes* (S. 187–242). Stuttgart: Klett Cotta.

Kohlmorgen, Lars (2004). *Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

König, H.-D. (1993). Leni Riefenstahls „Triumph des Willens“. Tiefenhermeneutische Analyse einer Filmszene. In H. Meulemann & A. Elting-Camus (Hrsg.), *26. Deutscher Soziologentag Düsseldorf. Tagungsbd. II* (S. 199-202). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Laplanche, J. (1970). *Leben und Tod in der Psychoanalyse*. Gießen: Psychosozial, 2014.

Lohl, J. (2017). "Hass gegen das eigene Volk" – Tiefenhermeneutische Analysen rechtspopulistischer Propaganda. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 41 (3/4), 9-40.

Pohl, R. (2003a). Paranoide Kampfhaltung. Über Fremdenhass und Gewaltbereitschaft bei männlichen Jugendlichen. In F. Koher & Katharina Pühl (Hrsg.), *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen* (S. 161-186). Opladen: Leske + Budrich.

Pohl, R. (2003b). „(...) vom Liebhaber zum Lustmörder“. Die Legierung von Sexualität und Aggression in der männlichen Geschlechtsidentität. In S. von Arx, S. Gisin, I. Grosz-Ganzoni, M. Leuzinger & A. Sidler (Hrsg.), *Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche* (S. 15-47). Tübingen: edition diskord.

Pohl, R. (2004). *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*, Hannover: Offizin.

Pohl, R. (2011). Männer – das benachteiligte Geschlecht? Weiblichkeitsabwehr und Antifeminismus im Diskurs über die Krise der Männlichkeit. In M. Bereswill & A. Neuber (Hrsg.), *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert* (S. 104-135). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Sigusch, V. (1998). Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten. *Psyche* 52 (12), 1192-1234.

Simmel, E. (1946). Antisemitismus und Massen-Psychopathologie. In Ders. (1993), *Antisemitismus* (S. 58-100). Frankfurt a.M.: Fischer.

Volkan, V. D. (1997). *Blutsgrenzen. Die historischen Wurzeln und die psychologischen Mechanismen ethnischer Konflikte und ihre Bedeutung bei Friedensverhandlungen*. Bern/München/Wien: Scherz, 1999.

Volkan, Vamik D. (2000). Grossgruppenidentität und auserwähltes Trauma, *Psyche* 54 (9), S. 931-953.

Volkan, V. D. (2004): *Blindes Vertrauen. Grossgruppen und ihre Führer in Zeiten der Krise und des Terrors*. Giessen: Psychosozial, 2005.

Wimbauer, Ch., Motakef, M. & Teschlade J. (2015). Prekäre Selbstverständlichkeiten. Neun prekarisierungstheoretische Thesen zu Diskursen gegen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung. In Hark, S. & Villa, P. (Hrsg.). *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: Transcript

Winter, Sebastian (2013). *Geschlechter- und Sexualitätsentwürfe in der SS-Zeitung Das Schwarze Korps. Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Studie*. Giessen: Psychosozial.

Angaben zum Autor:

Markus Brunner, Dr. phil., 1979, ist Co-Leiter des Masterschwerpunktes "Sozialpsychologie und psychosoziale Praxis" an der Sigmund Freud Universität Wien, Vorstandsmitglied der Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie, Mitherausgeber der Zeitschriften "Freie Assoziation" und "Psychologie und Gesellschaftskritik" und Ausbildungskandidat am Seminar für Gruppenanalyse Zürich (SGAZ).

Zahlreiche Publikationen zu Psychoanalyse, psychoanalytischer Sozialpsychologie und Kritischer Theorie.

Postadresse:
Markus Brunner
Neustiftgasse 109/17-19
A-1070 Wien